838 Pomarius

XII. k. 1

Sabin 81476

JLL

18 plates collated

author = Purmann, J

198

Sitten

und

Meinungen der Wilden

in Amerika.

Mit Kupfern.

Mores hominum multorum vidit et urbes.

Letzte verbesserte Auflage.

Wien

im Verlage bey F. A. Schrämbl. 1790.

August Scheppach.

Vorbericht.

Die Absicht des gegenwärtigen Werks ist, nach und nach eine umständliche Schilderung derjenigen Völker zu liefern, die wir insgemein mit dem Nahmen der Wilden zu belegen pflegen. Es fehlt uns zwar nicht an großen Werken, woraus man seine Wißbegierde in dieser Sache befriedigen kann; allein theils sind sie zu kostbar, daß sie nicht in jedermanns Hände kommen können, theils zu weitläufig, daß wenige Leser so viel Zeit übrig haben, dasjenige, was ihnen wichtig ist, daraus zu sammeln. Und gleichwohl ist die Neigung fast allgemein, Menschen, die unter einem andern Himmelsstriche wohnen, näher kennen zu lernen. Wir haben uns also vorgenommen, dem Wunsche dieser Wißbegierigen Genüge zu leisten, und aus so vielen weitläufigen Werken einen Auszug zu liefern. Wir müssen uns näher über unsern Plan erklären.

Die moralische Seite der Wilden ist es eigentlich, die wir uns zu zeigen vorgenommen haben. Iselin und Krafft haben zwar die Wilden schon aus diesem Gesichtspuncte

angesehen, um aus ihrer Beobachtung die Geschichte der Menschheit zu bereichern; allein sie sind bey allgemeinen Zügen stehen geblieben, und der Plan, den sie sich vorgeschrieben hatten, war, bloß das Resultat ihrer Beobachtungen dem Leser vorzulegen. Wir aber gehen mehr in das Besondere, weil wir gefunden haben, daß allgemeine Schilderungen zu unbestimmt sind. So groß der Unterschied zwischen den verschiedenen Europäischen Völkerschaften ist, eben so groß, ja noch weit größer ist derjenige, den wir unter den Amerikanischen Völkerschaften antreffen. Ein Engländer, ein Deutscher, ein Corse, ein Franzose, ein Moskowite, sind alle mit einander Europäer; allein, wie mangelhaft würde der Begriff werden, wenn wir sie in einer allgemeinen Schilderung bezeichnen wollten. Je abstractere Eigenschaften angegeben werden, desto weniger sind sie charakteristisch. Ein Eskimo, ein Cherokese, ein Caraibe, ein Patagon, sind alle Amerikanische Wilde; aber wie unterschieden sind sie von einander. Jeder hat seine besonderen Begriffe, seine besonderen Meinungen, seine besonderen Sitten, seine besondere Einrichtung. Diese sind es eigentlich, die der größte Theil des lesenden Publicums kennen möchte; und mit diesen suchen wir unsre Leser bekannt zu machen.

Man wird leicht errathen, daß diese Kenntnisse bloß von dem Zeugnisse solcher

Personen abhangen, die diese Völker aus der Erfahrung haben kennen lernen. Alte und neue Reisebeschreibungen sind die Quellen woraus wir geschöpft haben, und ihr Zeugniß muß so lange gelten, bis man sie entweder offenbarer Widersprüche, oder eines in die Augen fallenden Irrthums überzeugen kann. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß besonders in den ältern Zeiten manche Mährchen auf diese Art in die Welt hinein geschrieben worden sind; aber wir verlassen uns auch nicht auf die Aussage eines Einzigen, sondern wir vergleichen nach den Grundsätzen der historischen Wahrscheinlichkeit mehrere mit einander, und setzen auf diese Art die erzählten Thatsachen fest. Wo wir nur einen einzigen Gewährsmann haben, da müssen wir ihm seine Glaubwürdigkeit so lange gelten lassen, bis wir seine Aussage mit den Erzählungen anderer vergleichen können. Wir haben es nicht für nöthig gefunden, bei jedem einzelnen Puncte die Quellen anzuführen, woraus wir geschöpft haben; es würde dieses den Leser nicht nur ohne Noth aufgehalten haben, sondern er würde auch zu keiner größern Gewißheit gekommen seyn, als wenn wir ihm hier überhaupt sagen, daß wir in dem gegenwärtigen Bande die Nachrichten eines Garcillasso de Vega, Acosta, Ulloa, Correal, Lery, Charlevoix, Condamine, Rochefort, und anderer, nach Möglichkeit benutzt haben. Neue Entdeckungen wird man also nicht von uns verlan-

gen; aber, was wir bei andern gefunden haben, das haben wir treulich gesammelt.

Der gegenwärtige Band liefert die Religionsbegriffe, Staatseinrichtung, Kriegswesen, und Lebensart, dreyer Völkerschaften, die in verschiedener Absicht sehr wichtig sind. Sollten wir das Glück haben, den Beyfall der Leser zu erhalten, so werden wir mit den übrigen Nationen in Amerika auf gleiche Art fortfahren. Wir haben aus verschiedenen größern Werken einige Kupferstiche hinzu gefügt, um die Erzählung desto deutlicher zu machen; doch aber auch gesorgt, daß durch eine größere Anzahl derselben, der Preis des Werks nicht allzu hoch steigen möge.

Einleitung.

Man macht sich insgemein von den Wilden in Amerika einen ganz verkehrten Begriff, und trägt kein Bedenken, ihnen beynahe alles menschliche Gefühl abzusprechen, ja sie bis zur Classe der unvernünftigen Thiere zu erniedrigen. Es ist noch viel Ehre für sie, wenn man ihnen die menschliche Gestalt läßt; ja auch sogar diese ist nicht gänzlich unangefochten geblieben. Man stellte sich dieselben als nackende, ganz mit Haaren bewachsene, Menschen ähnliche Geschöpfe vor, die gleich den wilden Thieren in den Wäldern ohne Gesellschaft lebten, und weiter nichts als ein unvollkommenes Ebenbild der Menschheit an sich trügen. Es ist dieses zu allen Zeiten ein beynahe allgemeines Vorurtheil gewesen, daß man Völker, die man nicht kannte, sogleich auch in wunderliche Gestalten umschuf. Als der Karthaginensische General Hanno Befehl bekam, die Afrikanische Küste zu umschiffen, so brachte er bey seiner Zurückkunft ganz rauche Häute mit,

die er für Häute zweyer wilden Weibspersonen ausgab, und ließ sie in dem Tempel der Venus als eine außerordentliche Seltenheit aufheben. Vermuthlich waren es Häute von Affen weiblichen Geschlechts, dergleichen man auf der Insel Borneo und anders wo antrifft, die ihrer Gestalt und Größe nach dem Menschen am ähnlichsten kommen. Man weiß, was sich heut zu Tage einige Indianer für irrige Vorstellungen von den Ourang-Outangs machen, die sie für wirkliche wilde Menschen halten.

Die ersten Entdecker unbekannter Länder, so wie überhaupt gemeiniglich diejenigen, die auf Abenteuer ausgehen, glaubten sich durch einen gewissen verjährten Gebrauch berechtigt zu seyn, bey ihrer Zurückkunft ihre Landsleute mit allerhand außerordentlichen Erzählungen zu unterhalten. Der natürliche Hang der Menschen, bewundert zu werden, trieb sie an, die ungereimtesten Dinge in ihre Erzählungen zu mischen. Bald trafen sie Menschen an, die ganz mit Haaren bewachsen, auf vier Füßen herum krochen; ein anderes Mahl sahen sie Menschen, denen die sonst gute Mutter Natur nur einen Fuß gegeben hatte, und die mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit darauf herum hüpften, indem sich allemahl zwey und zwey an einander hielten. Die folgenden Reisenden wollten nicht weniger außerordentliche Dinge gesehen haben, als ihre Vorgänger, und vermehrten die Erdichtungen derselben mit neuen. Auf diese Art haben sich die seltsamsten Nachrichten ausgebreitet, indem

immer einer dem andern nachschrieb. Je wunderlichere Erzählungen man in der Welt ausbreitete, desto mehr versprach man sich Beyfall. Jede Nation hat ihre Herodote, die ohne Überlegung alle alten Weibermärchen als wahre Geschichte ausbreiten. Man könnte ein ganzes Buch, ja mehr als eines, damit anfüllen, wenn man alle dergleichen Nachrichten sammeln wollte, die von den ersten Reisenden in Absicht der Amerikaner ausgestreuet worden. In den folgenden Zeiten, wo man einen gereinigten Beobachtungsgeist mit auf die Reise nahm, sind eine Menge von den wunderbaren Nachrichten der Alten in ihr voriges Nichts versunken. Heut zu Tage findet man in dem mittäglichen Amerika nicht mehr diejenigen Riesen, die uns die Spanier so fürchterlich beschrieben haben; in den Brasilianischen Meeren schwimmen keine Sirenen mehr haufenweise herum; bey der Insel Martinique findet man keine Wasserweibchen mehr, und die Negern bey Parimaribo haben nicht mehr Füße, die wie Krebsschwänze gestaltet sind. Alle diese Ungereimtheiten sind verschwunden; man hat die Wilden nunmehr besser kennen gelernt, man weiß, daß sie Menschen sind, wie wir. Freylich verursacht das Klima, die Lebensart, und andere äußere Umstände auch eine Verschiedenheit in der Bildung ihrer Körper; allein die wesentlichen und Hauptzüge sind doch unter allen Himmelsstrichen die nähmlichen.

Es ist allerdings der Mühe werth, die Völker, welche von den Europäern, aus Stolz oder Fein-

heit der Sitten, Wilde genannt werden, näher kennen zu lernen. Ihre Gemüthsgaben und Kräfte des Geistes sind allerdings schwer zu fassen; ja es scheint sogar, daß etwas Widersprechendes darin angetroffen werde. Wenn wir sie auf der einen Seite ansehen, so gränzen sie viel näher an den Stand der Natur, als wir Europäer; auf der andern sind sie eben so weit unter demselben erniedrigt. Daher entstehen die zweydeutigen Schilderungen, die von verschiedenen Beobachtern von ihnen gemacht werden, nachdem sie sie von der einen oder andern Seite angesehen haben. Ein Volk, dem man insgemein kaum den Ehrentitel der Menschen zugestehen will; welches von allen Dingen entblößt, ohne Buchstaben, ohne Wissenschaft, dem Ansehen nach großen Theils ohne Gesetze, mehrern Theils ohne Tempel, und ohne ordentlichen Gottesdienst lebt, und über dieses an den mehresten nothwendigsten Dingen des Lebens nach unserer Idee Mangel leidet; ein solches Volk scheint den meisten keiner sonderlichen Aufmerksamkeit würdig zu seyn: allein wenn es gewiß ist, daß man die eigentliche Beschaffenheit des Menschen, in so fern sie der Natur angemessen ist, nicht besser erkennen kann, als wenn man die verschiedenen Züge des menschlichen Bildes in unterschiedenen Gestalten sieht, und sie auf die ersten Grundstriche zurück führt; so bleibt die Kenntniß der Wilden allemahl ein wichtiger Theil der menschlichen Kenntniß. Eine Hauptschwierigkeit aber, die dem Fortgange dieser Untersuchung sehr im Wege steht, liegt in den Wilden selbst. Wir ken-

nen keine anderen, als solche, wo die Europäer ihre Niederlassungen angelegt haben. Durch den Umgang mit diesen gesitteten Völkern sind sie in verschiedenen Stücken verdorben worden. Viele Laster, die vorher unter ihnen gänzlich unbekannt waren, sind jetzt unter ihnen herrschend geworden. Der Branntewein, z. B. das traurige Geschenk der Europäer, wozu die Wilden jetzt eine Begierde haben, die bis zur Raserey geht, und den sie bloß trinken, um sich zu berauschen, hat viele derselben völlig zu Grunde gerichtet, so, daß ihr gegenwärtiger Charakter demjenigen gar nicht mehr ähnlich ist, den sie bey der Ankunft der Europäer in jenem Welttheile gehabt haben. Von einigen sagen uns die Reisebeschreiber, daß sie ehemahls viel keuscher gelebt hätten, als jetzt. Viele sind auch selbst von ihren Mitbrüdern verdorben worden. Nicht alle Himmelsstriche sind der Ausbreitung einer Art von Lastern günstig; allein wenn eines dergleichen einmahl, gleichsam als fremde Waare, eingeführt ist, so breitet es sich sehr schnell auch unter einem solchen Volk aus, das demselben anfänglich nicht sehr ergeben zu seyn schien. In denen Ländern in Amerika, die gegen Süden liegen, hatten die Einwohner bey der Ankunft der Spanier in dem Umgange mit Weibspersonen weder Ziel noch Maß, und die Geilheit der Weiber kam ihnen hierin trefflich zu Statten. Von hier aus breitete sich das Verderben immer weiter gegen Norden, und mit demselben änderten sich auch die Sitten und der Charakter einer ganzen Nation. Gleiche Bewandtniß hat es auch auf der entgegen gesetzten

Seite. Eine Nation kann zufällig etwas Gutes von andern annehmen, es verbreitet sich nach und nach, und verwebt sich in den Charakter der Nation, so, daß sie sich in den folgenden Zeiten nicht mehr gleich sieht.

Eine andere Schwierigkeit, die uns jetzt in der Zeichnung der Amerikanischen Sitten aufstößt, ist diese, weil wir von ihrer ehemahligen Einrichtung so gar wenig wissen. Diejenigen, welche diese Länder zuerst entdeckten, hatten die schönste Gelegenheit, die Natur derselben in ihrer wahren Gestalt zu sehen. Haben sie aber dieselbe auch benutzt? Man müßte sehr unerfahren in der Geschichte der Entdeckung der neuen Welt seyn, wenn man den Europäern diese Ehre zugestehen wollte. Wer die Sitten eines bisher unbekannten Volks mit Zuverlässigkeit beschreiben will, muß nicht nur dasjenige bemerken, was jedermann in die Augen fällt; sondern er muß auch auf die kleinsten Handlungen sein Augenmerk richten; er muß viel sehen, um aus Vergleichung desselben die Triebfedern der Handlungen auszuspähen, er muß die geheimen Gründe aufsuchen, warum sie so und nicht anders handeln, er muß den Wilden bey allen seinen Tritten, besonders ohne daß er bemerkt wird, mit einem philosophischen Auge ansehen. Hier kann er bey einem Volke, das noch nicht durch Künste verfeinert ist, das just so redet und thut, wie es ihm ums Herz ist, unzählige Anmerkungen machen, welche zur Aufklärung der Geschichte der Menschheit dienen können. Allein

die ersten Eroberer hatten nichts weniger im Sinn, als auf Erkenntnisse bedacht zu seyn. Man suchte nur seinen eigenen Vortheil, und bekümmerte sich im geringsten nicht um die Denkungsart dieser Völker. Man brachte sie endlich unter das Joch, brauchte alle möglichen Grausamkeiten, und verschloß sich da durch den Weg selbst, zum Vortheil des Menschen nützliche Kenntnisse zu erwerben. Die Europäer waren viel zu sehr für sich eingenommen, als daß sie einen forschenden Blick auf diese ihnen bisher unbekannten Völker hätten werfen sollen. Ob sie im übrigen nicht auf eine leichtere Art zu ihrem Zwecke hätten gelangen können, wenn sie erst den Charakter der Amerikaner kennen gelernt, und sich desselben mit Klugheit zu Nutze gemacht hätten, das mögen die Staatskundigen untersuchen.

Bey dem ungeheuer großen Lande, das die Amerikaner bewohnen, ist es nicht anders zu vermuthen, als daß auch ihre Sitten und Charakter unendlich von einander verschieden seyn müssen. Allein bey dieser Verschiedenheit haben sie auch gewisse allgemeine Züge, worin sie insgesammt mit einander überein stimmen. Alle Wilden in Amerika haben zum Beyspiel dieses mit einander gemein, daß ihre sinnlichen Werkzeuge außerordentlich scharf sind. Es ist in der That zu verwundern, mit welcher Schärfe des Gesichts sie versehen sind. Ungeachtet an einem Orte die brennende Sonnenhitze, an einem andern der blendende Schnee, oder, wenn sie in ihren Hütten

stecken, Rauch und Dampf den Augen sehr nachtheilig zu seyn scheinen sollte; so übertreffen sie doch in der Schärfe des Gesichts die Europäer bey weitem, dermaßen, daß wo wir diese Gegenstände erst durch Hülfe der Ferngläser entdecken, sie solche mit bloßen Augen bemerken. Sie haben ferner ein überaus zartes Gehör, und einen so feinen Geruch, daß sie lange vorher Feuer riechen, ehe sie es entdecken können. Nach der Stärke ihrer sinnlichen Empfindungen richtet sich auch ihre Einbildungskraft, die nach der Maßgabe stärker ist, als sie ihre Seelenkräfte nicht zur Deutlichkeit erheben. Sie brauchen nur einmahl an einem Orte gewesen zu seyn, um eine richtige Vorstellung davon zu behalten, die nicht so leicht vergeht. Sie gehen durch die weitläufigsten und wildesten Wälder, ohne sich zu verirren, wenn sie nur beym Hineingehen ein gewisses Zeichen, entweder am Himmel, oder sonst wo, bemerkt haben. Die Einwohner von Acadia und den Gegenden um den Meerbusen St. Lorenz setzen sich oft in ihre Canots von Baumrinden, und schiffen nach Terra di Labrador; sie fahren auf offener See dreyßig bis vierzig Seemeilen weit ohne Compaß, und landen gerade an dem Orte an, wo sie sich es vorgenommen haben. An den dunkelsten Tagen folgen sie der Sonne, ohne sich zu irren. Aus dieser lebhaften Einbildungskraft entstehet auch ihr ganz vortreffliches Gedächtniß, in Absicht auf die Dinge, die in die Sinne fallen. Sie brauchen dazu keines von den Hülfsmitteln, die wir erfunden haben, um dem unsrigen zu Statten zu kommen. Sie begreifen al-

les leicht, was nicht über ihren Verstand, und in dem Gesichtskreis eingeschlossen ist, welcher die Ausbreitung ihrer sinnlichen Empfindung einschließt. Allein zu den Künsten, die sie nicht für nöthig erachten, können sie nicht leicht abgerichtet werden, es mag nun seyn, daß ihre Erfindungskraft nicht weiter reicht, als auf ihre Bedürfnisse, oder daß sie solche nicht anstrengen wollen. Ungeachtet die Peruaner unter den übrigen noch am meisten gebildet waren, so hält es doch schwer, wenn man sie jetzt durch Zwang und Fleiß zu solchen Sachen fähig machen will, die den Verstand angehen. Sittliche Empfindungen sind bey den meisten mehr Triebe der Natur, als Folgen der Überlegung. So ist die Liebe den meisten dieser Völker unbekannt. Alles, was sie davon empfinden, ist viehische Brunst. Entweder haben sie ihre Weiber mit einander gemein, oder behaupten ihr Eigenthum mit einer solchen Eifersucht, die bis zum Morden steigt, und das nicht aus Empfindung der Liebe, sondern entweder aus einem ausschweifenden Triebe zum Eigenthum, oder aus thierischem Neid.

Ihre Geschäfte verrichten sie mit einer gewissen Langsamkeit und Vorsichtigkeit; sie kommen selten in Eifer, und scheinen allezeit Herren über ihre Leidenschaften zu seyn. Sie haben aber doch einen gewissen Stolz gegen alles Auswärtige, und in ihrem Betragen haben sie nirgends die Europäer nachgeahmt. Sie haben beständig eine gewisse Gleichheit des Gemüths, welche auch die unangenehmsten Vorfälle nicht ändern können.

Ist es wirklich Gelassenheit, oder phlegmatischer Leichtsinn, oder Unthätigkeit, die aus dem Mangel sittlicher und vernünftiger Begriffe herkommt? Es ist zu verwundern, wie weit es die Amerikaner hierin gebracht haben. Die plötzlichsten Widerwärtigkeiten verursachen nicht einmahl eine Veränderung in ihrem Gesichte. Die Beständigkeit im Schmerzen ist nicht auszudrücken, und scheint beyden Geschlechtern gemein zu seyn. Ein junges Weib würde ganze Tage in Geburtsschmerzen zubringen, ohne einen Schrey zu thun. Sie würde sich bey den geringsten Kennzeichen von Schwachheit für unwürdig halten, Mutter zu seyn; weil man sie nur für fähig halten würde, feige Memmen zur Welt zu bringen. Gleiche Standhaftigkeit beweisen auch die Männer. Wenn der Amerikanische Wilde in die Hände seines Feindes kommt; so weiß er schon, daß man nicht sanfte mit den Gefangenen umgeht. Er weiß, daß er entweder gebraten, geschunden, oder auf eine andere Art, wie es an den verschiedenen Orten das Kriegsrecht mit sich bringt, von seinem Überwinder behandelt wird. Und bey alle dem beweißt er die größte Gleichgültigkeit. So bald er in die Gewalt seines Feindes kommt, so stimmt er sein Todenlied an; und singt es mit eben dem Muth, mit welchem sein Überwinder sein Siegeslied anstimmt. Er steht oft viele Stunden, ja wohl einige Tage alles dasjenige aus, was die Marter für jeden andern Erschreckendes haben würde. Er läßt sich bey einem gelinden Feuer braten, ohne einen Seufzer fahren zu lassen, ja er reizt seine Henker durch Schimpfreden noch

mehr an. Von dieser Unempfindlichkeit gegen Schmerzen, die man bey allen Amerikanischen Wilden antrifft, mag man eine Auslegung machen, welche man will; man mag ihr einen Nahmen geben, welchen man will; so setzt sie doch einen gewissen Muth voraus. Sie gewöhnen ihre Kinder von Jugend an dazu. An einigen Orten haben sie folgendes Kinderspiel. Kleine Jungen und Mädchen binden sich an einem Arm zusammen, und legen eine glühende Kohle zwischen sich, um zu sehen, wer am ersten zucken würde.

Hierin liegt aber auch ein Grund, warum die Wilden so schwer zu mildern und bessern Sitten gebracht werden können. Dessen ungeachtet muß man sich wundern, wie diese Völker, deren äußerliches Ansehen lauter Wildheit ist, unter einander selbst eine gewisse Sanftmuth haben. Man bewundert ihre natürliche Ernsthaftigkeit ohne Stolz, welche in ihrem Bezeigen, in ihren Thaten, ja so gar bey ihrem Zeitvertreibe zu sehen ist. Es ist nicht schwer diese zwey einander so sehr entgegen stehenden Eigenschaften, Grausamkeit und Sanftmuth mit einander zu vereinigen. Wenn sie menschenfreundlicher Gesinnungen fähig werden, so schränken sie sie höchstens nur auf ihre Familie ein. Nichts ist so selten, als daß Zänkereyen unter diesen entstehen sollten; und wenn sie auch zuweilen ausbrechen, so werden sie niemahls mit solchen unanständigen Ausdrücken und Flüchen begleitet, als in der Sprache der gesitteten Europäer angetroffen werden. Einer von ihren allgemeinsten Grundsätzen, worü-

ber sie auch insgesammt am meisten halten, ist, daß kein Mensch dem andern etwas schuldig sey. Hieraus schliessen sie nun zwar, daß man denenjenigen nichts zu Leide thun dürfe, von denen man nicht beleidigt worden wäre; aber ein jedes Volk wendet diesen Grundsatz nur auf sich an. Andere Völker greifen sie an, und treiben ihre Grausamkeit bis zur höchsten Ausschweifung. Man findet aber auch hier und da eine gewisse Art von Großmuth unter ihnen. Sie sind sehr weniger Gedanken und Begriffe fähig; sie finden wenige Menschen, mit denen ihre Seele harmonische Empfindungen fühlt. Finden sie aber einen von der Art, so ergießt sich ihre ganze Seele gegen ihn. Und daraus ist begreiflich, wie sie bey der größten Grausamkeit auch eine gewisse Treue, Freundschaft und Großmuth beweisen können.

So hartnäckig der Wilde in gewissen Fällen ist; so leichtsinnig und veränderlich ist er in andern. Seine Kenntniß erhebt sich nicht weit über die Sinnlichkeit, er hat wenig erfahren, und das Wenige, was er aus der Erfahrung weiß, vergleicht er nicht mit einander, um sich Grundsätze daraus abzusondern. Was ihn also nicht besonders rührt, was nicht einen besondern Eindruck auf seine Sinne macht, das verraucht eben so geschwinde wieder. Er hat zwar die Anlage zu einem guten Gedächtnisse, aber er ist zu flatterhaft, dasselbe zu brauchen. Er ist unfähig, seine Gedanken, über andere, als sinnliche Gegenstände, mit einer gewissen Klarheit zu ver-

breiten. Die rohen Triebe seines Herzens brechen also mit aller Rauhigkeit hervor, und werden durch kein Gegengewicht vernünftiger Betrachtungen gemildert und zurück gehalten. Der Wilde begnügt sich mit den ersten Eindrücken, die eine flüchtige Empfindung auf ihn macht, und diese vermischt er häufig mit einander, eben wie die Kinder, die sich bey jedem einzelnen Vorfalle sogleich einen allgemeinen Satz formiren, ihn für wahr halten, aber, weil sie ihn nur aus einem einzelnen Falle gezogen haben, eben so geschwinde wieder verwerfen. Wenn auch hier und da ihre Überlegung aufgefordert wird, so bekommen ihre gewöhnten Gedanken leicht wieder die Oberhand, und verdringen die leichtesten und einleuchtendesten Wahrheiten. Ihre Triebe verdunkeln das schwache Licht der Vernunft, und ein jeder neuer Fall vermehrt die Macht des Unverstands. Wird man sich nun wohl wundern, warum die ausgeschickten Missionarien so viele Schwierigkeiten finden, den Wilden die vernünftigen Begriffe der Christlichen Religion beyzubringen? Aus eben diesem Grunde sind auch die Gesetze bey ihnen so unkräftig. Ein einziger Eindruck eines sinnlichen Gegenstandes zernichtet in ihren Gemüthern alle Wirkung eines Gesetzes, das ihren rohen Trieben Schranken setzt.

Wenn man also auch hier und da einige gute Eigenschaften unter ihnen antrifft, so muß man sie nicht für wirkliche Tugenden halten; das Temperament und ihr Instinct hat den größten Antheil daran. Diese Menschen, die uns nach dem,

was wir bisher gesagt haben, so schwach und unvollkommen vorkommen, haben dennoch die größte Meinung von sich selbst, und verachten alle anderen Sterblichen gegen sich. Sie sind leichtsinnig, unbeständig, argwöhnisch gegen alle Ausländer, Verräther, wenn es auf ihren Nutzen ankommt, und über die Maßen rachgierig. Wo sie nur im geringsten Macht haben, so denken sie an das ihnen zugefügte Unrecht, auch nach sehr langer Zeit, und suchen sich deßwegen zu rächen. Diese Rachgierde ist ihre Lieblingsleidenschaft, die durch keine Zeit gedämpft wird. Sie ist das liebste Erbtheil, welches sie ihren Kindern lassen. Sie geht von Geschlecht zu Geschlecht, so lange das beleidigte Geschlecht noch Gelegenheit findet, sein Müthchen zu kühlen. Findet man auf der andern Seite auch Proben der Freundschaft, des Mitleidens, der Erkenntlichkeit, so sind dieses nicht Wirkungen eines guten Herzens, sondern bloß des natürlichen Triebes. Die Sorge, die sie für Unvermögende unter ihnen tragen, muß aus eben diesem Gesichtspuncte angesehen werden. Die Ältern haben zwar eine so zärtliche Neigung gegen ihre Kinder, daß sie Schwachheit wird; aber sie ist bloß thierisch. Die Kinder im Gegentheile haben ihrer Seits keine natürliche Erkenntlichkeit gegen ihre Ältern, sondern begegnen ihnen zuweilen mit der größten Unanständigkeit. Man erzählt, daß ein Irokese, der lange Zeit unter den Europäischen Völkern als Officier gedient hatte, in einem Treffen seinen Vater angetroffen habe, und ihn durchbohren wollen. Der Vater gab sich zu er-

kennen; der Sohn hielt ein, und sagte zu ihm, du hast mir einmahl das Leben gegeben, ich gebe dir es jetzt wieder; aber komm mir nicht ein anderes Mahl unter die Hände; denn ich habe nunmehr dasjenige abgetragen, was ich dir schuldig bin. Mit der Stärke ihrer Freundschaft, die von einigen so sehr gerühmt wird, hat es gleiche Beschaffenheit. Sie haben nicht so wohl Geschmack an den Süßigkeiten derselben, sondern schätzen sie vielmehr wegen dem Nutzen, den sie davon haben. Die Heftigkeit dieses sinnlichen Freundschaftstriebes ist bey vielen in die abscheulichsten Gewohnheiten ausgeartet, und hat die wunderlichsten Meinungen erzeugt. Wenn sich zwey Personen als Freunde vereinigt haben, so müssen sie alles unternehmen und wagen, um einander beyzustehen. Selbst der Tod trennt sie nur auf eine Zeitlang. Sie machen sich die Rechnung, daß sie einander in der andern Welt wieder sehen und sich nicht trennen werden, und sie sind überzeugt, daß sie auch alsdenn einander stets brauchen werden. Ein Missionar drohete einst einem Wilden mit der Hölle, und dieser fragte ihn, ob er glaubte, daß sein vor kurzem gestorbener Freund auch an diesem Ort der Qual wäre. Der Missionar antwortete, er hoffe, der Himmel würde ihm Gnade erwiesen haben. Ich will denn also auch dahin kommen, erwiederte der Wilde. Hier hatte blinder Freundschaftstrieb mehr Kraft als alle vernünftigen Bewegungsgründe. Dieser Instinct verursachte auch die Gewohnheit, daß mit einem verstorbenen Ehemanne sich eine seiner Frauen verbrennen mußte,

und daß diejenige, die sich dazu entschloß, für die geehrteste gehalten wurde. Andere schlachten bey den Begräbnissen viele Sclaven, damit sie ihrem Freund in der andern Welt dienen sollten.

Noch ein allgemeiner Zug in dem Charakter aller Wilden ist die Trägheit. Diejenigen, die in dem südlichen Amerika wohnen, haben sie in stärkerem Maße, als die nördlichen. Die Hitze entnervt ihre Körper, und macht sie zu starken Bewegungen unfähig. Außer diesem aber ist ohne Zweifel der Mangel des Verstandes und die unterlassene Übung desselben ein allgemeiner Grund von dieser Trägheit. Ihre ganze Thätigkeit schränkt sich auf ihre Bedürfnisse ein, deren sehr wenige sind. Je weniger Menschen Fähigkeit zu denken haben, desto weniger sind sie geneigt zu arbeiten, und noch weniger, sich gewisse Geschicklichkeiten zu erwerben. Viele Jahrhunderte sind die Amerikaner auf dieser Bahn fortgeschlendert, und es ist also kein Wunder, wenn die Künste unter ihnen so wenig Fortgang gemacht haben. Die Jagd und der Krieg ist ihre einzige Beschäftigung, vom Ackerbau wissen die wenigsten Völker etwas, außer, wo sie die Europäer dazu gezwungen haben. Sie sind in diesem Betrachte ein treues Gemählde, von vielen alten Europäischen Völkern. Was Amerika bey seiner Entdeckung war, das ist in den ältesten Zeiten die ganze Welt gewesen. Europa hat sich durch eine Kette von vielen Jahrhunderten aus dieser Unthätigkeit heraus gearbeitet; allein der wilde Amerikaner ist ungestört in seiner Ruhe geblieben, bis die Euro-

päer einige von ihnen aufgeweckt haben. Doch muß man dem Amerikanischen Frauenzimmer die Ehre lassen, daß es zu vernünftigen Beschäftigungen aufgelegter ist, als ihre Männer. Vielleicht sind weibliche Seelen zur Milderung der rohen Natur fähiger; vielleicht liegt der Grund in der feinern Organisation ihres Körpers; vielleicht sind sie mehr zur Nachahmung aufgelegt; vielleicht machen die Gegenstände einen frühern, geschwindern und lebhaftern Eindruck auf sie; ihr Gedächtniß behält sie besser, und vergleicht sie leichter. Im Ganzen aber ist die Herrschaft des alten Herkommens nirgends so fest gegründet, als unter den Wilden. Da sie nur so wenig Beschäftigungen und dabey eine so unthätige Seele haben, so fühlen sie das Leere in derselben nicht, geben sich auch keine Mühe solche auszufüllen: sie fallen deßwegen leicht auf etwas, das ihre Wirksamkeit auf eine leichte Art in Bewegung setzen kann. Sie bedienen sich geistiger Getränke, und wo man diese nicht haben kann, gewisses Rauchwerks, um Freude in ihre Seele zu gießen. Tanz und Spiel finden wir gleichfalls bey den meisten Amerikanischen Völkern.

So häßlich nun der Zustand der Wilden, wenn man ihn auch nur nach diesen allgemeinen Zügen ansieht, ist, so ist er doch für diejenigen, die darin geboren sind, bey weitem nicht so fürchterlich, als für uns. Der Nordamerikaner liegt in seiner Cabane nicht schlechter, als der Europäer in seinen Zimmern: er kennt nichts Bessers, ja er ist wohl gar stolz darauf. Der

Neger von Gorea hält sich für den schönsten Menschen auf dem Erdboden; und der Kamtschatale ißt seinen stinkenden Fisch mit eben einem solchen Appetit, als der Europäer seine Pastete. So ist in der Welt alles relativ.

Diese allgemeine Vorstellung der Sitten der Wilden ist noch bey weitem nicht hinreichend, uns eine richtige Vorstellung von ihnen zu machen. Sie enthält weiter nichts, als was alle Wilden, sie mögen in einem Welttheile wohnen, wo sie wollen, mit einander gemein haben. Wir wollen uns aber in das Besondere einlassen, und die Sitten und Gebräuche der einzelnen Völker in Amerika schildern. Eine genauere Untersuchung derselben ist in mehr als einerley Absicht wichtig. Wenn sie von unsern Sitten so sehr weit abstehen, daß sie nicht allein im geographischen Verstande, sondern auch im physikalischen und moralischen die Antipoden von Europa sind; so verdienen sie dadurch schon, daß wir einige Mühe auf sie wenden: wenn sie aber noch außer dem das Verdienst haben, daß sie in vielen Stücken den Europäern den Preis streitig machen; so sind sie der Beobachtung des Philosophen noch mehr würdig. Allein man kann sie noch aus einem andern Gesichtspuncte ansehen. Sie geben uns den deutlichsten Fingerzeig, wie wir dem Fortgang und Wachsthum des Menschengeschlechtes durch so viele Veränderungen nachspüren können. Vergleichen wir sie so wohl unter einander, als auch mit den Sitten der Europäer, so sehen wir auf der einen Seite, in welchem Zu-

stande die Jugend des Menschengeschlechts gelebt hat, und auf der andern, in welcher Ordnung eben dasselbe entweder vor- oder rückwärts gegangen. Hieraus können wir durch Absonderung den Stand der Natur kennen lernen, und zugleich bemerken, wie weit wir uns von demselben entfernt haben; wie beschwerlich jeder Schritt, den man zur Verbesserung gethan hat, gewesen ist, und tausend andere Dinge, die einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß in die Kenntniß des Menschen haben, werden uns verständlich.

Aus dieser Ursache wollen wir das Besondere in dem Charakter einer jeden Amerikanischen Nation aufsuchen. Ihre Verschiedenheit wird uns in den Stand setzen, allgemeine Sätze und Urtheile daraus zu ziehen. In ihre Geschichte werden wir uns nur in so fern einlassen, als sie uns einen Schlüssel gibt, ihre Gemüthsbeschaffenheit kennen zu lernen; was aber dahin keinen Einfluß hat, werden wir liegen lassen. Desto umständlicher aber werden wir seyn in der Beschreibung ihrer Religion, Regierungsform, und Staatsverfassung, häuslichen und ökonomischen Einrichtung, Beschäftigungen, öffentlichen Ceremonien, herrschenden Tugenden und Lastern, und überhaupt aller derjenigen Stücke, woraus der National-Charakter formirt werden kann. Von allen werden wir zwar nicht mit gleicher Weitläufigkeit handeln können, weil uns die Materialien fehlen; was aber die Reisebeschreibungen und andere Quellen für Nachrichten liefern, werden wir nach allen

Kräften zu benutzen suchen, dabey aber dahin Rücksicht nehmen, daß wir den glaubwürdigsten, ob gleich mangelhaften, einen Vorzug gönnen werden. Der Plan, den wir uns vorgesetzt haben, ist dieser, daß wir zwar zuerst von den mittäglichen Provinzen dieses Reichs anfangen, und sodann zu den nördlichen fortschreiten werden; allein wir werden uns nicht so genau an die geographische Ordnung der Länder binden. Wir werden auch keine bloßen trockenen Erzählungen liefern, sondern uns hier und da die Freyheit nehmen, einige Raisonnemens einzumischen, ohne jedoch in den declamatorischen Chrien-Ton zu verfallen. Das ist kürzlich dasjenige, was der geneigte Leser von uns zu erwarten hat. Ob wir unserm Versprechen treu geblieben sind, überlassen wir seinem Urtheile.

Sitten und Meinungen der Peruaner.

Wir machen mit diesem Volk aus doppelter Ursache den Anfang unsrer Beschreibung, eines Theils, weil wir von ihnen durch den Garcillasso de Vega, einen Abkömmling der alten Regenten dieses Landes, die zuverlässigste Nachricht davon haben, theils auch, weil sie sich unter allen übrigen amerikanischen Völkern am ersten aus ihrer alten Barbarey gerissen haben; denn zu der Zeit, als die Spanier dieses Land eroberten, waren sie schon sehr nahe an den civilisirten Zustand des Menschen gekommen.

Erster Abschnitt.

Stiftung der Nation.

Die Geschichte vom Ursprunge dieses Reichs, ist so wie bey allen alten Staatsverfassungen, mit einer unendlichen Menge von Fabeln untermischt. Die Ursache davon darf man nicht so wohl in der Unwissenheit der Indianer, welchen die Kunst zu schreiben und zuverlässige Denkmähler der Geschichte auf die Nachwelt zu bringen, ganz-

lich unbekannt war, als vielmehr in den Vorurtheilen der älteſten Völker ſuchen. Die erſten Stifter dieſer Nation, der Ynca, Manco Capac, und ſeine Gemahlin Coya gaben ſich für Kinder der Sonne aus, ſetzten ſich bey den thieriſchen Einwohnern in Credit, ſammelten ſie in Geſellſchaften, baueten die Stadt Cuzko, gaben Geſetze, und ſtifteten das Reich Peru. Es wird unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ihnen die obgleich fabelhafte, dennoch von den Peruanern geglaubte Erzählung eines alten Ynca, die er ſeinem Vetter, dem vorhin genannten Garcillaſſo de Vega, hiervon gab, aus ſeinem Munde mittheilen. Ihr müßt wiſſen, ſagte der Alte, daß ſich vor Alters in dieſem großen Lande lauter Berge und tiefe Thäler befanden, die mit Geſträuchen und Büſchen bedeckt waren. Die Menſchen der damahligen Zeit lebten wie das Vieh, ohne Polizey und Religion. Sie wußten nicht, was ein Haus, noch viel weniger, was eine Stadt ſey; ſie hatten ihren Verſtand noch nicht brauchen gelernt, und verſtanden alſo auch nicht die Kunſt, das Feld zu bauen, noch die Wolle oder Baumwolle zu ſpinnen, um ſich die nöthigen Kleider zur Bedeckung ihrer Blöße zu machen. Ihr Leben war vollkommen thieriſch. Sie lebten zwey, oder drey beyſammen, ſo wie ſie das Schickſal zuſammen brachte, und hielten ſich in unterirdiſchen Höhlen und Löchern auf. Das von ſich ſelbſt wachſende Kraut auf dem Felde, die Wurzeln von Bäumen, das wilde Obſt, ja ſogar Menſchenfleiſch, waren die Speiſen, wovon ſie ſich, wie das Vieh, nährten.

Einige bedienten sich der Thierhäute und Baumrinden, oder auch der Baumblätter, ihre Blöße einiger Maßen gegen die rauhe Witterung zu bedecken, andere liefen ganz nackend. Kurz, sie führten ein recht viehisches Leben; sie paarten sich mit den ersten Weibspersonen, die sie antrafen, ohne daß sie eine für sich allein hatten, oder sich an eine allein hielten.

Als nun die Sonne, der Vater der Menschen, sah, daß die alten Peruaner so beschaffen waren, wie sie jetzt beschrieben worden sind; so wurde sie von Mitleiden darüber gerührt, und schickte ihnen zwey von ihren Kindern, einen Sohn, und eine Tochter, vom Himmel, welche sie die Sonne, unsern Vater, sollten kennen lernen, damit sie dieselbe verehren, und als ihren Gott anbethen sollten. Diese beyden Götterkinder bekamen auch den Auftrag, ihnen Gesetze zu geben, und Vorschriften zu ertheilen, wodurch sie als vernünftige Menschen leben, den gesellschaftlichen Umgang lernen, in Häusern wohnen, Städte bevölkern, das Land bauen, die Pflanzen warten, Ärnde halten, Vieh weiden, die daraus entspringenden Bequemlichkeiten genießen, sich die Früchte des Landes zu Nutze machen, und, mit einem Wort, als wahre Menschen, und nicht als Thiere, leben könnten. So sagte die Sonne, und setzte ihre beiden Kinder bey dem Sumpf Titicaca nieder, welcher achthundert Meilen weit von der nachmahligen Hauptstadt des Landes, Cuzko, entfernt war, und gab ihnen die Erlaubniß, sich hin zu wenden,

wo sie hin wollten. Sie gab ihnen noch diesen Befehl, wenn sie an einem Orte essen oder schlafen wollten, so sollten sie versuchen, einen goldenen Stab, zwey Finger dick und eine halbe Elle lang, die sie ihnen zu einem unfehlbaren Zeichen ihres Willens gab, in die Erde zu stecken: da, wo nun dieser Stab durch einen Stoß, den sie ihm geben würden, in die Erde gehen würde, da sollten sie sich aufhalten und ihre neue Wohnung anlegen. Die Sonne gab ihnen noch diese besondere Instruction; sie sagte: Kinder, wenn ihr diese Leute unserm Gehorsam werdet unterworfen haben, so traget Sorge, sie durch Gesetze der Vernunft, der Frömmigkeit, der Gnade, der Gerechtigkeit und Billigkeit, zu lenken. Ihr müßt alles für sie thun, was ein guter Vater für seine Kinder zu thun pflegt, denen er das Leben gegeben hat, und die er zärtlich liebt. Mein Beyspiel soll auch zur Nachfolge dienen; ihr wisset, daß ich niemahls aufhöre, allen Sterblichen Gutes zu thun. Ich erleuchte sie mit meinem Licht, und gebe ihnen dadurch das Mittel, daß sie sehen und ihre Geschäfte abwarten können; ich bin es, die sie erwärmt, wenn sie frieret, die ihre Felder und Weiden fruchtbar macht, die ihre Bäume Früchte tragen läßt, die ihre Herden vermehrt, die ihnen Regen und schönes Wetter schickt, wenn es die Noth erfordert. Ich bin es, die des Tages einmahl um die Welt herum geht, und sehe, ob die Erde etwas nöthig habe, damit ich solches zum Besten ihrer Bewohner verordne. Nach diesem meinem Beyspiele handelt auch ihr, meine

Kinder, die ich jetzt zum Unterrichte derjenigen armen Menschen auf die Welt schicke, die bisher als Thiere gelebt haben. Von nun an gebe ich euch den königlichen Titel, und will, daß sich eure Herrschaft über alle diejenigen Völker erstrecke, die ihr durch starke Gründe und gute Thaten, vornehmlich aber durch euer Beyspiel, unterrichten werdet.

Die beyden Kinder gehorchten dem Befehl ihres Vaters, und gingen von Titicaca weg. Sie wendeten sich gegen Norden, und vergaßen niemahls an den Orten, wo sie sich aufhielten, ihren goldenen Stab in die Erde zu stecken; aber nirgends ging er ein. Nachdem sie nun lange genug herum gezogen waren; so kamen sie endlich an eine kleine Schlafstätte, die gegen Mittag neunthalbe Meilen von Cuzko liegt, und die man insgemein Pacarec-Tempu, d. i. die Schlafstätte des anbrechenden Tages nennt, welcher Nahme ihr von dem Ynca gegeben wurde, weil er aus dieser Schlafstätte ging, da der Tag anfing anzubrechen. Man sieht daselbst noch jetzt die Stadt, welche dieser Prinz nach der Zeit, zu großer Ehre seiner Einwohner, hat bevölkern lassen, und die sich noch jetzt dieses Nahmens rühmt, weil er ihr von dem Ynca selbst gegeben wurde. Ehemahls war es ein Thal, worin man nichts als steile Abgründe, Sümpfe und Berge sah.

Der erste Ort, wo sie sich in diesem Thale aufhielten, war derjenige, den man jetzt Hua-

nacauti nennt, auf der Mittagsseite von Cuzko. Daselbst machten sie mit ihrem goldenen Stabe eben den Versuch, den sie schon oft vergeblich gemacht hatten. Bey dem ersten Stoße, den sie damit in die Erde thaten, fuhr er so tief hinein, daß sie ihn niemahls wieder sahen. Darauf wendete sich der gütige Ynca zur Königinn, welche seine Schwester und Gemahlinn war, und sagte zu ihr: die Sonne, unser Vater, will, daß wir hier unsere Wohnung aufschlagen sollen. Wir müssen also zuvörderst suchen, diese zerstreueten Menschen an uns zu ziehen, und ihnen dasjenige Gute erweisen, was uns unser Vater befohlen hat. Hierauf gingen sie beyde von Huanacauti weg, und wendeten sich auf beyde Seiten, um Leute zusammen zu bringen. Weil dieses nun derjenige Ort ist, wo sie sich, so viel wir wissen, zuerst nieder gelassen haben, und von wannen sie ausgegangen sind, dem ganzen menschlichen Geschlechte Gutes zu thun: so haben wir daselbst einen Tempel gebauet, um darin die Sonne, unsern Vater, anzubethen, zum Andenken ihrer Gewogenheit und Gnade, die sie der Welt erwiesen hat.

Der Prinz wendete sich darauf gegen Norden, und die Prinzessinn gegen Süden. Sie durchstrichen Wüsteneyen, die durch herabhangende Felsen und Abgründe sehr fürchterlich waren; sie durchkrochen dichte Gebüsche; und wo sie Menschen antrafen, da redeten sie sie an. Sie sagten zu ihnen, die Sonne, ihr Vater, hätte sie vom Himmel geschickt, daß sie die Herren und Wohl-

thäter aller Einwohner des ganzen Landes seyn, solche aus ihrer wilden Lebensart herausreissen, und sie lehren sollten, sich als wahrhafte Menschen zu beweisen. Um nun den Befehl der Sonne, ihres Vaters, zu erfüllen, gingen sie überall herum, suchten Menschen auf, die sie aus diesen Gebirgen herausziehen und in bessere Gegenden versetzen wollten; ihre ganze Absicht ging dahin, sie in Städte zu versammeln, und sie zu einer menschlichen Lebensart zu gewöhnen. Sie reitzten gar bald die Aufmerksamkeit dieser wilden Bewohner des Waldes; denn ihr Aufzug war von der Tracht dieser Waldmenschen gar zu sehr unterschieden. Diese erstaunten über die Zierathen, womit sie die Sonne, ihr Vater, geschmückt hatte. Sie hatten sich die Ohren durchbohret, worin ihnen hernach ihre Nachkommen gefolgt sind; sie ließen sowohl durch ihre Worte, als durch die Majestät ihres Gesichts ganz deutlich merken, daß sie Kinder der Sonne, und ausdrücklich gekommen wären, um den Menschen Städte zur Wohnung und Fleisch zur Nahrung zu verschaffen. Die Wilden erstaunten über das, was sie sahen, eben so sehr, als sie durch die Versprechungen dieser Menschenfreunde gerührt wurden, und zweifelten nunmehr keinen Augenblick, sie als Kinder der Sonne zu verehren, und ihnen, als Königen, zu gehorchen. Von allen Seiten her kamen Menschen zusammen, und überließen sich der Leitung dieser beyden Wohlthäter.

Da nun diese Fürsten so viele Leute beysam-

men sahen; so gaben sie einigen davon Befehl, den nöthigen Vorrath von Lebensmitteln für die andern zu besorgen, damit sie nicht der Hunger zwingen möchte, diese Gegend wieder zu verlassen, und sich zu zerstreuen; andere bekamen den Befehl, Häuser und Wohnungen nach dem Muster, welches ihnen der Ynca selbst zeigte, zu bauen. Und so entstand die Stadt Cuzko. Sie theilte sich gleich anfänglich in zwey Theile. Diejenigen Menschen, welche der Ynca mit sich gebracht hatte, baueten sich in dem obern Theile der Stadt an, und nannten es Hanan Cuzko, oder die Oberstadt; diejenigen aber, die die Königinn mitgebracht hatte, ließen sich in Hurin Cuzko, oder der Unterstadt, nieder. Keine von beyden Städten hatte einige Vorzüge oder Freyheiten vor der andern voraus, sondern sie waren einander alle gleich, als gute Brüder, die nur einen Vater und Mutter hatten. Der Ynca hatte bey dem Unterschiede der Nahmen beyder Städte keine andere Absicht, als der Nachwelt ein Denkmahl zu hinterlassen, welchen Theil der Einwohner er selbst, und welchen seine Gemahlinn zusammen gebracht hatte. Der einzige Unterschied, den er unter ihnen machte, war, daß Ober-Cuzko, als der ältere Bruder, und Unter-Cuzko, als der jüngere, angesehen werden sollte. Endlich befahl er auch, daß man die erstere, weil sie von einem Manne erbauet worden, für den rechten Arm, die andere aber, weil sie von einem Weibe gestiftet worden, für den linken Arm ansehen sollte. Von dieser Eintheilung stammt die Gewohnheit her, daß in der Zukunft

YNCA MANCO CAPAC, Vater seines Volkes.

alle Peruanischen Städte auf gleiche Art eingetheilt wurden.

Nunmehr war die erste Stadt gegründet, und so ziemlich bevölkert. Das erste, worauf jetzt der Ynca seine Sorge richtete, war, daß er seine neuen Unterthanen allerhand nützliche Sachen lehrte. Er zeigte ihnen unter andern, wie man das Feld ackern und bestellen, wie man Korn und Hülsenfrüchte säen müßte; er lehrte sie einen Unterschied zwischen den bessern und schlechtern Früchten machen; er ließ sie Pflugsterzen und andere Werkzeuge, die man so wohl zum Ackerbaue, als andern Bedürfnissen brauchte, machen; er zeigte ihnen, was sie von den Bächen für einen Gebrauch machen, wie sie Wasserleitungen sowohl für ihr Feld, als für die Stadt, anlegen sollten. Er führte auch den Gebrauch der Kleider und Schuhe unter ihnen ein. Die Königinn war ihrer Seits auch nicht müßig. Sie richtete die Indianerinnen zu denjenigen Verrichtungen ab, die für die Weiber gehörten, z. B. spinnen, Baumwolle und andere Wolle zu bereiten, und Kleider daraus für sich und ihre Männer machen. Sie vergaß nicht, ihnen alles zu sagen, was zum Hauswesen nöthig war.

Da nun diese zusammen gebrachten Indianer sahen, daß sie ganz andere Menschen geworden waren, als vorher, und die Wohlthaten erkannten, die sie erhalten hatten; so waren sie darüber so froh und vergnügt, daß sie überall in den Gesträuchen und unter den Felsen herum liefen,

um zu sehen, ob sie nicht einige von ihren Landsleuten finden möchten; und so bald sie einen antrafen, so redeten sie mit ihm von diesen neu angekommenen Sonnenkindern, und erzählten ihnen, was sie für große Wohlthaten von ihnen genossen hätten. Sie zeigten ihnen ihre neuen Kleider und Speisen, die sie von ihnen bekommen hätten; sie erzählten ihnen, daß sie nicht mehr in Feldern und Löchern zerstreuet, sondern in Städten und Häusern mit einander vereinigt lebten. Durch die Reden dieser Emissarien wurden die Wilden anfänglich in Verwunderung gesetzt, und zuletzt freueten sie sich darüber, liefen haufenweise hin, um die neuen Einrichtungen zu sehen. Sie wurden dadurch so gerührt, daß sie sich auch entschlossen da zu bleiben, und sich bey den andern anzubauen. Kurz, der Zulauf war so groß, daß nicht nur die Hauptstadt hinlänglich bevölkert wurde, sondern sie sich auch in andern kleinern Orten in Gesellschaft zusammen thaten. In Zeit von sechs bis sieben Jahren hatte der Ynca Volk genug, ein Kriegsheer daraus zu machen, und sich gegen diejenigen zu vertheidigen, die ihn in seinen neuen Besitzungen angreifen würden. In dieser Absicht lehrte er sie Waffen machen, und sie mit Vortheil zu gebrauchen. Er machte sich darauf die Völker rings umher unterthänig, und breitete sein Reich auf der Ostseite bis an den Fluß Paucartampu, auf der Westseite bis an den Fluß Apurimac, und gegen Mittag bis Quequisana, aus. In dieser Gegend ließ er über hundert Flecken anlegen und bevölkern. So erzählt der

alte Indianer den Ursprung des alten Peruanischen Reichs.

Außer diesen haben die Peruaner noch andere Traditionen von dem Ursprunge ihres Reichs, die aber größtentheils entweder aus der angeführten hergeflossen sind, oder mit solcher Verwirrung erzählt werden, daß man nicht den geringsten Zusammenhang heraus bringen kann. Aus der poetischen Sprache, in welcher die vorhin angeführte Erzählung vorgetragen worden, läßt sich sehr deutlich schliessen, daß Wahrheit und Erdichtung mit einander vermischt sey. Wir wollen einige Anmerkungen darüber machen, um vielleicht auf die wahre Beschaffenheit der Sache zu kommen.

Wenn man die Gemüthsart der Indianer, und den wirklich barbarischen und viehischen Zustand, worin sie dieser Erzählung zu Folge lebten, in Erwägung zieht; so scheint es nicht glaublich zu seyn, daß sie sich so leicht unter den Gehorsam des Manco-Capac gedemüthiget haben sollten, und zwar dergestalt, daß sie sich ohne Widerrede bequemten, alles dasjenige auszurichten, was er ihnen gebothen hatte, ihren Leidenschaften und barbarischen Gewohnheiten zu entsagen, um sich zu einer vernünftigen Lebensart zu gewöhnen; ihre eingewurzelte Trägheit abzulegen, und sich der Arbeit zu unterziehen; ihre alten Götzen und Religion zu verlassen, und diejenige, die er ihnen vorschlug, anzunehmen; ihrer natürlichen Freyheit, worin sie bisher ge-

lebt hatten, zu entsagen, und sich gutwillig unter das Joch der Unterthänigkeit zu beugen; kurz, aus Barbaren und Unmenschen, denn dieses waren sie nach allen Absichten, sich plötzlich in vernünftige Menschen zu verwandeln. Wer den Fortgang des menschlichen Wachsthums, und die bloß saufenweise fortschreitende Veränderung des Menschen kennt, muß natürlicher Weise auf die Gedanken gerathen, daß ganze Jahrhunderte erfordert wurden, ehe eine solche allgemeine Veränderung zu Stande kommen konnte, und daß mehrere Generationen vorüber gehen mußten, ehe sich eine Nation aus einem so verwilderten Zustande heraus reissen konnte. Eine so unbegreifliche Verwandlung macht, daß man sich mit Mühe überreden kann, es sey bis auf den Manco Capac kein König in Peru gewesen; und diese Vermuthung wird durch die mannigfaltigen Meinungen von der Ankunft dieses Fürsten vermehrt. Denn außer der vorhin angeführten Erzählung lassen ihn andere auf eine ganz andere Art auf dem Peruanischen Schauplatze erscheinen. Sie sagen, nach einer allgemeinen Überschwemmung sey in der Gegend Tiahuacanu ein gewisser Mensch zum Vorscheine gekommen, der die Welt in vier Theile getheilt, und sie vier Personen, denen er den Königstitel beylegte, geschenkt habe; davon habe der eine, Manco Capac, der andere Colla, der dritte Tocay, und der vierte Pinahua geheissen, die sich nach den vier Weltgegenden in die Erde getheilt hätten. Eine andere Peruanische Tradition erzählt die Geschichte also: Bey Erschaffung der Welt wären vier Manns- und eben

so viel Weibspersonen aus den Öffnungen der Felsen bey Paucartampu hervor gekommen; der erste unter diesen wäre Manco Capac, und seine Frau Mama Ollco gewesen; der andere hätte Ayar Cachi, der dritte Ayar Vehu, und der vierte Ayar Sauca geheissen. Der erste habe sich Völker unterwürfig gemacht; von den andern aber wisse man nichts. Diese Lücke füllen sie mit etymologischen Erdichtungen aus, fast wie die Europäischen Alterthumsforscher. Sie sagen, in der Sprache der Yuca bedeute Cachi, Salz; durch das Wort Vehu werde ein gewisses Gewürz, so dem Pfeffer gliche, verstanden; und Sauca sey so viel als Ergetzlichkeit. Und nun ist die allegorische Geschichte fertig. Unter dem einen Bruder Cachi (Salz) verstehen sie die guten Lehren, die ihnen Manco in Absicht auf die gute Lebensart gegeben; durch den Pfeffer wollen sie die Annehmlichkeiten oder den guten Geschmack, den sie dabey empfunden haben, anzeigen, und durch die Ergetzlichkeiten (Sauca) wollen sie die Zufriedenheit anzeigen, die sie dabey empfanden. Wenn unsere Leser über die Erklärung lachen, so verdenken wir es ihnen zwar nicht; bitten sie aber zu bedenken, ob nicht manche gelehrte Erklärung der Mythologie der gesitteten Griechen eben so lächerlich sey.

Genug, Manco Capac, er mag nun von der Sonne herab geschickt, oder von einem andern Lande nach Peru gekommen seyn, ist der erste Stifter der Nation. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unter den Völkern, die vorher in dieser Ge-

gend gewohnt haben, sehr viele eine abscheuliche Abgötterey getrieben haben; vielleicht waren sie von der Allgötterey nicht weit entfernt. Einige Personen unter ihnen mögen vielleicht der Sonne einen göttlichen Dienst erwiesen, und ihr Opfer gebracht haben. Wenigstens finden wir bey allen Americanischen Völkern Spuren des Sonnen- und Feuerdienstes, wie wir zu seiner Zeit umständlich zeigen werden. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß sich unter den dasigen Einwohnern einige Personen gefunden haben, die diesem Dienste selbst ergeben waren, und auch andere dazu gebracht haben. Nimmt man dieses an, so verschwindet in der obigen Erzählung alles Wunderbare; es läßt sich leicht vermuthen, daß die Familie des Manco Capac eine von denenjenigen gewesen, welche dieser Art der Abgötterey ergeben waren. Sein Verdienst auf dieser Seite besteht also darin, daß er die Menschen von einer unedlen und abscheulichen Art der Abgötterey zu einer feinern und subtilern übergeführt habe. Sieht man, wie sich aus allen barbarischen Nationen nach und nach Staaten formirt haben; so ist es auch wahrscheinlich, daß unter diesen alten Indianern Leute gewesen, die Geschicklichkeit genug besessen haben, darauf zu denken, wie sie sich die andern unterwerfen können: eine Erscheinung, die nur gar zu oft auch bey der verfeinerten menschlichen Natur vorkommt. Es ist also gar nichts Seltsames, daß derjenige, der einen gewissen Grad des Ansehens über andere erhalten hatte, sich bemühete, diesen Vorzug weiter zu treiben. Man wende uns nicht ihre Bar-

barey dagegen ein; so groß sie auch immer gewesen war, so ging sie doch nicht so weit, daß sie die Lust zur Herrschaft, und denjenigen Ehrgeitz erstickte, welcher einen Theil von unsrer Natur auszumachen scheint, und welcher macht, daß man sich niemahls einer erlangten Herrschaft gern begibt, sondern sie gern auf seine Nachkommen bringt. Es ist also höchst zu vermuthen, daß unter den ganz alten Indianern jeder Stamm oder Völkerschaft, die vielleicht nur aus wenigen Familien bestand, eine Art von Oberhaupt hatte. So wild und herumschweifend auch diese Völker immer gewesen waren; so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß immer eine vollkommene Gleichheit unter ihnen geherrscht habe. Dieses also nun voraus gesetzt, kann es seyn, daß es in der Gegend von Cuzko eine nicht so barbarische Nation als die andern, und folglich eine verschlagenere Völkerschaft gegeben habe, die unter einem Haupt oder Art von Oberherrn gestanden, und sich nach und nach durch Unterdrückung der andern zu vergrößern gewußt, ohne jedoch großen Fortgang zu machen, bis sie ein fähigeres, muthigeres und mit mehr natürlicher Einsicht begabtes, kurz, ein solches Oberhaupt bekam, wie uns Manca Capac geschildert wird. Dieser ersann mit vieler Verschlagenheit eine Fabel, wodurch er sich zum Sohn der Sonne machte, und dieses wurde von seiner Nation geglaubt. Man darf sich gar nicht darüber wundern; haben doch wohl andere Nationen, die weit erleuchteter waren, noch viel unwahrscheinlichere Fabeln geglaubt. Manco Capac scheint also ein geborner

Fürst eines kleinen Staates oder einer nicht sehr zahlreichen Völkerschaft gewesen zu seyn, der mehr Witz und Einsicht gehabt, als seine Vorfahren, den Verstand seiner Unterthanen gebessert, und seine Staaten durch Wohlthun, Sanftmuth, List, und endlich durch Gewalt vergrößert. So hangt die Sache ganz natürlich zusammen.

Die erste Sorge also richtete Manco Capac darauf, daß er seine neuen Unterthanen lehrte, wie sie das Erdreich bauen, ihre Haushaltung bequem einrichten, und allerley zum menschlichen Leben dienliche Dinge verfertigen sollten. Nachher unterrichtete er sie in guten Sitten, empfahl ihnen die Anständigkeit in ihrem Umgange, und die an ihrem Nächsten auszuübenden Pflichten; denn bisher glaubte niemand, daß er dem andern etwas schuldig sey. Er war gewiß einer von denen außerordentlichen Geistern, dergleichen die göttliche Vorsicht dann und wann in allen Staaten hervor bringt, um den andern zu Führern zu dienen. Er suchte ihnen besonders den in der gesunden Vernunft befestigten Lehrsatz beyzubringen, daß, wenn sie in ihren Wohnungen Ruhe und Frieden haben wollten, sie gegen ihre Nachbarn gleiches Verhalten beweisen müßten. Damit er auch die Unreinigkeit, als ein unter ihnen sehr gemeines Laster, abbringen möchte, so verboth er bey harter Strafe, die Ehrbarkeit der Frauen und Jungfrauen zu verletzen. Er verordnete deßwegen, daß niemand mehr, als eine Frau haben sollte, welche er aus seiner

Verwandtschaft heurathen mußte, in der Absicht, damit die Familien desto fester zusammen halten möchten. Das Vieh, welches bisher auf dem Felde und in den Wäldern zerstreut herum gelaufen war, ließ er in Herden zusammen treiben, und lehrte sie durch Spinnen und Weben die Wolle derselben brauchen. Er wies ihnen, wie sie aus den Häuten der Thiere Schuhe, oder Halbstiefeln, Usute genannt, machen sollten. Über eine jede kleine Nation, die er unter seine Bothmäßigkeit gebracht hatte, setzte er einen Curuka, welches eben so viel, als in andern Amerikanischen Sprachen ein Cazike ist. Diesem lag ob, über der Einwohner Aufführung die Aufsicht zu haben. Da ihm dieses Amt von besonderer Wichtigkeit zu seyn schien; so wählte er bloß diejenigen dazu, die die meiste Geschicklichkeit hatten, andere zu unterweisen, und dabey die redlichsten Männer waren. Diesen befahl er über ihre Untergebenen, als Väter über ihre Kinder, zu wachen; dem Volk aber befahl er, ihm, als Vater, zu gehorchen. Zugleich verordnete er, daß die Ärnde in jeder Gemeinheit an einem Orte aufgeschüttet werden mußte, damit jedem davon dasjenige, was er zu seiner Nothdurft brauchte, ausgetheilt werden möchte, und das so lange, bis eine ordentliche Eintheilung der Länder vorgenommen werden könnte. Insonderheit ließ er sich die Abschaffung ihres Götzendienstes angelegen seyn. Zu dem Ende wies er ihnen Orte an, wo sie Sonnentempel erbauen sollten, und verordnete zugleich, daß sie die Sonne als ihren Gott verehren, und ihr für die empfangenen Wohlthaten

danken sollten. Zugleich befahl er, daß, wenn eine hinlängliche Anzahl von Frauenspersonen von königlichem Geblüte vorhanden wäre, ein besonderes Haus erbauet, und sie darin zum Dienst der Sonne aufbehalten werden sollten. Um seine Unterthanen noch mehr aufzumuntern, erhob er diejenigen, die ihm vorzüglich gefolgt waren, in den Adelstand, und legte ihnen den Ehrentitel, Ynca, den er selbst führte, bey; welches jedoch nicht eher geschah, als bis er sie hinlänglich überredet zu haben glaubte, daß er ein wahrer Sohn der Sonne sey.

Um sich und den übrigen Adel durch äußere Kennzeichen zu unterscheiden, so trug er die Haare nicht länger als einen Finger breit und stufenweise abgeschnitten: und dieses wurde auch von seinen Nachfolgern beobachtet. Gleichergestalt durchbohrten sie sich auch die Ohren, besonders das weibliche Geschlecht. Diese Gewohnheit bestand darin, daß sie zu ihren Ohrgehängen ein ungeheuer großes Loch in die Ohren machten; hierdurch zogen sie ein Band, das einer Viertelelle lang und eines halben Fingers dick war; hieran befestigten sie unten ihre Gehänge, daß es fast unglaublich ist, wie das wenige Fleisch an den Ohrläppchen ein so schweres Gehänge halten konnte. Wie die Spanier in das Land kamen, so nannten sie die Einwohner wegen dieser Zierath nur Orejines, oder Langohren. Die Ynca trugen auch anstatt der Mütze eine Art von Binden eines Fingers dick um den Kopf; eben diese Tracht erlaubte der König sei-

nen andern Unterthanen auch, nur mit dem Unterschiede, daß sie von schwarzer Farbe seyn mußten. Um seine Unterthanen durch eine Kleinigkeit, die ihm nichts kostete, noch mehr an sich zu ziehen; so erlaubte ihnen Manco Capac, daß sie sich die Haare auf eben die Art, wie er sie zu tragen pflegte, schneiden durften, doch mit dem Unterschiede, daß, nach dem einer vornehmer oder geringer war, solches auch durch den Haarschnitt angezeigt wurde. Seine Absicht ging dahin, unter diesem noch barbarischen Volke wenigstens einigen Unterschied der Stände im Äußerlichen einzuführen. Noch ein anderes Unterscheidungszeichen, welches dieser König einführte, war dieses, daß einige eine Art von einer Mütze, welche bis an die Schläfe offen stand, tragen, und die vordersten Haare hinter die Ohren streichen sollten; bey andern aber war der Kopfputz ganz anders, jedoch daß man immer die Haupt-Nationen dadurch unterscheiden konnte. Eben diesen Unterschied führte er einige Jahre hernach in Ansehung der Ohrengehänge ein; zum Beyspiele die Völkerschaften Mayu und Cancu, trugen ein Stück Holz, andere ein Büschel weisser Wolle eines Daumens groß, wieder andere ein Stück Schilfrohr, noch andere Baumrinden in den Ohren. Je näher diese Trachten denenjenigen kamen, deren sich die Inca zu bedienen pflegten, für ein desto größeres Ehren- und Unterscheidungszeichen wurden sie gehalten. Er ging mit ihnen um, wie mit Kindern, die man durch Spielwerke am besten lenken kann.

Unter diesen Anstalten näherte sich sein Ende. Da es Manco Capac merkte, so ließ er alle seine vornehmsten Unterthanen in die Hauptstadt Cuzko zusammen kommen, und sagte zu ihnen: „Die Zeit nahet heran, daß ich wieder zum Himmel zurück kehren muß, um mich mit meinem Vater, der Sonne, wieder zu vereinigen (diesen Ausdruck brauchten hernach alle Ynca bey ihrem herannahenden Ende); ehe ich aber von euch gehe, so will ich auch meine Gnade vollkommen machen, und euch allen den königlichen Nahmen beylegen, damit eure Nachkommen in Zukunft von jedermann in Ehren gehalten werden. Euch, als meinen ersten Unterthanen, gestehe ich auch die übrigen königlichen Ehrenzeichen zu, und hoffe, daß ihr und die Eurigen dadurch jederzeit desto mehr Treue und Ergebenheit gegen eure Könige haben werdet." Dieses Letzte war ihnen besonders angenehm; denn sie rühmten sich, daß ihr König nicht damit zufrieden gewesen, daß er sie zu vernünftigen Menschen gemacht, sondern sie auch noch dergestalt erhoben habe, daß er ihnen seinen Titel beygelegt, wodurch sie sich nunmehr insgesammt in gewissem Verstande als Sonnenkinder betrachten könnten. Seinen Kindern gab er hernach noch besondere Befehle zum Beyspiele, sie sollten sich der Indianer mehr durch Wohlthaten und Liebe, als durch Gewalt zu versichern suchen; sie sollten auf die Erziehung ihrer Kinder ein wachsames Auge haben, damit seine Lehrsätze auf die Nachkommenschaft von einem Geschlechte zum andern fortgepflanzt werden könnte. Endlich versicherte er sie, daß alles, was er ge-

sagt habe, von der Sonne herrühre. Und so starb dieser erste Stifter seiner Nation, der vielleicht vor manchem Griechischen Gesetzgeber vieles voraus hat. Sein Tod verursachte unter seinen Unterthanen große Betrübniß. Sie betrauerten ihn etliche Monathe, und damit sie ihn beständig bey sich haben, und nicht aus den Augen verlieren möchten, balsamirten sie ihn ein. Sie bethteten ihn nach seinem Tode als einen Sonnensohn an, und brachten ihm viele Schafe, Lämmer, Kaninchen, Vögel und Früchte zum Opfer. Seine Gesetze wurden auch durch die ganze Zeit, so lange die Peruaner einen unabhängigen Staat formirten, das ist, bis auf die Ankunft der Spanier, beobachtet.

Sein Sohn und Nachfolger in der Regierung Sinchi Roco setzte dasjenige, was der Vater angefangen hatte, mit gutem Erfolge fort. Ein Theil des Landes war nunmehr aus seiner Wildheit einiger Maßen heraus gerissen; aber rings um ihn herum waren noch zahlreiche Völkerschaften, die noch in ihrem viehischen Zustande lebten. Er berufte deßwegen seine vornehmsten Unterthanen, die Curaca, und andere, zusammen, und hielt ihnen eine sehr nachdrückliche Rede von ihrer Verbindlichkeit, zu Erfüllung derjenigen Befehle behülflich zu seyn, die ihnen die Sonne durch den Mund des Manco Capac, seines Vaters, gegeben hätte; sie sollten ihm demnach helfen, diese Barbaren unter das Joch zu bringen, damit die anderen durch die Vortheile, welche eine so vortheilhafte Lebensänderung zuwegen brächte, bewogen werden möch-

ten, sich von selbst seiner Herrschaft zu unterwerfen. Sie bewiesen sich willig dazu, und machten sogleich Anstalt zu ihrer Reise. Der Erfolg war ihrer Erwartung gemäß. Viele Völker gehorchten ihm ohne Schwierigkeit. Die Ursache von der geschwinden Unterwürfigkeit dieser noch ganz wilden Menschen ist in ihrer Gemüthsbeschaffenheit zu suchen. Aus Liebe zur Neuigkeit, die allen Indianern besonders eigen ist, wurden sie bewogen, alles zu hören, und vermöge ihrer Leichtsinnigkeit glaubten sie alles, was ihnen scheinbar vorkam. Durch diese Mittel gewann er viele Völker, ohne Waffen nöthig zu haben, er ließ sie nach dem Beyspiele seines Vaters im Feldbaue unterrichten, und zu einer sittsamen Lebensart anführen; nach und nach bewegte er sie, ihre grobe Abgötterey zu verlassen, und die Sonne anzubethen. Mit einem Worte: er trat vollkommen in die Fußtapfen seines Vaters, und schuf durch Gelindigkeit und Wohlthun viele Nationen um, die sich mit Lust seiner Regierung unterwarfen. Allein unter seinen Nachfolgern ging es schon nicht mehr so friedfertig zu. Sein Sohn, Lloki Yupanki betrat zwar anfänglich auch den Weg der Güte, den seine Vorältern betreten hatten; allein er war nicht so glücklich, wie jene. Da er den Anfang seiner Bekehrungen und Eroberungen mit der Landschaft Ayaviri machen wollte, und seine Abgesandten hingeschickt hatte, die den Einwohnern seine Absicht erklären sollten; so wollten diese nicht sogleich darein willigen, sondern wollten vor allen Dingen die Gesetze wissen, die sie beobach-

ten, und den Gott kennen, den sie anbethen sollten. Man willfahrte ihnen in beyden Stücken; allein sie wollten nichts davon hören, sondern waren entschlossen, ihr Leben für ihre Freyheit zu lassen. Der Ynca entschloß sich also, sie mit Gewalt zu zwingen. Es kam zu einem Treffen, in welchem nichts entschieden wurde. Die Feinde beunruhigten ihn hierauf durch mancherley Ausfälle; allein der Ynca wollte kein Blut mehr vergießen: er hielt sich mit aller möglichen Standhaftigkeit zurück; die Wilden aber wurden dadurch immer kühner. Er fing nunmehr an seine Stellung so zu nehmen, daß er sie auf allen Seiten einschloß, und ihnen die Lebensmittel entzog. Da sie auf das Äußerste gebracht waren; so thaten sie zwar einen Ausfall, wurden aber übel empfangen. Die Völker des Ynca aber brauchten alle nur mögliche Mäßigung. Hierdurch wurden die Feinde bewogen, und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Der Ynca verzieh ihnen ihren Fehler, und ließ Personen bey ihnen, die sie nach dem Beyspiele der andern unterrichten mußten. Auf diese Art vergrößerte sich das Reich der Peruaner zusehends.

Es würde uns zu weit von unserm Vorhaben abführen, wenn wir alle Kriege und Eroberungen, wodurch die folgenden Könige ihre Regierung merkwürdig gemacht haben, erzählen wollten; wir schränken uns also bloß nur auf diejenigen ein, die zur Cultivirung der Nation im Ganzen, oder zum Theil, etwas beygetragen haben. Eine Probe davon gab unter andern der

vierte König von Peru, bey der Eroberung der Cuchunaer. Diese Völker, welche auf der Westseite der Cordillera wohnten, hatten die abscheuliche Gewohnheit, daß sie eine Art von langsamem Gifte brauchten, um sich an denenjenigen zu rächen, von denen sie sich beleidigt hielten. Dieses Gift war von der Art, daß Personen von schwächlicher Leibesbeschaffenheit darum starben, andere aber, die eine stärkere Natur hatten, wurden verstellet, geschwächt, und ihr ganzes Leben hindurch in einen solchen elenden und schmerzhaften Zustand gesetzt, der kläglicher war, als der Tod selbst. Da sie unter Peruanische Bothmäßigkeit kamen, und der König Nachricht davon bekam; so gab er den Befehl, daß diejenigen, die dieses Verbrechens überführt werden würden, bey einem langsamen Feuer allmählig verbrennt werden sollten, damit diese Unmenschlichkeit an den Missethätern hinlänglich gerochen, und hinführo das Andenken derselben gänzlich erlöschen möchte. Diese Strafe hatte ihre gute Wirkung; die Cuchunaer lernten die Giftmischerey verabscheuen. Sie suchten die Verbrecher selbst auf, zerstörten ihre Wohnungen, rissen die dabey stehenden Bäume um, und verlangten, daß diese Stätte zum ewigen Abscheue wüste gelassen werden sollte. Diese Strenge verursachte eine solche Änderung, daß man in Zukunft unter der Regierung der Yuca nichts mehr von dergleichen Schandthaten hörte.

Es ist der Mühe werth, hier anzumerken, wie sich die Yuca gegen die überwundenen Völker be-

tragen haben, und wie sie gesucht haben, sie zu einer ordentlichen Lebensart zu gewöhnen. Von der ersten Zeit der Könige in Peru an haben ihre Nachfolger beständig diese Gewohnheit beybehalten. Sie fingen niemahls einen Krieg an, ohne die wichtigen Bewegungsgründe zu haben, entweder die Barbarey abzuschaffen, oder ihre Gränzen, wenn sie von den Wilden beunruhiget wurden, zu befestigen. Außerdem fingen sie niemahls einen Krieg an, ohne ihn vorher zwey- oder dreymahl ihren Feinden anzukündigen. So bald nun ein Land eingenommen war, so schickte der Ynca das vornehmste Götzenbild des Landes nach Cuzko, und ließ es daselbst so lange in einem Tempel verwahren, bis die Caciken und übrigen Einwohner dieses Bezirks von ihrem Bilderdienste abgelassen, und sich dem Dienste der Sonne zu widmen angefangen hatten. Dennoch aber brauchten sie hierbey die Vorsicht, daß sie diese Götzen nicht sogleich zerstörten. Sie mußten besorgen, daß die Einwohner, durch die Verachtung, die ihren vermeinten Göttern widerfuhr, schwierig möchten gemacht werden, und sich nicht so leicht nach den Gesetzen der Ynca bequemen. Sie schaften auch den Gebrauch derselben nicht eher gänzlich ab, als bis sie in ihrer Religion hinlänglich waren unterrichtet worden. Der vornehmste Cacike des eroberten Landes wurde mit seiner ganzen Familie nach Cuzko gebracht, damit er durch den Umgang mit gesitteten Personen die Gesetze, Sitten, Sprache, Ceremonien und Gottesdienst der Peruaner lernen möchte. Sie erwiesen ihm alle nur ersinnliche Ehre, und nachdem sie ihn

für unterrichtet genug hielten, so schickten sie ihn wieder zu den Seinigen zurück, setzten ihn wieder in seine Stelle ein, und befahlen seinen Vasallen, ihn als ihren Oberherrn zu erkennen. Auch in Absicht auf die gemeinen Leute hatten sie besondere Anstalten, um sie durch nähere Verbindung mit sich in ein Volk zusammen zu schmelzen. Damit sich nähmlich die siegenden und überwundenen Soldaten desto leichter mit einander versöhnen, und in Zukunft in desto besserer Eintracht unter einander leben möchten; so wurden überall gesellschaftliche Gastereyen angestellt, wobey auch Blinde, Lahme, Stumme und Taube bewirthet wurden. Man ließ ihnen zum Zeichen der wieder hergestellten Einigkeit Gold, Silber, Kleidung, Federbüsche, und dergleichen reichen, um sich damit an ihren Festtagen zu putzen. Die Jünglinge tanzten hier mit den Mädchen, die Alten hingegen vertrieben sich die Zeit mit kriegerischen Übungen. So gewannen die neuen Herren die Herzen ihrer Unterthanen, und bewogen sie, so ungesittet und wildartig sie auch sonst gewesen waren, das neue Joch mit Vergnügen zu ertragen, und sich ihnen mit aller Treue und Eifer zu widmen. Um ferner allen Unruhen abzuhelfen, so behielten sie die alten Gesetze und Ordnungen des Landes bey, und bestätigten sie aufs neue, nur diejenigen ausgenommen, welche den Gottesdienst und Landesverfassung betrafen. Hielten sie es unter gewissen Umständen für dienlich, so versetzten sie die Einwohner der neu eroberten Länder in ihr altes Mutterland, und wiesen ihnen so viele Ländereyen, Vieh und andere Stücke

an, als sie nöthig hatten; ihre Stelle wurde alsdenn durch Colonisten aus Cuzko und anderen Städten, von deren Treue man versichert war, ersetzt. Durch diesen Kunstgriff verhüteten sie alle Empörungen, und vereinigten die Unterthanen ihres sehr weitläufigen Reichs desto genauer mit einander. Niemahls setzten sie ein Land, das sie mit gewaffneter Hand eingenommen hatten, der Plünderung aus, und niemahls durfte sich ein Soldat unterstehen, sich der Güter der Überwundenen zu bemächtigen. Sie betrugen sich mit solcher Mäßigkeit gegen die überwundenen Feinde, daß man sie eher gute Hausväter, als siegende Könige nennen konnte.

Wenn die Peruaner eine fruchtbare Landschaft, die einen Überfluß an Lebensmitteln hatte, aber nicht gehörig angebauet und bevölkert war, eroberten; so war ihre erste Sorge, daß sie neue Einwohner dahin schickten. Oftmahls geschah dieses auch, wie wir schon erinnert haben, mit volkreichen und angebaueten Ländern, besonders, wenn die Einwohner sehr kriegerisch, oder die Länder zu weit von ihnen entfernt waren. Solche neue Einwohner nannten sie Mitmac, das ist, neu angekommene Fremdlinge. Bey ihren weit ausgebreiteten Eroberungen bemächtigten sie sich aber auch unfruchtbarer Gegenden, wo die Einwohner mit genauer Noth ihren Lebensunterhalt finden konnten. Sie beherzigten hier besonders den Vortheil ihrer neuen Unterthanen, und verpflanzten sie in fruchtbarere Gegenden. Diese Gewohnheit wurde besonders in Collao beobachtet,

einem Lande, welches sich hundert und zwanzig Meilen in die Länge erstreckte, wo sie wegen der kalten Witterung keinen Mays und Uchu, welchen die Spanier Piment nennen, bauen konnten; im Gegentheile wuchs eine große Menge Hülsenfrüchte darin, welche in andern Gegenden des Peruanischen Reichs nicht gefunden wurden. Aus diesen kalten Ländern zogen die Ynca eine große Anzahl der alten Einwohner heraus, und schickten einige nach Antis, die dieser Provinz gegen Morgen liegt, andere an die Küsten des westlichen Meeres. Die Peruaner merkten gar bald, daß die mehresten dieser Landschaften vor ihrer Eroberung deßwegen wüste gewesen waren, weil sie einen Mangel an Wasser hatten, und die Indianer die Kunst Wasserleitungen anzulegen nicht verstanden; sie ließen also hier und da dergleichen anlegen, und sandten eine Menge Einwohner zu ihrer Bevölkerung dahin; sie gaben ihnen den Befehl, einander hülfreiche Hand zu leisten, und den Vorrath an Lebensmitteln, der bey ihnen überflüssig war, gegen andern, der bey ihnen fehlte, zu vertauschen. Auf diese Weise suchten sie allen ihren Unterthanen zu helfen. Sie hatten aber dabey noch eine besondere Absicht. Zwey Drittel des fruchtbaren Erdreichs gehörten dem Staate, nähmlich ein Theil der Sonne, und ein Theil dem Könige. Hierdurch bekam der letztere Lebensmittel genug, seine Armee zu erhalten, und die Einwohner bekamen auf der andern Seite dasjenige in Übermaße, was ihnen in den besonderen Ländern abging.

Um die Communication unter den Ländern, die an vielen Orten durch breite und reisende Ströhme unterbrochen wurde, zu erhalten, legten sie hier und da eine besondere Art von Brücken an. Der Erfinder davon war Mayta Capac, der vierte Ynca von der Zeit der Stiftung der Nation. Sie verfertigten solche aus Bindweiden, oder Bejuken, die sie zusammen flochten, daß dicke Seile, so lang als sie sie brauchten, daraus entstanden. Sechs dieser Seile spannten sie über den Fluß, von einem Ufer zum andern. Quer darüber legten sie Pfähle, oder auch gedürrte Binsen, und oben darauf Laub und Zweige. Dieses stellte den Fußboden vor. Die beyden äußersten Seile wurden höher gebunden, und an die untern befestigt: sie dienten zu einem Geländer, woran man sich halten konnte, damit man wegen dem beständigen Schwanken ohne Gefahr darüber gehen konnte. Diese Brücken dienten nur für Menschen, wenn sie zu Fuß darüber gehen wollten. Sie erfanden aber auch gar bald ein Mittel zum Transport für das Lastvieh. Sie dreheten ein Seil, das viel dicker, als die vorigen war, nähmlich im Durchschnitt sechs bis acht Zoll, und befestigten es an beyden Ufern an Pfähle; an das Seil, welches nur ganz schlaff angezogen war, hängten sie eine hölzerne Gabel, worein das Thier gesetzt wurde, wenn es zuvor am Bauch, an der Brust und den Schenkeln fest gebunden war. Hernach gab man ihm einen Stoß, wodurch es mit großer Geschwindigkeit über den Fluß hinüber fuhr. Eine solche fliegende Brücke nannten sie Tarabite. Sie be-

dienten sich derselben auch, Menschen hinüber zu bringen. Sie hängten nähmlich einen Korb an zwey Gabeln auf, die an dem vorhin gemeldten Strick hinliefen. Hierein setzte sich der Mensch, der über den Fluß gehen wollte. Auf jeder Seite des Korbs war ein Seil gebunden, woran man ihn hinziehen konnte, wo man hin wollte. Wir werden unten noch von mehr dergleichen Erfindungen reden. Durch das ganze Land sind dergleichen Brücken angelegt gewesen, und man sieht noch heut zu Tage eine Menge derselben.

Noch ein anderes Mittel, die Verbindung unter den verschiedenen Theilen des Reichs zu erhalten, waren die Verordnungen, daß die Erben der Vornehmsten des Landes bey Hofe erzogen werden, und so lange daselbst bleiben mußten, bis sie durch das Absterben ihres nächsten Verwandten Besitz von den Gütern nehmen konnten. Ihre Absicht dabey war, daß diese indessen Gelegenheit haben möchten, etwas zu lernen, und sich eine vornehmen Leuten anständige Lebensart anzugewöhnen. Sie wurden mit vieler Leutseligkeit gehalten, damit sie zu ihrem Landesherrn eine wahrhafte Liebe haben, ihm mit einer völligen Ergebenheit dienen, und sich durch das Andenken der empfangenen Gnadenbezeugungen ihrer Schuldigkeit erinnern könnten. Die Könige hatten aber hierbey noch eine Nebenabsicht. Durch die Anwesenheit der Erben so vieler in dem Reiche gelegener Güter und Länder wollten sie ihren Hofstaat glänzender machen; zugleich aber mußten diese zu Geißeln dienen, daß ihre Angehörigen

nicht etwa einen Aufstand erregen, und sich von der Oberherrschaft der Ynca zu entledigen suchen möchten. Denn da ihr Reich nach und nach zu einer so entsetzlichen Größe angewachsen war, daß manche Landschaft auf sechs hundert Meilen weit vom Hofe entfernt war; so besorgten sie, daß die weite Entlegenheit und noch vorhandene Überbleibsel von der wilden Gemüthsart der Einwohner zu allerhand Unruhen Gelegenheit geben möchte. Ein Land zwar allein würde zu schwach gewesen seyn, etwas zu unternehmen; allein man weiß, wenn in weitläufigen Staaten einmahl sich der Geist des Aufruhrs zeigt, so verbreitet er sich gar zu leicht in andere Gegenden. Um nun diesem Übel abzuhelfen, behielten die Könige die Vornehmsten des Landes bey sich am Hofe. Diese jungen Leute meldeten ihren Anverwandten von Zeit zu Zeit, wie wohl sie gehalten wurden, und hierdurch versicherten sich die Könige der Treue der Großen. Sollte es ja geschehen seyn, daß es bey einigen gar keinen, oder gar einen widrigen Eindruck gemacht hätte; so durften sie es im geringsten nicht merken lassen: und so war diese Einrichtung eine von den stärksten Banden, wodurch diese Völker zusammen gehalten wurden.

Kein Staat kann ohne Gesetze bestehen; denn entweder werden Unordnungen über Unordnungen entstehen, oder wenn alles der Willkühr des Regenten überlassen bleibt, so wird aus dem Mißbrauche dieser Gewalt allen Bedrückungen Thüre und Thor geöffnet werden. So wie also

die Peruaner zu den Zeiten des Ynca Manco Capac angefangen hatten, sich in ein ordentliches Wesen einzuschränken, und ihre vorige Lebensart, die sie in einer viehischen Wildheit ohne Gesetze und Polizey geführt hatten, zu verlassen; so entstanden auch nach und nach besondere Gesetze, die ihnen ihre Regenten bloß nach dem Lichte der Vernunft gaben. Sie verdienen hierin ein weit größeres Lob, als jene gerühmten Gesetzgeber des Alterthums, als welche durch Beyhülfe der Wissenschaften und anderer menschlichen Kenntnisse, die unter ihren Völkern schon gewisser Maßen anzutreffen waren, eine große Erleichterung hierin hatten; da diese im Gegentheile von allen diesen Vortheilen entblößt waren. Was aber allen Begriff übersteigt, ist dieses, daß die Ynca, welche keine von diesen Unterstützungen hatten, dennoch solche vortreffliche und vernünftige Gesetze gegeben haben, daß sie, die Abgötterey ausgenommen, den besten Anordnungen des Alterthums gleich geachtet zu werden verdienten. Die Indianer hatten auch ein außerordentliches Verlangen, das Andenken davon aufzubehalten; und deßwegen haben sie solche vermittelst ihrer Knoten und vielfarbiger Faden, wovon wir weiter unten Gelegenheit haben werden zu reden, ganz unzertrennt auf ihre Nachkommenschaft gebracht. Sie hatten Municipalverordnungen, welche den Vortheil einer Stadt, oder eines besondern Volks, in seiner eigenen Jurisdiction betrafen; sie hatten etwas, das den Römischen Ackergesetzen ähnlich war, welches aber nicht so, wie von diesem aufgeklärten Volke,

zum Ruin des Staats und zur Befriedigung der Privatabsichten gemißbraucht wurde; sie verstanden die Kunst die Ländereyen abzumessen, und ohne Rückhalt unter die Einwohner der Städte zu vertheilen. Sie betrugen sich hierbey mit der größten Redlichkeit und Unparteylichkeit. Es waren nähmlich gewisse Personen bestellt, die zu diesem Behuf ein gewisses Maß, das sie Tapu nannten, gebrauchten, und die einen jedem seinen gehörigen Antheil anwiesen. In Ansehung des Tributs, den sie zum gemeinen Besten geben mußten, hatten sie ebenfalls ihre besonderen Gesetze, welche so heilig beobachtet wurden, daß es in keines Richters oder Statthalters, ja nicht einmahl selbst des Ynca Gewalt stand, sie zu übertreten. Eben diese Genauigkeit beobachteten sie auch in Ansehung der Pönalverordnungen. Kein Richter durfte die in dem Gesetz enthaltene Strafe übergehen, sondern er mußte das Gesetz bey Lebensstrafe pünctlich vollstrecken. Die Ursache, die sie hiervon angaben, war, daß man dem Richter nicht erlauben konnte, etwas zu den Gesetzen hinzu oder davon zu thun, ohne der Majestät des Gesetzes selbst zu nahe zu treten, indem man es um so viel mehr in Ehren halten müßte, da es von dem König mit Zuziehung seines Raths gemacht worden; die besondern Richter hätten nicht so viel Erfahrung, und wenn man ihnen hierin nachsehen würde, so würde dieses zu weiter nichts dienen, als die Gerechtigkeit feil zu machen, und allen Verfälschungen den Weg zu bahnen; Unordnungen im Staate würden alsdenn unvermeidlich seyn, denn ein

jeder Richter würde nach seinem Kopfe verfahren: und endlich wäre ein Richter kein Gesetzgeber, sondern nur ein Vollstrecker der Gesetze. Die Gesetze der Peruaner selbst waren außerordentlich scharf, indem sie meisten Theils wegen des geringsten Fehlers zum Tode verdammten; man muß aber auch bedenken, daß bey Völkern, die erst aus ihrer Wildheit heraus kommen, die Gesetze aus einem ganz andern Gesichtspunct angesehen werden müssen, als wenn einem bereits cultivirten Volke Verordnungen gegeben werden: hier können gelindere Bewegungsgründe eben die Wirkungen hervor bringen, welche dort durch härtere Mittel müssen erzwungen werden. Wenigstens wirkte bey den Peruanern die Furcht vor einer so harten Strafe einen solchen Abscheu vor dem Laster, daß man in dem ganzen Reiche der Ynca oftmahls in einem Jahre kaum einen fand, der einen solchen strafbaren Fehler begangen hätte. Um ihren Gesetzen eine noch größere Autorität zu geben, hatten sie den allgemeinen Glauben angenommen, daß sie ihre Gesetze für göttlich hielten; denn sie gaben vor, die Sonne, ihr Vater, hätte sie dem Ynca, ihrem Sohne, geoffenbaret. Wenn daher jemand die Gesetze übertrat, so sahe er sich als einen Gottesschänder an, gesetzt auch, daß seine Übertretung nicht bekannt wurde. Und dieser Gedanke war bey ihnen so stark, daß oftmahls diejenigen, die sich in ihrem Gewissen für strafbar hielten, dem Richter freywillig ihre geheimsten Verbrechen entdeckten. Denn der Gedanke, den sie hatten, die Seele verdamme sich selbst, bewog sie zu glauben, daß

ihre Sünden die Ursache von allen dem Unglücke wäre, welches dem gemeinen Wesen begegnete. Damit sie also verhinderten, daß ihr Gott wegen ihren besondern Fehlern keine andern Übel in die Welt schickte, so sagten sie, sie wollten lieber ihre Sünden selbst bekennen und dafür büßen.

Wir wollen hier noch einige besondere Gesetze nahmhaft machen, die gleich bey der Errichtung ihres Staats eingeführt worden, und welche zur Festigkeit desselben ungemein viel beytrugen. Sie hatten ein Gesetz, welches sie das gemeine Gesetz nannten; dieses legte allen Indianern auf, an öffentlichen Werken, zum Exempel, Tempeln, Schlössern, und dergleichen, zu arbeiten. Ein anderes Gesetz nannten sie das Brudergesetz, darunter verstanden sie dasjenige, welches allen Einwohnern einer Stadt auferlegte, wenn es auf den Feldbau, Ausbesserung der Privathäuser, und dergleichen ankam, einander hülfreiche Hand zu leisten. Deßgleichen beobachteten sie auch das Gesetz, so sie Mitachanacuy nannten. Dieses verordnete, daß in allen Werken, woran das gemeine Wesen Theil nahm, eben die Genauigkeit beobachtet werden mußte, die sie bey der Theilung der Ländereyen anwendeten, dergestalt, daß jede Landschaft, jede Stadt und Familie, auch jede Privatperson, nicht mehr und weniger dabey verrichtete, als was ihr angewiesen war; ferner, daß diese Arbeit unter denjenigen abwechseln mußte, welche dazu wechselsweise gebraucht wurden, damit ein jeder Zeit bekam, wieder auszuruhen. Ein anderes Gesetz

schränkte ihren gewöhnlichen Aufwand ein, und verboth, an ihren Kleidern Gold, Silber und Edelgesteine zu verschwenden. Eben dieses Gesetz schnitt bey ihren Festen allen Überfluß ab, und verordnete, daß sich die Einwohner der Städte alle Monathe zwey bis dreymahl versammeln, und in Gegenwart ihrer Curaca essen mußten, ferner, daß sie sich auch außer dem mit kriegerischen Übungen ergetzen, und die Zeit vertreiben sollten. Der Zweck dieser öffentlichen Belustigungen bestand darin, ihre Gemüther aufzumuntern, in Frieden und Einigkeit mit einander zu leben, und diejenigen, die auf dem Felde arbeiteten, wieder zu erquicken. Sie hatten auch ein Gesetz, das zum Besten der Armen gegeben war. Dieses verordnete, daß den Blinden, Stummen, Lahmen, Alten, Kranken, und andern Personen, die nicht im Stande waren, ihre Ländereyen selbst zu bearbeiten, aus den öffentlichen Vorrathshäusern ihr Lebensunterhalt angewiesen werden sollte. Zu Folge einer andern Verordnung wurde auch aus den öffentlichen Vorrathshäusern dasjenige genommen, was zu Bewirthung fremder Gäste erfordert wurde, sie mochten nun Fremde, oder aus dem Lande gebürtig seyn, und eine nöthige Reise antreten wollen. Damit nun diese desto bequemer verpflegt werden könnten, so waren öffentliche Häuser und Hospitäler, so man Corpahuaci nannte, angelegt, worin sie mit allem, was sie nöthig hatten, versehen wurden. Eben dasselbe Gesetz verordnete, daß die Einwohner einer jeden Stadt ihre Armen zu ihren öffentlichen Feyerlichkeiten

einladen mußten, damit diese hierdurch einen Theil ihres Elendes vergessen möchten. Außer dem vorhin angeführten Gesetze, welches den gewöhnlichen Aufwand bestimmte, hatten sie noch ein anderes, welches die Sparsamkeit zum Endzwecke hatte. Hierin waren zwey Stücke enthalten; der erste Artikel war, daß niemand müßig gehen sollte. Sie hatten hierin eine so gute Ordnung, daß auch Kinder von fünf Jahren gewisse Arbeiten, die ihren Kräften angemessen waren, verrichten mußten. Selbst Blinde, Lahme und Stumme waren nicht von der Arbeit ausgeschlossen, wenn sie nicht durch die Unbrauchbarkeit ihrer andern Glieder gänzlich an der Arbeit gehindert wurden. Der andere Artikel dieses Gesetzes legte den Indianern auf, zur Essenszeit ihre Thüren offen zu lassen, damit die Gerichtsbedienten jederzeit einen freyen Eintritt in ihre Häuser haben könnten, wenn sie einen Besuch bey ihnen abstatten wollten, um nachzusehen, ob die Männer und Weiber auch die nöthige Sorgfalt in der Wirthschaft und der Erziehung der Kinder anwendeten. Diejenigen, die sie antrafen, daß sie ihrer Pflicht gemäß handelten, lobten sie öffentlich; die Nachlässigen aber stäupten sie auf den Armen und Hüften mit Ruthen, und verurtheilten sie dem Befinden nach zu härterer Strafe. Diese vortreffliche Polizey war eine von den Grundfesten, worauf ihr Staat beruhete. Überfluß und Ordnung verbreitete sich durch alle Äste dieses weitläufigen Reichs. Wenn wir unten auf die Gewohnheiten der Peruaner kommen werden, so werden wir noch mehreres davon reden. Die-

ses Gegenwärtige mag genug seyn, uns einen Begriff zu machen, auf was für heilsame Verordnungen der Peruanische Staat gegründet gewesen. So lange die Regierung der Ynca dauerte, so wurden alle diese schönen Verordnungen aufrecht erhalten, und das Reich war in einem blühenden Zustande; da aber die große Revolution durch die Eroberung der Spanier erfolgte; so gingen alle diese schönen Anstalten auch wieder verloren, und die Peruaner verfielen in eine Unwissenheit, die fast größer war, als diejenige, woraus sie durch die Bemühungen der Ynca waren gerissen worden.

Zweyter Abschnitt.

Religion der Peruaner.

Unter denjenigen Stücken, die wir bey dem National-Charakter der verschiedenen Völker zu betrachten haben, steht die Religion billig oben an; sie hat den stärksten Einfluß in ihre Sitten, und ihre ganze Denkungsart leuchtet aus derselben hervor. Bey der großen Verschiedenheit die wir unter den Völkern des Erdbodens antreffen, stimmen sie dennoch alle mit einander darin überein, daß sie einen Gott erkennen, und ihn auf gewisse Art zu verehren suchen; allein wenn wir uns auf die besondern und einzelnen

Stücke ihres Gottesdienstes einlassen, so finden wir darin eine solche Verschiedenheit, die derjenigen nichts nachgibt, die wir in Ansehung ihrer Sitten und ihrer übrigen Lebensart bemerken. Wenn man in der Untersuchung irgend einer Sache, die die Wilden angeht, behutsam seyn muß, so ist es in der Beobachtung ihrer Religion. Diejenigen, die zuerst ihre Lande betreten haben, sind größtentheils in ihrem Urtheile zu voreilig gewesen, und haben ihnen Sachen beygemessen, woran diese vielleicht niemahls gedacht haben. Der erste Anblick ist gemeiniglich betrüglich. Man muß sich nicht sogleich in die ausführliche Erzählung der Sitten und Gebräuche eines Volks einlassen, wenn man noch keine hinreichenden und glaubwürdigen Nachrichten davon hat; zumahl, wenn man die Sprache nicht versteht. Und gesetzt auch, man hat diese nach Verlauf einiger Zeit gelernt, so stößt man doch bey dem Fortgange dieser Sache auf tausend Schwierigkeiten. Der Wilde läßt sich selten in eine Unterredung von Religionssachen ein; wenn man ihm auch die Unvernunft einiger seiner Religionssätze zeigt, so beweist er dennoch durch sein ganzes Betragen, daß er nicht so wohl aus einer Hartnäckigkeit, die aus Mangel des Lichts und der Erkenntniß entsteht, als vielmehr aus einer Unordnung der Sitten, so fest auf seiner Meinung bleibt. Man entdeckt dieses gar deutlich, wenn man die Missions-Nachrichten mit einem philosophischen Auge ansieht.

Die ganze Anlage der Religion der Wilden

ist sich also gewisser Maßen überall gleich. Die Religion der Wilden in Amerika ist von derjenigen nicht viel unterschieden, die die Barbaren, die zuerst Griechenland bewohnten, und sich hernach in andere Gegenden ausgebreitet haben, in ihrem ersten rohen Zustande hatten. Es ist eben dieselbe, die die Völker hatten, die dem Bacchus auf seinen Zügen gefolgt sind; eben dieselbe, woraus die ganze Griechische Mythologie nach und nach geformt worden.

Was nun insonderheit die Peruaner betrifft, so müssen wir einen großen Unterschied machen, zwischen ihrer Religion, wie sie in den ältesten Zeiten beschaffen gewesen, und wie sie durch die Bemühungen der Ynca eingerichtet worden. Die alten Einwohner dieses Landes verehrten eine unzählige Menge Götter. Sie bildeten sich ein, daß in allen Dingen, auch bey den allerschlechtesten, ein gewisser Geist sich befinde. Ihre vornehmste Sorge ging dahin, mit ihren Nachbarn und andern Völkern ja nicht einerley Gottheit zu verehren. Jede Provinz, jedes Volk, jede Familie, ja jedes Haus hatte seinen besondern, und von den andern unterschiedenen Gott, und sie bildeten sich ein, daß ihnen nur der einzige, dem sie sich gewidmet hatten, in allen Nöthen beystehen könnte. Dieser lächerliche Glaube war also die Ursache, daß sie sich so mancherley Götter zum Gegenstande ihrer Verehrung machten. Sie waren nicht so nachdenkend, wie die alten Griechischen Heiden, sich unsichtbare Gottheiten in Gedanken vorzustellen; sondern sie betheten bloß solche an,

die sie vor Augen sahen, und machten sich also nach ihrer Neigung oder Einbildung so viele Götter, als sie nöthig zu haben glaubten, ohne zu überlegen, ob dasjenige, was sie zu einer Gottheit erhoben, ihrer Verehrung würdig sey, oder nicht. Sie betheten also verschiedene Kräuter, Pflanzen, Blumen, Bäume, hohe Berge, Höhlen, Tiefen, große Felsen und kleine Kieselsteine an. Diese Ehre widerfuhr in dem Bezirke, den man nachher Porto-viejo nannte, besonders auch dem Smaragd. Auch die Thiere wurden ein Gegenstand ihrer Verehrung, theils in Absicht auf ihre Grausamkeit, um sich für Schaden in Sicherheit zu setzen, theils in Ansehung ihrer Schlauigkeit, theils wegen ihrer Geschwindigkeit, theils wegen ihrer Treue, und dergl. So erwiesen sie den Löwen, Bären und Tiegern göttliche Ehre, um ihrer Grausamkeit zu entgehen; sie warfen sich vor ihnen nieder, wenn sie ihnen aufstießen; und ließen sich von ihnen lieber auf das erbärmlichste zerreissen, ehe sie die Flucht ergriffen, oder sich vertheidigt hätten; so verehrten sie auch den Adler, den Falken, und andere Raubvögel, wegen ihrer Fertigkeit ihren Raub zu fangen, den Cuntur, oder Condor, wegen seiner Größe, von welchen auch sogar einige Völker ihr Geschlecht herleiteten. Diejenigen, die an der Seeküste wohnten, erkannten das Meer für ihre mächtigste Gottheit, und nannten es Mamacacha, ihre Mutter; diejenigen, die tiefer im Lande wohnten, legten der Erde diese Ehre bey; einige betheten den Wallfisch wegen seiner Größe an; in jeder Provinz erwiesen sie denenjenigen Fischen,

wovon sie die meisten singen, göttliche Ehre. Ihre Abgötterey erstreckt sich auf Schlangen, Eidechsen, Füchse, Affen und Hunde. Nichts war so geringschätzig und verächtlich, daß nicht einer oder der andere Hochachtung dafür hätte haben sollen, nur damit er nicht eben den Gott hätte, den sein Nachbar verehrte, und er also eine sichere Zuflucht für sich allein hätte. Die Thorheit dieser Völker ist groß, aber doch nicht viel größer, als der alten Egyptier, welche, bey aller ihrer gerühmten Weisheit, Krokodille, Ochsen, Böcke, Meerkatzen und Zwiebeln anbetheten.

Nach ihrer unsinnigen Art, alles, was ihnen vorkam, in einen Gott zu verwandeln, war auch die Verehrung derselben nicht weniger unvernünftig. Das einzige, wenigstens wichtigste Stück derselben bestand in gewissen Opfern, die sie ihren Göttern gleichsam als eine gewisse Erkenntlichkeit für die genossenen Wohlthaten brachten; daher sie auch nach der Art ihrer Götter eingerichtet waren. Wenn daher ein Volk einen Raubvogel als seinen Gott anbethete, so brachten sie ihm solche Dinge zum Opfer, wovon er seine Nahrung zu haben pflegte. Außer diesen aber hatten sie auch solche unmenschliche Opfer, die ihrer natürlichen Grausamkeit vollkommen gemäß waren. Sie opferten Menschen beyderley Geschlechts und von allem Alter, und dieses betraf insonderheit die im Kriege gemachten Gefangenen. Oftmahls begnügten sie sich nicht einmahl mit der Aufopferung ihrer Gefangenen, sondern sie nahmen sogar ihre eignen Kinder dazu. Die Art ihres Opfers

Opferung eines Gefangenen bei den ANTIERN.

war diese: sie schnitten ihnen lebendig den Leib auf, rissen das Herz und die Lunge heraus, und bestrichen mit dem noch rauchenden Blute den Götzen, dem zu Ehren dieses Opfer gebracht wurde. So wie dieses geschehen war, so ruften sie diejenigen herbey, die das Amt der Wahrsager unter ihnen begleiteten. Diese sahen das herausgerissene Herz und Lunge mit unverwändten Augen an, um etwa eine angenehme oder widrige Vorbedeutung daran zu entdecken. Die Sache mochte alsdenn ausfallen, wie sie wollte, so wurde die Lunge und das Herz des Geopferten der Gottheit zu Ehren verbrannt, das übrige Fleisch aber von den Opfernden mit dem größten Appetit verzehrt. Man macht uns folgende abscheuliche Beschreibung von dieser Ceremonie, wie sie bey einem gewissen Volk unter den alten Peruanern, den Antiern, üblich war. Die Tieger sind nicht so grausam, als die Einwohner dieses Landes gewesen sind. Wenn sie im Kriege oder auf eine andere Weise einen Gefangenen machten, und erkannten, daß er ein gemeiner, oder schlechter Mann war, so zerstückten sie ihn auf der Stelle, und gaben die Glieder ihren Freunden und Dienern. War es aber eine angesehene Person, so versammelten sich die Vornehmsten unter ihnen mit ihren Weibern und Kindern, um seinem Tode beyzuwohnen. Alsdenn banden ihn diese abscheulichen Abgötterer, nachdem sie ihm alles, was er etwa noch hatte, genommen hatten, ganz nackend an einen Pfahl, und zerschnitten ihn am ganzen Leibe mit Scheermessern und andern schneidenden Werkzeugen, die aus einem

sehr scharfen Kieselsteine, der die Beschaffenheit unserer Feuersteine hat, gemacht waren. Bey dieser grausamen Operation schnitten sie ihm nicht gleich anfänglich ganze Glieder ab, sondern sie nahmen nur das Fleisch von denjenigen Theilen, die am fleischigsten sind, von den Waden, den Schenkeln, den Hinterbacken und Armen. Nach diesem färbten sich ohne Unterschied alle unter einander, Männer, Weiber und Kinder, mit dem Blute dieses unglückseligen Menschen, und ohne zu erwarten, daß das Fleisch, welches sie von ihm herunter geschnitten hatten, gekocht oder gebraten würde, fraßen sie es gierig hinein, oder besser zu sagen, sie verschlangen es, ohne solches vorher zu kauen; und dieser Elende sah sich also ganz lebendig gefressen, und in dem Bauche seiner Feinde begraben. Ob gleich die Grausamkeit dieser abscheulichen Männer so groß ist, daß die Menschheit darüber schaudert, so ist sie doch noch nicht so groß als diejenige, welche die Weiber bey dieser Gelegenheit bewiesen; diese färbten sich die Warzen ihrer Brüste mit dem Blute dieses unglücklichen Menschen, damit ihre Kinder das Blut ihrer Feinde mit der Muttermilch einsaugen möchten. Sie setzten diese blutige Hinrichtung, der sie den Nahmen eines Opfers gaben, so lange fort, bis der Gefangene aufhörte zu leben; alsdenn hörten sie auch ihrer Seits auf sein Fleisch und Eingeweide zu essen; und bildeten sich nunmehr ein, daß alle Lustbarkeiten und Schmäuse, die sie nur halten könnten, in Vergleichung gegen diese Leckerbissen, für nichts zu halten wären. Sie hielten diese Speise in

großer Hochachtung, und aßen sie als etwas Heiliges. Wenn sie wahrnahmen, daß dieser unglückliche Opfermensch bey der Zerfleischung und den Martern, die sie ihn ausstehen ließen, nur die geringste Empfindung des Schmerzens, entweder in seinem Gesicht, oder sonst an einem Theile seines Leibes, merken ließ, oder daß ihm die geringste Klage, oder nur ein Seufzer entfuhr, so zermalmten sie seine Knochen, nachdem sie das Fleisch davon gefressen hatten, und warfen sie mit der größten Verachtung auf den Schindanger, oder in den Fluß. Bewies er sich im Gegentheile muthig und standhaft, ja wohl gar trotzig, bey seinen Martern, so trockneten sie die Sehnen und Knochen, wenn sie das Fleisch davon und die Eingeweide gegessen hatten, an der Sonne. Sie stellten darauf das Skelet auf den Gipfel der Berge, hielten es für einen Gott, betheten es an, und brachten ihm Opfer. Dieses waren alsdenn ihre Götzen. In einigen Gegenden, wo die Ynca ihre Herrschaft nicht hin erstrecket haben, hat sich diese abscheuliche Gewohnheit noch bis jetzt erhalten, und gibt uns ein treues Gemählde, von der Beschaffenheit der Peruaner, ehe sie durch die Ynca gebildet worden waren.

Ob nun gleich die meisten dieser alten Völkerschaften eine unmenschliche Grausamkeit bey ihren Opfern bewiesen; so gab es doch gleichwohl auch einige, die keine solche abscheuliche Wuth dabey bezeigten. Denn ob zwar gleich bey allen Blut vergossen wurde; so geschah es doch oft nur

auf diese Weise, daß sie aus den Armen oder Hüften, nachdem das Opfer mehr oder weniger wichtig seyn sollte, etwas Blut abzapften; aber niemand verlor doch sein Leben dabey. Sollte die Feyerlichkeit sehr groß seyn; so wurden die Nasenlöcher durchstochen, oder Blut zwischen den beyden Augenbraunen heraus gelassen. Dieses ist um so viel weniger zu verwundern, da überhaupt das Aderlassen bey den Peruanern sehr üblich war, und solches so wohl bey ihren Opfern, als auch zur Beförderung der Genesung der Kranken gebraucht wurde.

Der übrige sittliche Zustand der alten Peruaner war ihrer Religion vollkommen gemäß. Sie waren im höchsten Grade ungesittet, und hatten wenig oder gar keine Gemeinschaft mit einander, außer wenn es die höchste Noth erforderte. Der verwegenste unter ihnen war der Befehlshaber der andern, über die er mit einer unmenschlichen Grausamkeit wüthete. Er bediente sich der Männer als seiner Knechte, und brauchte ihre Weiber und Töchter nach eigenem Wohlgefallen. In ihren Kriegen war alle Menschlichkeit verbannt, und ihr ganzes Kriegsrecht war das Kriegsrecht der unvernünftigen Bestien. In einigen Gegenden schunden sie ihre Gefangenen, und machten aus ihrer Haut eine Art von Trommel, um ihren Feinden Schrecken einzujagen. Ihre ganze Lebenszeit brachten sie mit Morden und Rauben zu. Diejenigen, die am gelindesten waren, lebten nach thierischen Instincten, sie thaten sich zwar unter einander nichts zu Leide, aber auch nichts

Gutes. In einigen Gegenden waren sie so begierig nach Menschenfleisch, daß sie nicht warteten, bis ein Verwundeter seinen Geist aufgegeben hatte, sondern sie tranken das Blut, das aus der Wunde floß, mit der größten Begierde warm hinein. Sie hielten öffentliche Märkte mit Menschenfleisch. Die gefangenen Frauenspersonen gebrauchten sie anstatt ihrer Weiber, und ernährten die Kinder, die sie mit ihnen erzeuget hatten, bis in das dreyzehnte oder vierzehnte Jahr; nachher schlachteten sie selbige, und verzehrten sie. Wenn ihre Mütter nicht mehr gebähren konnten; so mußten sie gleiches Schicksal erfahren. In ihrem Ehestande waren sie eben so wenig ehrbar und sittsam, als in ihrer übrigen Lebensart. Bey einigen versammelten sich ganze Völkerschaften, und gatteten sich unter einander, wie das Vieh, so wie sie einander begegneten; keiner hatte ein eigenes Weib. Andere hingegen nahmen ihre Schwestern, Töchter, ja selbst ihre Mütter zu Weibern. An manchen Orten wurde es den Mädchen zur größten Ehre gerechnet, wenn sie so liederlich lebten, als sie wollten; daher auch die allerausschweifendsten am ersten Gelegenheit fanden, einen Mann zu bekommen; diejenigen im Gegentheile, die sich dieser Freyheit nicht bedienten, wurden als niederträchtige verächtlich angesehen. In andern Gegenden, wo die Einwohner nicht so liederlich lebten, hatten die nächsten Anverwandten das Recht, sich vorher der Braut zu nahen, und sie alsdenn dem Bräutigam zu überliefern. Wenn sie Gefangene machten, so gaben sie ihnen an einigen Orten Wei-

ber von ihrer Nation; die Kinder, die aus solchen Ehen erzeugt wurden, ernährten sie einige Jahre, und hernach fraßen sie selbige. Sie unterhielten auf diese Weise eine beständige Pflanzschule von jungen Knaben, die sie bey Erreichung eines zwölfjährigen Alters, ohne die geringste Absicht auf Blutsfreundschaft und Verwandtschaft, wie das gemästete Vieh schlachteten. Sie schonten auch ihrer besten Freunde nicht; denn wenn einer gestorben war, so versammelten sie sich, und fraßen ihn entweder gekocht oder gebraten, nachdem er fett oder mager war. Sie sammelten darauf die Gebeine, und begruben sie mit dem größten Leidwesen in einer Felsenkluft, oder in einem hohlen Baume. Giftmischereyen und Zaubereyen gingen sehr unter ihnen im Schwunge, und durch beydes suchten sie sich in einen guten Ruf bey ihrer Nation zu bringen. Ins besondere brauchten die Weiber, wenn sie auf eine Mannsperson übel zu sprechen waren, dergleichen Mittel. So abscheulich war der Charakter dieser Nation in dem Zustande ihrer völligen Wildheit. Sollte diese Schilderung jemand zu übertrieben scheinen, so müssen wir ihm sagen, daß sie auf Treue und Glauben des Garcillasso de Vega, der in Peru lebte, und eine Peruanerin, die von den Yuca's abstammte, zur Frau hatte, gezeichnet ist.

In diesem Zustande befand sich ganz Peru, als Manco Capac, der erste Stifter und Gesetzgeber der Indianer, Mittel fand, seine Unterthanen zu bereden, die Sonne anzubethen, und sie

als ihren Gott zu erkennen. Das viele Gute, das er ihnen, wie wir im vorigen Abschnitte gezeigt haben, erwiesen hatte, fiel ihnen allzu deutlich in die Sinne, als daß es nicht einige Achtung gegen diesen ihren Wohlthäter hätte erwecken sollen. Es fiel ihm um so viel leichter, sie zum Sonnendienste zu überreden, da er sich auf der einen Seite für einen Sohn derselben, sie selbst aber auf der andern Seite auf die großen Wohlthaten, die durch die Sonne auf der Erde gewirket werden, aufmerksam wurden. Wenn wir in der Geschichte des Aberglaubens und der Abgötterey bis in die ältesten Zeiten hinauf steigen, so sehen wir, daß dieses beynahe die allgemeine Quelle gewesen, woraus alle Völker geschöpft haben. So bald die Menschen anfingen, die Gedanken von einem unsichtbaren Schöpfer und Herrn der Welt abzuziehen, so schrieben sie der sichtbaren Sonne diejenigen Wirkungen zu, welche sie der unsichtbaren Gottheit hätten beylegen sollen. Mit der Zeit kamen die Peruaner so weit, daß sie die Sonne nicht nur für eine Gottheit annahmen, sondern ihr auch Tempel baueten, die mit unglaublichen Reichthümern ausgeschmückt waren. So weit verfielen sie aber wenigstens im Anfange nicht in der Abgötterey, daß sie dem Mond gleiche göttliche Ehre erwiesen hätten, auf welche Thorheit viele Morgenländische Völker gefallen waren. Denn ob sie gleich den Mond für die Schwester und die Frau der Sonne hielten: so findet man doch nicht, daß sie ihn jemahls als eine Gottheit angebethet, noch ihm zu Ehren Tempel erbauet,

und auf Altären geopfert hätten. Dessen ungeachtet ehrten sie ihn doch sehr; sie nannten ihn die allgemeine Mutter der Natur, und setzten ihn mit dem Donner, Blitz und Wetterstrahl in eine Classe; sie hielten diese Dinge zwar nicht für Götter, doch aber für Vollstrecker des Willens der Sonne. Um nun die Peruaner noch leichter von ihrer bisherigen Vielgötterey abzulenken, so stellte ihnen Manco Capac vor, daß sie ihre Hoffnung vergeblich auf solche geringschätzige Dinge gerichtet, und sie in ihren Nöthen angerufen hätten; denn alle diese Dinge müßten ihr Leben und Wachsthum selbst von der Sonne bekommen. Alle Kräuter, Bäume und Pflanzen und andere Dinge, die sie bisher als Gottheiten verehret hätten, wären der Sonne eben so unterwürfig, als sie selbst. Es sey auch ein großer Unterschied zwischen der Schönheit derselben, und zwischen der fürchterlichen Gestalt einer Schlange, Kröte und Eidechse. Durch diese und dergleichen Vorstellung fand der Ynca Mittel, ihnen den Sonnendienst annehmlich zu machen. Nunmehr glaubten sie auch, daß ihre Könige von der Sonne geboren wären, und erwiesen ihnen gar bald göttliche Ehre.

Dieses war nun der Hauptpunct der Peruanischen Religion; denn ob sie zwar noch verschiedene Opfer und abergläubische Gebräuche beybehielten, welche letztere hauptsächlich im Traumdeuten und Wahrsagen ihrer Priester bestanden, so nahmen sie doch, nichts anders als die Sonne zu ihrer Gottheit an. Außer dieser

allgemeinen Religion hatten aber auch die Ynca's und Weltweisen durch Hülfe des Lichts der Natur noch einige Begriffe von dem wahren Gott, dem unsichtbaren Schöpfer Himmels und der Erde. Sie nannten denselben Pachacamac, das ist, Weltbeseeler. Dieses Wort stand bey ihnen in einer solchen Hochachtung, daß sie sich nicht unterstanden, es auszusprechen; mußten sie es aber ja thun, so geschah es jederzeit mit der größten Ehrerbiethung. Sie zuckten alsdenn die Achseln, beugten das Gesicht zur Erde, schlossen die Augen zu, legten ihre offene Hand auf die rechte Schulter, und warfen verschiedene Küsse in die Luft. Diese Stellungen waren unter ihnen Kennzeichen der größten Ehrfurcht. Wurden sie gefragt, wer Pachacamac sey, so antworteten sie, daß er allein die Welt aus nichts gemacht habe, sie belebe und erhalte; und weil sie ihn niemahls gesehen, so erbaueten sie ihm auch keinen Tempel, brachten ihm auch keine Opfer, in ihrem Herzen aber betheten sie ihn andächtig an, und betrachteten ihn als den unbekannten Gott. Es wird nicht unschicklich seyn, hier von einer Unterredung Meldung zu thun, die einst ein Ynca mit dem Oberprieſter der Sonne hatte, die die Meinung der Klugen von der Gottheit der Sonne einiger Maßen deutlich macht. Der König hatte sich einsten bey einigen seiner Vertrauten also erkläret: „Einige glauben, die Sonne sey lebendig, und habe alles erschaffen, was man in der Welt sieht; mich dünkt aber, derjenige, welcher etwas macht, müsse nothwendig dabey gegenwärtig seyn. Nun entstehen aber viele Dinge in

Abwesenheit der Sonne. Sie macht sie also nicht alle zusammen. Man kann auch schliessen, daß sie kein Leben habe, weil sie nicht aufhöret, ihren Lauf am Himmel zu halten, ohne daß sie jemahls davon müde wird; da sie hingegen gewiß müde werden würde, wie wir, wenn sie lebendig wäre. Hätte sie eine völlige Freyheit, so würde sie ohne Zweifel auf einmahl einen Theil des Himmels besuchen, wo sie doch niemahls hinkommt. Man kann also wohl sagen, es sey mit ihr nicht anders, als wie mit einem Thiere, das man angebunden hat, und welches beständig einerley Weg nehmen muß; oder wie mit einem Pfeile, der nur dahin geht, wo ihn der Schütze hinschießt, ohne daß es ihm möglich ist, aus eigener Bewegung einen andern Weg zu nehmen." So raisonnirte der König. Nun geschah es, daß er einst an einem Tage des Hauptfestes der Sonne sich die Freyheit nahm, die Sonne starr anzusehen, welches doch, als eine wider die Ehrerbiethung laufende Sache, verbothen war. Er blieb eine Zeitlang in dieser Stellung, bis der Oberpriester zu ihm sagte: Woran denkst du, Ynca? Weißt du nicht, daß du etwas Verbothenes thust? Der König schlug auf diese Frage die Augen nieder, richtete sie aber mit gleicher Freyheit wieder gegen die Sonne. Der Priester bestrafte ihn darüber zum zweytenMahle, daß er besonders an dem Tage, da sich das Volk versammelt habe, der Sonne die schuldige Anbethung zu erweisen, ein so böses Beyspiel gäbe. Der König ohne darüber bewegt zu werden, sagte zu ihm: Ich habe dich nur zweyerley zu fra-

gen, welches zugleich die Antwort auf dasjenige seyn wird, was du mir gesagt hast. Nicht wahr, ihr erkennet mich alle für euern König? Gesetzt nun, es sollte sich jemand finden, der mich von meinem Throne aufstehen hieße, und zu einer langen Reise nöthigte: was würde man von ihm denken? „Gewiß, antwortete der Priester, er würde für einen Unvernünftigen gehalten werden." „Weiter, sagte der Ynca, sollte sich wohl einer unter meinen Lehnsleuten, so reich und mächtig er auch immer seyn möchte, unterstehen, mir nicht zu gehorchen, wenn ich ihm befehle, geschwinde nach Chili zu gehen?" „Dieß ist ohne Zweifel, sagte der Priester." „Wenn das ist, sagte der König, so mußt du wissen, daß diese Sonne, die unser Vater ist, unter einem andern Herrn stehen muß, der weit mächtiger ist, als sie, und auf dessen Befehl sie den Lauf thut, den man sie alle Tage thun sieht, ohne daß sie jemahls stille steht: denn wenn die Sonne, unser Vater, ein unumschränkter Herr aller Dinge wäre; so hat es sehr das Ansehen, daß sie manchmahl stille stehen würde, weil keine Nothwendigkeit da ist, die sie zwingen könnte, immer zu laufen." So vernünftelte dieser König. Ob er nun gleich in den Augen der Priester und des gemeinen Volkes für einen Irrgläubigen gehalten wurde, so sieht man doch, wie unter den Klugen dieses abgöttischen Volks die Wahrheit dennoch ihre Macht behauptete. Sie sahen die Sonne höchstens nur als ein Symbolum der Gottheit an; und selbst der Stifter ihrer Religion, Manco Capac, sagte, daß alle die herr-

lichen Eigenschaften, die die Sonne anbethungswürdig machten, ihr von dem Pachacamac wären gegeben worden. Diesen hielten sie für den allgemeinen Erhalter aller Dinge. Als daher die Chinchäer, die das Meer anbethen, zum Dienste des Pachacamac eingeladen wurden, und hörten, daß er der Erhalter der ganzen Welt seyn sollte; so glaubten sie, weil er so viele Leute zu ernähren hätte, so möchte er sie einmahl verabsäumen. Die Sonne wollten sie auch nicht annehmen, weil sie sie mit ihrer Hitze so sehr plagte, sie machten sich also einen eigenen unsichtbaren Gott, den sie Chinchacamac, d. i. den Erhalter der Chinchäer nannten, und verehrten ihn in einem schönen Tempel.

Der alte Hang der Nation zur Vergötterung zeigte sich dennoch gar bald aufs neue. Der Sohn des siebenten Ynca, Yahuarhuacac, war von seinem Vater wegen allerhand Verbrechen vom Hofe verbannt, und mußte in einer abgelegenen Gegend die Viehheerden der Sonne weiden. Dieser kam nach Verlauf von drey Jahren ungerufen nach Hofe, und brachte eine Erzählung vor, daß ihm der Bruder des Ynca, Manco Capac mit Nahmen Viracocha, erschienen sey, und ihm von einer Empörung gegen seinen Vater Entdeckung gemacht habe. Diese Erzählung machte Eindruck, und jedermann war geneigt, die Erscheinung für wahr zu halten. Die Empörung erfolgte wirklich, der Prinz dämpfte sie zwar; maßte sich aber zugleich der Regierung seines Vaters an, und bauete dem Viracocha, der ihm erschienen seyn sollte, einen Tempel.

In einer Kapelle desselben richtete er die Bildsäule desselben in der Gestalt, wie er ihm erschienen war, auf, und überredete seine Unterthanen, diesen Vorfahren von ihm anzubethen. Er nahm darauf seinen Nahmen an, und die Indianer waren bereits schon so weit wieder zurück gefallen, daß sie noch bey seinem Leben seiner Bildsäule diejenige Ehre erwiesen, die nur der Gottheit gebührt. Überhaupt kam die Art, wie sie ihre Ynca's nach ihrem Tode verehrten, derjenigen Verehrung sehr nahe, die sie der Sonne erwiesen. Sie vergötterten sie, so zu sagen, nach ihrem Tode, sie balsamirten ihren Körper ein, stellten ihn in ihrem Haupttempel auf, errichteten ihm Altäre, und brachten ihm eine Menge Opfer. Sie wollten aber doch nicht dafür angesehen seyn, daß sie mit demselben Abgötterey trieben, wenn sie gleich alle Merkmahle der Anbethung beobachteten, so oft sie einen von ihren Yncakönigen nannten: sondern sie behaupteten nur, daß sie solches aus Erkenntlichkeit für das viele Gute thäten, das sie von ihnen genößen. Sie sagten sogar, sie würden einen jeden Menschen auf diese Art verehren, wenn sie so viele ausnehmende und vortreffliche Eigenschaften bey ihm anträfen. Weil sie nun einmahl in der Einbildung standen, daß ihre Ynca's Götter- oder Sonnenkinder wären, so war dieses der nächste Weg, wieder in die alte Abgötterey, jedoch in einer andern Gestalt, zu verfallen.

In diesem Zeitpuncte verehrten also die Klügern den Pachacamac, den unsichtbaren Gott,

den Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt, dem sie, so zu sagen, ihre Herzen zum Tempel geweihet hatten; nächst diesem aber auch die Sonne, der sie prächtige Tempel baueten, und Opfer brachten. Hierauf folgte, wie wir oben bemerkt haben, der Mond, als die Frau und Schwester der Sonne, und endlich die Sterne, als Begleiterinnen und Kammerfrauen des himmlischen Hofstaats, die sie aber nicht im eigentlichen Verstande, wenigstens nicht in der ersten Zeit der Ynca's, als Götter verehrten. Die Spanier aber erzählen uns noch von einer Menge Götzen, die sie bey ihrer Ankunft in Peru angetroffen hätten, und die von den Einwohnern des Landes verehrt worden wären. Wenn man die Nachrichten, die man von diesem Reiche hat, mit einander vergleicht, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Spanier die erste und zweyte Periode ihrer Religion nicht gehörig von einander unterschieden, daß sie die Gottheiten derselben verwechselt, und ihnen alle diejenigen Götzen, die von ihrer alten Religion hier und da im Lande noch übrig waren, als Gegenstände ihrer gegenwärtigen Verehrung beygemessen haben. Es mag wohl auch ihre Unwissenheit in der Landessprache etwas dazu beygetragen haben. Wir wollen die Sache mit einem Beyspiele erläutern. Das Peruanische Wort Huaca, wenn es auf eine gewisse Art ausgesprochen wird, bedeutet einen Götzen; ferner heißt es eine jede geheiligte Sache, nicht weniger ein Opfer, welches sie der Sonne brachten, und welches in silbernen, goldenen und hölzernen Bildern der Menschen,

Thiere, Vögel und dgl. bestand; weiter belegten sie mit diesem Worte einige Tempel, Gräber und Winkel, worin ihre Priester vorgaben, Offenbarungen zu bekommen; endlich nannten sie alles, was schön, imgleichen auch fürchterlich und schreckhaft war, Huaca. Sie gebrauchten auch dieses Wort, wenn sie anzeigen wollten, daß etwas nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur geschehen sey. Nunmehr wird es kein Wunder seyn, zu begreifen, wie aus dem Mißverständnisse dieses Wortes allerhand Aufbürdungen, die den Peruanern gemacht worden, entstanden seyn können. Denn da die Spanier keine andere Bedeutung dieses Wortes, als diejenige, so einen Götzen anzeigte, wußten; so glaubten sie, daß alle Dinge, die von den Peruanern so genannt würden, eben so viel Götzen wären, und von ihnen noch auf eben die Art, wie vor den Zeiten der Ynca's, verehrt würden. Sie gaben sie ihnen Schuld, daß sie sogar die Berge als göttlich verehrten. Die wahre Beschaffenheit dieser Sache aber ist diese. So nannten dasjenige Gebirg, welches zwischen Peru und dem Mangellaniniſchen Lande liegt, Huaca; und waren gewohnt, wenn sie einen der höchsten Berge desselben erreicht hatten, eine gewisse Art der Andacht mit Aussprechung des Wortes Apachecta zu bezeugen. Nun glaubten die Spanier wirklich, daß ein solcher Berg ein Götze wäre, den die Indianer Apachitas nannten, da es doch nach der Erklärung des Garcillasso de Vega nichts anders heissen sollte, als: danket und opfert demjenigen etwas, der uns so viel Kraft und Stärke

verliehen hat, daß wir auf den Gipfel dieses hohen, steilen und der Sonne nahen Berges gekommen sind. Sie ehrten die Berge also ganz und gar nicht als Götzen, und wenn sie sagten, daß sie Huacá wären, so wollte es weiter nichts sagen, als daß sie etwas Ungewöhnliches und Außerordentliches wären. In eben dieser Bedeutung nannten sie auch die Stadt Cuzko, Huaca, weil sie von ihrem ersten Ynca erbauet, und gleichsam die irdische Wohnung ihrer Gottheit war; aber ob sie gleich eine große Hochachtung gegen diese Stadt hatten, so haben sie sie doch gewiß niemahls angebethet. Dieses mag von dem Hauptgegenstande ihrer Religion genug seyn.

Nun müssen wir auch noch untersuchen, was die Peruaner in ihrer bessern Periode von der Unsterblichkeit der Seele und ihrem Zustande nach dem Tode für Gedanken gehegt haben; eine Materie, die mit der Verehrung Gottes unzertrennlich verbunden ist. Völker, die diese läugnen, können auch keine Religion haben. So verschieden auch die Bewohner des Erdbodens in Ansehung ihrer Denkungsart sind, so sehen wir doch auch bey den barbarischsten Völkern diese zwey Wahrheiten immer durchschimmern: es ist ein Gott, und die Seele ist nach dem Tode noch übrig. Je mehr die Seelenkräfte eines Volks gebildet sind, desto mehr nähern sie sich hierin der Wahrheit. Die Peruaner glaubten, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe; diese könne nichts anders, als ein unsterblicher Geist genannt werden, jener sey von der Erde, und müsse auch wieder zur

Erde werden. Sie gaben deßwegen dem Menschen den Nahmen Alpacamasca, oder beseelte Erde, und wenn sie den Unterschied zwischen einem Menschen und unvernünftigen Thiere anzeigen wollten, so gebrauchten sie die beyden Wörter Runa und Llama, wovon das erste einen mit Verstande versehenen Körper, das letztere aber ein Thier anzeigte. Weil sie auch die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Thiere wüchsen und Empfindungen hätten, so legten sie ihnen die so genannte wachsende und empfindende Kraft, nicht aber eine vernünftige Seele, bey. Daß diese Seele nach dem Tode noch übrig bleibe, und nach diesem Leben noch ein anderes bevor stehe, welches in Ansehung der Belohnung und Bestrafung für die Frommen beglückt, für die Bösen aber unglücklich sey, war nicht nur die Meinung der Weisen, sondern auch des gemeinen Haufens. Man erkennt dieses unter andern auch aus einigen ihrer Begräbniß-Ceremonien. So barbarisch auch die Gewohnheit war, daß, wenn ein Mann starb, sich seine Hausgenossen und diejenigen Weiber, die er am liebsten gehabt hatte, lebendig mit begraben mußten, so ist sie doch ein Bekenntniß, daß sie nicht geglaubt haben, daß mit diesem Leben alles aus sey; denn sie thaten es aus freyem Antriebe, um, wie sie sich erklärten, ihren lieben Herrn aus besonderer Zuneigung auch in der andern Welt zu dienen. Je größer die Hochachtung und Liebe war, die sie zu dem Verstorbenen hatten, desto mehrere Personen gaben sich an, ihrem Freunde diesen traurigen Dienst der Begleitung zu leisten, so daß die Obern oft-

mahls viele Mühe hatten, sie durch Vorstellungen davon zurück zu halten, indem es, sagten sie, ihrem Herrn im Anfange nur zur Last seyn würde, so eine starke Begleitung zu haben, er würde sie künftig schon nachhohlen, denn, so wie sie stürben, würden sie zu ihm gerufen. Unter dem größten Aberglauben leuchtet dennoch ihre Meinung von der Unsterblichkeit der Seele hervor.

Was den Zustand der Seele nach dem Tode anbelangt, so theilten sie das ganze Weltgebäude in drey Welten ein, wovon sie die oberste, das ist, den Himmel, Hanan Pacha, oder die Oberwelt, nannten, woselbst die Tugendhaften den Lohn für ihre Tugend empfingen. Die zweyte hieß Hurin Pacha, oder die Niederwelt, das ist, diejenige, wo die Menschen und Thiere geboren werden und sterben, die wir hier bewohnen. Der dritten gaben sie den Nahmen Ven Pacha, oder der Unterwelt, wodurch sie den Mittelpunct, oder das Innere der Erde verstanden, welche den Gottlosen zur Wohnung bestimmt sey. Diese letztere Welt nannten sie auch Cupaypa Huacin, das ist, Teufelshaus. Nach ihrer Meinung bestand die Ruhe der Oberwelt darin, daß man ein friedliches und von allen Beschwerden befreytes Leben führe; von dem Leben der Unterwelt im Gegentheile, die wir die Hölle nennen, sagten sie, es wäre mit allen den Plagen, Krankheiten und Übeln angefüllt, die wir hier in diesem Leben einzeln ausstünden, ohne die geringste Ruhe und Zufriedenheit darin zu haben. Unter die Ver-

gnügen der Oberwelt aber rechneten sie weder die fleischlichen Lüste noch andere Laster, sondern sie setzten die ganze Glückseligkeit desselben in der Ruhe der Seele und des Leibes, so daß sie von Sorge und Bekümmerniß gar nichts wüßten.

Die Peruaner glaubten zwar eine allgemeine Auferstehung der Todten; jedoch erhoben sie ihren Geist nicht viel höher, als dieses thierische Leben, zu welchem wir, wie sie sagten, mit allem was dem Leibe zugehörte, ohne Belohnung und Bestrafung zu erwarten, wieder auferwecket werden sollten. Sie trugen daher eine außerordentliche Sorge, ihre Nägel, die sie sich abschnitten, und die Haare, die sie sich auskämmten, an einen sichern Ort zu legen, und sie in die Ritzen und Löcher der Mauern zu verstecken. Wenn sie darüber befragt wurden, warum sie dieses thäten, so gaben sie insgemein die Antwort: „Es ist gewiß, daß wir ehrliche Leute insgesammt, die wir hier geboren sind, in dieser Welt wieder aufleben, und daß die Seelen mit allem, was zu ihren Leibern gehört, aus den Gräbern heraus gehen sollen. Um nun zu verhindern, daß die Unsrigen keine Mühe haben, ihre Nägel und Haare lange zu suchen, denn es wird an jenem Tage ein großes Gedränge und Getümmel seyn, so legen wir sie hier zusammen, damit wir sie desto leichter finden können." Als daher die Spanier bey der Eroberung dieses Landes einst die Gräber eröffneten, und die Gebeine daraus hin und her warfen; so bathen sie die Indianer inständig, sie möchten doch solches

nicht thun, damit sich die Knochen fein beysammen fänden, wenn sie wieder aufleben müßten.

Ohne Zweifel werden unsre Leser vermuthen, da wir bisher alles angeführt haben, was wir von dem Innern der Peruanischen Religion haben auftreiben können, daß wir ihnen auch etwas von ihren Eidschwüren sagen werden; einer Sache, die bey allen Völkern für ein wichtiges Stück der Religion gehalten wird; allein sie werden sich verwundern, wenn wir ihnen sagen, daß solche unter diesem Volke gar nicht gebräuchlich waren. Die Indianer hatten, wie wir oben angemerkt haben, eine so große Ehrfurcht für den Nahmen des Pachacamac und der Sonne, daß sie selbige nicht anders als mit einer außerordentlichen Ehrfurcht nannten, und es daher für unverantwortlich hielten, sie bey irdischen Vorfällen zu gebrauchen; und dessen ungeachtet konnte man sich auf ihre bloße Aus- und Zusagen eben so sicher verlassen, und manchmahl noch mehr, als auf die härtesten Eidschwüre mancher Europäer; denn sie wußten, daß diejenigen, die einer Unwahrheit überführt wurden, mit der härtesten Leibes- ja wohl gar Lebensstrafe belegt wurden. Wir werden unten, wenn wir von der Gerechtigkeitspflege der Peruaner reden werden, mehr davon sagen. Jetzt wenden wir uns auf das Äußere der Peruanischen Religion, oder ihre Religions-Gebräuche, und was davon abhängt.

Um der Ordnung willen fangen wir mit ihren heiligen Orten an. Wir haben oben bereits an-

Der Sonnen-Tempel.

gemerkt, daß sie gegen die Stadt Cuzko, theils weil sie von dem Stifter ihrer Nation erbauet war, theils weil der Tempel der Sonne daselbst stand, eine beynahe abergläubische Hochachtung hatten. Diese ging so weit, daß wenn z. B. zwey Indianer, wovon der eine von Cuzko ab- und der andere hinreisete, einander auf dem Wege begegneten, sie einander mehr oder weniger Ehrerbiethung erwiesen, nachdem sie entweder aus Cuzko selbst gebürtig, oder nur in der Nachbarschaft davon wohnten. Diese Hochachtung erstreckte sich auch sogar auf die Früchte, die von Cuzko ausgeführt wurden, denn ob sie gleich nicht besser waren als andere, so wurden sie doch bloß deßwegen höher geschätzt, weil sie aus Cuzko kamen. Hier nun stand derjenige kostbare Tempel der Sonne, welchen Manco Capac zu bauen angefangen, der Yuka Yupanki aber zu seiner Vollkommenheit gebracht hatte. Ein jeder von den vorhergehenden Regenten suchte etwas zu der Pracht desselben beyzutragen, und ein jeder beeiferte sich, seinen Vorgänger hierin zu übertreffen. Sie hatten ihn mit unglaublichen Schätzen versehen. Alle Mauern desselben waren mit Golde und Silber überzogen, und mit verschiedenen Figuren gezieret. Seine Größe und Weite war besonders. Derjenige Ort, den wir einen Altar nennen würden, wenn die Indianer so etwas gekannt hätten, war gegen Morgen; das Dach war sehr dick, und unten mit Stroh gedeckt. Auf dem so genannten großen Altar, sah man das Bild der Sonne aus einer massiv goldenen Platte, die sehr dick war. Diese Figur bestand aus einem Stück, hatte ein

rundes Gesicht, welches um und um mit Strahlen und Flammen umgeben war; sie war so groß, daß sie sich beynahe von einer Mauer bis zur andern erstreckte. In dem Tempel selbst war zwar kein Götzenbild zur Verehrung mehr aufgestellt, aber man verwahrte doch daselbst alle Götzen der überwundenen Völker, gleichsam als aufgerichtete Siegeszeichen, ob gleich dieses Letztere von einigen geläugnet und behauptet wird, daß die angeblichen Götzenbilder nichts anders als Wandverzierungen gewesen wären. Auf beyden Seiten der Sonne standen ihre verstorbenen Könige nach ihrem Alter und Ordnung, nicht anders, als ob sie noch lebten, in ihrer prächtigsten Kleidung, die sie bey ihren Lebzeiten getragen hatten. Die Art, die Körper so einzubalsamiren, daß sie noch zu leben schienen, ist hernach verloren gegangen. Diese Könige saßen insgesammt auf goldenen Thronen, die auch auf goldenen Fußgestellen standen, und hatten das Gesicht gegen den Boden des Tempels gewendet; der einzige Huayna Capac, als der liebste unter allen Sonnensöhnen, hatte die Ehre, dem Sonnenbilde gegenüber zu stehen, weil er sich bereits bey seinen Lebzeiten um seine Nation so verdient gemacht hatte, daß er beynahe göttlich verehret wurde. Alle Thüren des Tempels waren mit Goldblech bedeckt, und rund um die Mauern desselben ging eine Goldplatte, wie ein Kranz, über eine Elle breit, herum.

An der Seite dieses Tempels stand eine viereckige Kapelle, und um dieselbe herum fünf klei-

nere Seitengebäude, oder Pavillons, mit pyramidenförmigen Dächern. Das erste dieser Seitengebäude war dem Monde, als der Frau der Sonne, zur Wohnung geweiht; seine Thüren und Mauren waren mit Silberblech überzogen, um dadurch anzuzeigen, daß es dem Monde gewidmet sey. Hier stand das Bild des Mondes, dessen Gestalt dem Bild der Sonne gleich war, nur mit dem Unterschiede, daß es von Silberblech war, und ein Weibergesicht hatte. Zu beyden Seiten dieses Bildes standen die einbalsamirten Körper der verstorbenen Königinnen nach ihrer Ordnung, eben so, wie die Körper der Könige in dem Sonnentempel, nur mit dem Unterschiede, daß die Mutter des vorhin genannten Huayna Capac, Mama Oello, ihr Gesicht gegen den Mond kehrte. Hierher kamen die Peruaner, wenn sie dem Monde, als der Mutter ihrer Könige, Gelübde thun wollten; sie brachten ihm aber keine Opfer, wie der Sonne. Das nächste Nebengebäude bey der Monds-Kapelle war der Venus, dem Siebengestirn, und allen Sternen überhaupt gewidmet. Die erstere hatte ihren besondern Nahmen, und hieß Chaski. Dieser Stern wurde für den Edelknaben der Sonne, die übrigen aber für die Aufwärterinnen des Mondes gehalten. Sie wiesen ihnen daher gleich neben der Kapelle des Mondes ihre Wohnung an, damit sie gleich bey der Hand seyn möchten, wenn dieser etwas nöthig hätte; denn sie glaubten, daß die Sterne bloß dem Monde, nicht aber der Sonne, zum Dienst gewidmet wären, weil man sie niemahls des Tages, sondern nur des Nachts am Himmel

sähe. Dieses Gebäude war mit Silberblech bedeckt, und sein Dach war wie ein Himmel geformt, und mit Sternen besetzt. Nächst an diesem stand eine Kapelle, die dem Donner und Blitz gewidmet war. Diese, die sie mit dem allgemeinen Nahmen Yllapa belegten, wurden nicht als Gottheiten, sondern nur als Diener der Sonne angesehen, und man hatte hier vom Donner und Blitz eben die Meinung, die die alten Griechen und Römer von ihm hatten, die ihn als ein Werkzeug der Gerechtigkeit des Jupiters ansahen. Wenn deßwegen das Gewitter in ein Haus eingeschlagen hatte, so vermauerten sie die Thüre, damit niemand weiter hinein gehen konnte; geschah es auf dem Felde, so umgränzten sie den Ort, damit ihn niemand weiter betreten konnte; kurz, sie sahen einen solchen Ort als verflucht an, weil ihnen die Sonne vermittelst des Wetterstrahls, als dem Diener seiner Gerechtigkeit, dieses Unglück zugeschickt habe. Diesen Yllapa hatten sie durch kein Bildniß abgeschildert, weil sie nicht wußten, was sie ihm für eine Gestalt geben sollten. Die vierte Neben-Kapelle war dem Regenbogen gewidmet, weil sie von ihm bemerkt hatten, daß er vor der Sonne herging. Sie nannten ihn Cuychu, und hatten eine große Ehrerbiethung vor ihm. So oft sie ihn am Himmel sahen, so hielten sie so gleich den Mund mit der Hand zu, weil sie besorgten, wenn sie ihn nur ein wenig offen ließen, so verfaulten ihnen die Zähne. Endlich hatten sie noch ein fünftes Nebengebäude, welches dem Oberpriester und den andern Personen, die am Tempel dienten,

angewiesen war. Dieses aber war nicht bestimmt, darin zu essen und zu schlafen, sondern diente bloß zum Audienz- und Versammlungs-Zimmer, wenn man sich über Religios-Sachen unterreden wollte. Es war eben so, wie die andern, von oben bis unten mit Golde überzogen. An den Mauern, die gegen die Haupt-Kapelle gerichtet waren, waren an jeder Seite vier Hütten oder gleichsam Schilderhäuschen angebracht, welche inwendig mit Goldblech bedeckt waren. In den Winkeln der Verzierungen waren viele Edelgesteine eingefaßt, und an den hohen Festtagen der Sonne setzte sich der Oberpriester bald in die eine oder andere dieser Hütten, nachdem es die Feyerlichkeit erforderte.

Außer diesen fünf Nebengebäuden waren bey dem Tempel der Sonne noch viele andere Gemächer für die Priester und ihre Hausgenossen, wovon die ersten insgesammt aus königlichem Geblüt seyn mußten. Keiner von den übrigen Indianern, und wenn er auch noch so vornehm war, durfte hinein gehen. Diejenigen aber, denen es erlaubt war, daselbst ihre Andacht zu haben, mußten zweyhundert Schritte weit von der Tempelthüre die Schuhe ausziehen. Es waren auch in dem Hause der Sonne fünf Springbrunnen, wo das Wasser aus goldenen Röhren in steinerne, silberne und goldene Becken floß, worin man die geheiligten Sachen und Geräthschaften zu waschen pflegte. Das Wasser war von weiten durch tief in der Erde liegende Röhren dahin geleitet. Man sahe auch daselbst einen kostbaren Garten, der

an Pracht die königlichen Gärten übertraf. In demselben waren große und kleine Bäume, Pflanzen, Blumen, Vögel, zahme und wilde Thiere, Männer, Weiber, Kinder, und andere Sachen nach dem Leben natürlich in Gold vorgestellet, und an schicklichen Orten angebracht. Sogar die geringsten Werkzeuge waren von Gold, daher man auch dieses Haus der Sonne Caricancha, das ist Gold-Magazin, nannte. Da die Spanier das Land einnahmen, nahmen sie das Gold und die übrigen Kostbarkeiten von diesem Tempel weg, und aus den übrigen Ruinen bauten sie ein Dominicaner-Kloster.

Nach dem Muster dieses Tempels sind die übrigen in dem großen Umfange dieses Reiches alle mit einander gemacht gewesen. Der berühmteste unter diesen war derjenige auf der Insel Titicaca, welcher mit denjenigen zu Cuzko an Pracht und Reichthum fast zu vergleichen war. Außer den kostbaren Zierathen desselben hatten die Peruaner überhaupt für diese Insel eine außerordentliche Hochachtung, weil es der erste Ort war, wo die Sonnenkinder, die Stammväter ihrer Yuca, den Fuß auf die Erde gesetzt hatten, und sie ihn deßwegen für sehr heilig hielten. Einige Indianer glaubten so gar auf gut Lucrezisch, daß ihre Vorältern aus einem Moraste auf dieser Insel entstanden wären. Sie trugen deßwegen die Felsen desselben ab, machten das Erdreich eben und fruchtbar, und pflanzten auch vielerley Früchte daselbst an, die als große Heiligthümer an den König geschickt, und von ihm im ganzen

Königreiche ausgetheilt wurden. Konnte ein Indianer nur ein einziges Körnchen von dem daselbst gezogenen Mais oder andern Früchten bekommen, und in seine Scheuer legen, so glaubte er, daß es ihm niemahls an Brot fehlen würde.

Wir haben oben von der göttlichen Verehrung, welche der achte König in Peru, seinem Oheim, dem Viracocha, erwiesen hatte, geredet, welcher ihm seinem Vorgeben nach zu Chita erschienen war. Ihm zu Ehren machte er den Anfang seiner Regierung mit der Erbauung eines prächtigen Tempels merkwürdig. Er wollte, dieser Tempel sollte den Ort recht nach der Natur vorstellen, wo ihm sein vergötterter Oheim im Traum erschienen wäre. Der Tempel selbst hatte sechs und zwanzig Fuß in der Länge, und vier und zwanzig in der Breite. Er hatte vier Thüren, nach den vier Hauptgegenden des Himmels, wovon aber nur diejenige, die gegen Morgen ging, offen war, die übrigen dienten bloß zur Symmetrie. Weil man noch ein Stockwerk darüber bauen sollte, welches einen Boden haben mußte, der dem untersten zugleich zur Decke dienen sollte, welches bey diesen Völkern etwas Neues war, weil sie keine Gewölbe machen konnten, so kamen sie auf den Einfall, inwendig Mauern zu bauen, welche zu Trägern und Querbalken dienen sollten. Jede war drey Fuß dick, und stand von der andern sieben Fuß weit ab, so daß sie zwölf kleine Gänge machten. Der Boden war mit großen Steinen, jeder zehen Fuß lang, belegt. Beym Eingange in den Tempel wandte man sich zur

rechten Hand in die erste Gasse, an deren Ende man sich zur linken kehrte, um in die zweyte zu kommen, und so von einer in die andere, wo man in der letzten eine Treppe fand, um in das obere Stockwerk des Tempels zu kommen. An beyden Enden einer jeden Gasse waren Fenster, wie Schießlöcher, damit das Licht hinein fallen konnte, und unten an jedem Fenster sah man eine Art Nischen, worin ein Thürhüter saß, ohne den Weg zu versperren. Die Treppe bestand aus zwey Wendeltreppen, wovon die oberste gerade auf den großen Altar ging. Der Boden des aufgesetzten Stockwerks war mit viereckigen schwarzen glänzenden Steinen gepflastert. An der Seite des großen Altars war eine Kapelle von zwölf Fuß im Viereck, mit eben solchen schwarzen Steinen, die schuppenweise in einander geschoben waren, bedeckt, und dieses war das schönste am ganzen Werk. In eben dieser Kapelle am dicksten Ort der Mauer war ein Gehäus, worin das Bild von dem Geiste des Viracocha stand, und an beyden Seiten sah man andere sehr schöne und ganz leere Pavillons, welche der Haupt-Kapelle zur Verschönerung dienten. Die Mauern des Tempels erhoben sich auf drey Ellen über den Boden, ohne daß ein einziges Fenster darin war. Es fanden sich aber rund herum steinerne und mit Bildhauerarbeit gezierte Kränze. Die Bildsäule von dem Geiste des Ynca Viracocha stand auf einem großen Fußgestelle, und stellte einen großen Mann mit einem langen Barte, und einem Rock, in Gestalt eines Leibrocks, der bis auf die Erde ging, vor. Er führte mit einer

Kette, wie an einem Leitstrick, ein ganz unbekanntes Thier mit Löwenklauen. Das ganze Werk war von Stein, und da der Inca sah, daß die Arbeitsleute die Gestalt und das Ansehen seines Oheims nicht recht treffen konnten, so machte er ihnen so eine genaue Beschreibung davon, als er konnte, und kleidete sich selbst vielmahls so an, wie er vorgab, daß er ihn im Traume gesehen hätte. Wie das Werk fertig war, so erwies er dem Bilde göttliche Ehre, und seine Unterthanen folgten seinem Beyspiele. Endlich verfielen sie so weit, daß sie ihn selbst, unter dem Bilde seines Oheims, verehrten.

Den ansehnlichsten Theil ihres öffentlichen Gottesdienstes machten, wie bey allen alten Völkern, die Opfer aus. Sie beobachteten hierbey die größte Feyerlichkeit. Die wichtigsten wurden an dem großen Sonnenfeste auf dem vornehmsten Platz in der Gegend des Sonnentempels gebracht; die geringern aber in dem Vorhofe des Tempels. Hier kamen die Einwohner aus verschiedenen Provinzen zusammen; doch mußten sie, ehe sie sich diesem Tempel näherten, ihre Schuhe in gewissen dazu bestimmten Gränzen ausziehen, und barfuß erscheinen. Die Opfer selbst, die sie so wohl ihrer Gottheit, der Sonne, als auch dem Könige nach seinem Tode brachten, bestanden vornehmlich aus großen und kleinen Hausthieren. Diejenigen, die am höchsten geschätzt wurden, waren Lämmer, Schafe und Hämmel. Sie opferten auch zahme Kaninchen, schmackhafte Vögel, Talg, Kornähren, Hülsenfrüchte, wie

auch das bey ihnen hochgeschätzte Kraut Luca, und die feinsten Kleider. Alles dieses verbrannten sie der Sonne zu Ehren, und dankten ihr dabey, daß sie soches zum Dienste der Menschen hervor gebracht habe. Außer dem opferten sie auch ein gewisses Getränk, welches sie aus Wasser und Mais verfertigten. Die Art dieses letztere zu opfern bestand kürzlich darin. Wenn sie Lust zu trinken hatten, so aßen sie vorher etwas Weniges, darnach steckten sie die Spize eines Fingers in das Gefäß, worin das Getränk aufbehalten wurde. Sie richteten ihre Augen mit einer gewissen Andacht gegen den Himmel, und spritzten mit dem Finger dasjenige, was daran von dem Getränke hangen geblieben war, in die Höhe, dankten dabey der Sonne, daß sie durch ihre Hülfe zu trinken bekommen hätten. Sie küßten darauf die Luft, welches das Zeichen ihrer Verehrung war; und darnach tranken sie das übrige nach Herzenslust. Menschenopfer, die vorher so stark unter den Peruanern Mode waren, hatten die Inca völlig abgeschafft. Auch litten sie nicht, wenn einer krank wurde, daß man zu seiner Genesung Opfer brachte; denn sie sahen die Krankheiten nicht als Folgen der menschlichen Schwachheit an, sondern als Bothen ihres Vaters, der Sonne, durch die sie die Menschen zu sich rufen ließ, und nunmehr in den Himmel erheben wollte. So oft sie in den Tempel gingen, hielt der Vornehmste aus der Gesellschaft die Hand auf eine seiner Augenbraunen, zog ein Haar heraus, und blies es vor dem Bild der Sonne, zum Zeichen eines Opfers, in

die Luft. Bey einigen Völkern traf man auch noch einige Überbleibsel ihrer alten Religion an. Es geschah nähmlich, daß sie sich in einigen Fällen und zwischen den Augenbraunen zur Ader ließen, und mit dem heraus gelaufenen Blut ein StückchenBrot benetzten, welches sie alsdenn zum Opfer brachten.

Zu diesen ihren Opfern brauchten sie insgemein ihre Priester, doch mit dem Unterschiede, daß diejenigen, die in dem Tempel der Sonne zu Cuzko den Dienst verrichteten, aus königlichem Geblüte seyn mußten; in den Provinzen wurden aber bloß die Eingebornen und Verwandten des Herrn der Landschaft dazu genommen. Zu ihren Oberpriestern erwählten sie einen Bruder oder Oheim des regierenden Königs, oder sonst den nächsten Blutsverwandten. Die Priester trugen keine besondere Kleidung, wodurch sie sich wie die Priester bey andern Völkern von andern Personen unterschieden. Ihre Oberpriester führten den Namen Villac-Umu, welchen die Spanier in Villaoma verkehrt hatten. Er bedeutete so viel, als den vorbringenden Wahrsager, oder vortragenden Zeichendeuter, weil er dem Volke dasjenige anzeigen mußte, was ihm die Sonne aus dem Opfern zu erkennen gab, oder was sie ihm sonst bekannt zu machen befahl; denn Umu war das Wort, womit sie alle Zeichendeuter, Wahrsager und Schwarzkünstler zu benennen pflegten. Die Priester selbst dienten wochenweise, oder nach den Mondsvierteln, in dem Tempel; während dieser Zeit enthielten sie

sich des Umganges mit ihren Weibern, und gingen weder Tag noch Nacht aus dem Tempel. Keine Weibsperson, auch nicht einmahl die Gemahlinnen und Töchter der Könige durften in den Tempel kommen. Diejenigen Personen, die sie zu ihrer Bedienung, Aufwartung und Hausdiensten gebrauchten, als Thürhüter, Auskehrer, Köche, Keller, Kleiderverwahrer, Holz- und Wasserträger, auch diejenigen, welche die Kostbarkeiten in Verwahrung hatten, waren von eben der Nation und den Städten, als diejenigen, die in dem königlichen Hause dienten. Während der Zeit, als alle diese Personen in dem Tempel dienten, wurden sie von den Einkünften, die der Gottheit gewidmet waren, unterhalten; außer dem aber lebten sie von ihren eigenen Einkünften, und den Ländereyen, die ihnen so wohl als dem übrigen Volke gegeben worden waren.

Die Art ihres öffentlichen Gottesdienstes selbst werden wir nicht besser erkennen können, als wenn wir die Feyer ihrer Festtage umständlich beschreiben Das erste und Hauptfest der Peruaner war das große Sonnenfest, welches in ihrer Sprache Yntip Raymi, oder nur schlechtweg Räymi genannt wurde. Es fiel zur Zeit des Solstitii zu Ende unsers Decembers, und wurde eigentlich zu Ehren der Sonne gefeyert, um zu bezeugen, daß sie dieselbige, als die einzige und allgemeine Gottheit anbetheten, weil sie durch ihren Schein und Kraft alle Dinge belebte. Sie hatten aber noch eine andere Absicht bey der Feyer dieses Festes; sie wollten nähmlich

zu gleicher Zeit zu erkennen geben, daß die Sonne der Vater des ersten Ynca, Manco Capac, seiner Gemahlinn, der Coja Mama Ocllo Huaca, und der von diesen abstammenden Königen und aller andern Sonnenkinder sey, die auf die Erde herab gesendet worden, um, wie sie sagten, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern.

Um die Feyerlichkeit dieses Festes zu erhöhen, machten sie bereits verschiedene Tage vor demselben starke Vorbereitungen dazu. Drey Tage zuvor fasteten sie, und aßen nichts, als ein wenig rohen Mais, mit einigen Kräutern, und tranken Wasser dazu. An keinem Orte in der Stadt wurde Feuer angemacht. In dieser Zeit kamen sie von allen Orten und Enden her, um ihre Andacht zu verrichten. Es herrschte hier eben ein solcher Contrast von schwärmerischer Andacht und liederlichen Ausschweifungen, als wir bey der Religion fast aller abgöttischen Völker gewahr werden. Die vornehmsten Hauptleute und alle Curaca's versammelten sich dabey, und wurden sie ja Alters oder Geschäfte halber verhindert, selbst zu kommen, so schickten sie ihre Söhne, oder Brüder in Begleitung ihrer vornehmsten Verwandten, als Gesandte dahin. Selbst der Ynca, wenn er nicht im Kriege, oder auf einer nöthigen Reise war, fand sich dabey ein. Jedermann putzte sich auf dieses Fest so herrlich und kostbar, als er nur konnte; doch hatten sie allerhand wunderliche Erfindungen und Verzierungen dabey. Einige hatten ihre Röcke mit Gold und Silberblechen besäet, und Blumenkränze auf ihren

Köpfen; andere waren mit Thierhäuten bekleidet; andere machten eine Figur, wie man die Engel abbildet, und zierten sich mit Flügeln von dem Vogel Contur, die von einem Ende bis zum andern fünf Fuß lang seyn sollen; noch andere steckten sich in possierliche Larven, so daß man sie gewiß an andern Orten für Narren und Wahnsinnige würde gehalten haben. Jede Nation, die sich zur Feyer dieses Festes zu Cuzko einfand, brachte diejenigen Waffen mit, die sie im Kriege zu brauchen pflegte, zum Beyspiele, Bogen, Pfeile, Lanzen, Wurfspieße, kurze und lange Streitaxten; einige trugen auch solche Zierathen, worauf die Thaten ihrer Helden abgebildet waren, und es suchte es immer einer dem andern zuvor zu thun.

Den Abend vor dem Feste machten die Priester alle Anstalten, die zum Opfer des folgenden Tages nöthig waren. Sie bereiteten die Lebensmittel zu, die man dazu brauchte, und weil nicht allein die Curaca's, die Gesandten, ihre Anverwandten, ihre Hausgenossen und Unterthanen, sondern auch alle Völkerschaften überhaupt, Theil daran hatten; so zogen sie den Tag vorher genaue Erkundigung ein, wie viele Personen zugegen waren. Diejenigen Frauenzimmer, die dem Dienste der Sonne, oder des Pachacamacs gewidmet waren, bereiteten eine gewisse Art von Brot, oder Kuchen, die sie Cancu nannten, unter vielen lächerlichen Ceremonien. Sie schnitten sie alsdenn von einander, und auf die Stücke ließen sie Blut, welches sie jungen fünf- bis

zehenjährigen Knaben aus der Stirne laufen ließen, tröpfeln, und dieses mit Blut benetzte Brot aßen sie den folgenden Tag in Gegenwart ihrer Götzen, Priester und Ynca's.

Mit Anbruche des Tages nahm alsdenn das Fest selbst seinen Anfang. Noch vor Aufgang der Sonne erschien der Ynca mit allen seinen Verwandten nach ihrem Range auf dem großen Marktplatz der Stadt, den sie Hanacapata nannten. Hier warteten sie barfuß, bis die Sonne aufging, und wendeten sich immer mit großer Aufmerksamkeit gegen Morgen. So wie sie die Sonne erblickten, fielen sie auf ihre Knie, und betheten sie an; sie breiteten ihre Arme aus, und küßten die Luft mit der größten Inbrust, und thaten dabey die Erklärung, daß sie die Sonne für ihren Gott und Vater hielten. Neben dem Ynca standen die Curaca, und betheten die Sonne auf gleiche Weise an. Indem nun die übrigen Personen auf den Knien liegen blieben, stand der König auf, und nahm zwey große goldene Gefäße, Aquilla genannt, die mit gewöhnlichem Getränke angefüllt waren. Als der Älteste des Hauses der Sonne, lud er in ihrem Nahmen die andern zum Trinken ein. Es wurde diese Handlung so angesehen, als ob sie die Sonne selbst verrichtet, und den Ynca und seine Verwandten Bescheid hätte thun lassen. Denn das größte Merkmahl von der Gnade ihres Herrn, oder der Freundschaft ihres Gleichen, war, wenn sie einander zutranken. Aber es wurde der Sonne auch

ein Trunk präsentirt. Der Yuca's goß aus dem einen Gefäße, welches er in der Hand hatte, und welches der Sonne gewidmet war, das Getränk in einen Zuber, woraus es, wie aus einem Springbrunnen, durch eine Röhre sprang, und sich gegen den Ort, wo die Sonne stand, ausbreitete. Darauf trank er aus dem andern Gefäß, welches er in der linken Hand hatte, ein wenig, und das übrige vertheilte er unter die Vornehmen seines Hauses. Ein jeder brachte zu diesem Ende ein kleines goldenes oder silbernes Gefäß mit. Sie glaubten, dieses Getränk wäre nunmehr durch seine und der Sonne Hand geheiligt, und theilte ihnen ihre Kräfte mit. Jeder von dem königlichen Hause that einen Trunk davon, die Curaca's aber bekamen von demjenigen, welches die Frauen der Sonne unter ähnlichen Ceremonien austheilten, zu trinken.

Nunmehr zogen sie in Procession nach dem Sonnentempel, wo sie, außer dem Könige in einer Entfernung von zwey hundert Schritten die Schuhe auszogen. Der Yuca, und diejenigen vom königlichen Geblüte gingen hierauf als ächte Söhne der Sonne hinein, und warfen sich vor dem Bilde der Sonne nieder; die Curaca's aber, die sich unwürdig hielten, den Tempel zu betreten, weil sie nicht vom königlichen Geblüte abstammten, blieben vor dem Tempel auf einem großen Platze stehen. Der Yuca opferte hierauf dasjenige Gefäß, womit er die vorhin angeführte Ceremonie verrichtet hatte, der Sonne, und seinem Beyspiele folgten die übrigen seines Hauses

mit den ihrigen, deſſen ſie ſich auf die beſchriebene Art bedient hatten, und gaben ſie in die Hände der andern Yncapriester. Sie gingen hierauf bis an die Thüre zurück, und nahmen den Curaca's die ihrigen ab, die ſich nach Ordnung der Zeit, wie ſie unter die Herrſchaft der Ynca gekommen waren, bis an die Thüre herzu näherten, hinein aber durften ſie nicht gehen. Außer dieſen Trinkgeſchirren überreichten ſie auch der Sonne viele Stücke Gold und Silber, welche im kleinen nach der Natur gemachte Thiere, als, Schafe, Lämmer, Eidechſen, Kröten, Schlangen, Füchſe, Tieger, Löwen, Vögel, und alles, was ihre Provinzen hervor brachten, vorſtellten. Hierauf ging ein jeder von den Curaca's wieder zurück nach ſeinem Platz. Nunmehr erſchienen die Yncapriester mit einer großen Menge Lämmer und Schafe von allerhand Farben, deren es in Peru ſehr viele gibt: Aus dieſen ſonderten ſie ein ſchwarzes Lamm aus, welches der Sonne beſonders gewidmet war, und überhaupt zogen ſie bey ihren Opfern die ſchwarze Farbe vor, indem ſie glaubten, daß ſolche etwas Göttliches an ſich habe, und der Sonne die angenehmſte wäre. Aus dieſem Grunde wählten ſie nicht allein ganz ſchwarze Thiere zu ihren Opfern, ſondern ihre Könige kleideten ſich auch mehrern Theils in dieſe Farbe. Dieſes war das erſte Opfer, welches ſie an dieſem Tage brachten, und diente eigentlich nur dazu, um gute oder böſe Vorbedeutungen daraus zu nehmen.

Die Art, wie ſie dieſes Opfer verrichteten,

war folgende. Sie ergriffen das Lamm, welches sie schlachten wollten, und dreheten ihm den Hals gegen Morgen um. Nachher eröffneten sie die linke Seite desselben, und hohlten mit der Hand das Herz, die Lunge und die übrigen Eingeweide heraus. Wenn sich die Lunge, nachdem sie heraus gerissen war, noch regte, so wurde solches für ein gutes Zeichen gehalten, das Opfer mochte im übrigen beschaffen seyn, wie es wollte. Ferner bliesen sie die Gurgel auf, und bemerkten zugleich, ob die Luftröhre, und die kleinen Adern, die man daran antrifft, viel oder wenig aufgeblasen wurden; im ersten Falle prophezeyeten sie sich Glück, im andern aber Unglück. Hielt das Thier unter dem Schlachten nicht stille, sondern wollte davon laufen; so war es eine außerordentliche schlimme Vorbedeutung. Brach der Schlund ab, ehe er ganz hervor gezogen war; oder zerriß die Lunge, oder, war das Herz beschädigt: so sahen sie alles dieses als Zeichen eines bevorstehenden Unglücks an. War nun bey dem ersten Opfer kein gutes Zeichen zu erhalten; so wiederhohlten sie es zum zweyten Mahle, und schlachteten ein Schaf. Wollte es auch hier nicht glücken, so nahmen sie ein anderes Thier. Fiel der Ausgang auch hier nicht nach Wunsch aus, so war das Unglück, das ihnen auf dieses Jahr angedrohet wurde, gewiß. Sie vermutheten nun nichts anders, als Krieg, Unfruchtbarkeit, Viehsterben und andere üble Zufälle, die sie sich durch ein Versehen in dem Dienst der Sonne zugezogen hätten. Waren hingegen die Anzeigen ihrer Erwartung gemäß, so war lau-

ter Freude unter ihnen, und das Opfer wurde nunmehr nach den eingeführten Gebräuchen vollzogen. Es wurden zwar noch mehrere Thiere geschlachtet, aber wenn das erste gut ausgefallen war, wurden sie nicht weiter geprüft. Sie zogen ihnen das Fell ab, und verbrannten sie zu Ehren der Sonne zu Asche. Das Feuer, welches sie hierbey brauchten, mußte ihnen von der Sonne selbst gegeben werden. Sie fingen es vermittelst eines hohlen Gefäßes, das die Gestalt einer halben Zitrone hatte, und inwendig glatt und hell war, auf, so, daß sie es der Sonne entgegen hielten, und Strahlen sammelten. Sie legten ein wenig geschabte Baumwolle darauf, die sogleich vom Feuer ergriffen wurde. Mit diesem ihnen heiligen Feuer wurde nicht nur das Opfer verbrannt, sondern auch die übrigen Speisen auf diesen Tag zubereitet. Von diesem Feuer wurde etwas in den Sonnentempel gebracht, und daselbst von gewissen dazu bestimmten Jungfrauen ein ganzes Jahr unterhalten. Schien aber etwa an diesem Festtage die Sonne nicht; so nahmen sie kleine Stöcke von einem gewissen Holz, Vyaca genannt, und brachten durch starkes Reiben einige Funken heraus, die sie auf Baumwolle fallen ließen. Es war dieses ihre gewöhnliche Art von Feuerzeug, aber sie brauchten es bey dem Sonnenfeste nicht gern, weil sie es für ein böses Zeichen hielten, wenn ihnen die Sonne ihren Dienst hierin versagte. Die übrigen Opferthiere wurden gebraten, und nebst dem Brote Cancu, wovon wir oben geredet haben, unter das Volk ausgetheilet.

Und nunmehr ging es auf das Essen und Trinken los. Außer den vorhin genannten Speisen wurden noch mehrere aufgetragen. Der König saß bey dieser Lustbarkeit auf seinem Thron von dichtem Golde, und befahl den Einwohnern von Cuzko, daß sie den Vornehmen von den fremden Nationen, die gekommen wären, dem Feste mit beyzuwohnen, in seinem Nahmen brav zutrinken sollten. Diese ließen sich auch nicht lange bitten, sondern ließen den Becher nach Stand und Würden fleißig herumgehen, doch so, daß den Fremden nach ihrem Rang und Verdiensten die Gesundheiten zugebracht wurden. Wenn diese ersten Gesundheiten, die nach der Landesart von dem Ynca zuerst ausgebracht wurden, herum getrunken waren, so forderten die Vornehmen und Curaca's den Ynca selbst zum Trinken auf. Das gewöhnliche Compliment dabey war, daß sie sich dem Ynca näherten, ohne das Geringste zu reden. Sie küßten nur die Luft, zum Zeichen der Verehrung. Der König empfing sie mit vieler Höflichkeit und Sanftmuth, und nahm die Trinkgeschirre, die sie ihm überreichten, in die Hand; und weil er aus Wohlstand nicht alles austrinken konnte, und auch nicht durfte, so setzte er sie nur an den Mund, und trank mehr oder weniger, nachdem er gegen denjenigen, der ihn zum Trinken aufgefordert hatte, mehr oder weniger Gewogenheit hatte. Er befahl hierauf seinen Hofleuten, in seinem Nahmen mit den Curaca's zu trinken. Er gab die Gefäße wieder zurück, aber es trank niemand daraus, weil sie sie für etwas Heiliges hielten, indem er sie mit seinen Lippen berührt hatte; ja

sie rührten sie nicht einmahl mehr an, sondern setzten sie zum Andenken, daß sie der Inca in Händen gehabt hätte, als Heiligthümer, an einen besondern Ort. Sie tranken aus andern Gefäßen, und hingen ihrer ohne dieß starken Neigung zum Trunk aus Pflicht und Gehorsam noch mehr nach. Dieses Fest dauerte neun Tage lang, aber an dem ersten wurde nur geopfert, die übrigen brachten sie mit Schmausereyen, Spielen, Singen und Tanzen zu. So endigte sich also dieses große Sonnenfest der Peruaner in einem National-Saufgelage.

Wir haben in dieser Beschreibung verschiedene Mahle gewisser Frauenspersonen Erwähnung gethan, die dem Dienst der Sonne besonders gewidmet waren; von diesen müssen wir noch etwas sagen. Es war bey den Peruanern ein Gesetz, daß kein Frauenzimmer in den Tempel kommen durfte. Gleichwohl hatten sie gewisse Jungfrauen, die sie Auserwählte nannten, die dem Dienst der Sonne vorzüglich geweihet waren. Diejenigen, welche Anspruch auf diese Würde machen wollten, mußten von guter Familie, schön, und noch unverletzte Jungfrauen seyn, und damit sie in Ansehung des letzten Puncts desto gesicherter wären, so wählten sie selten eine, die über acht Jahre alt war. Es war ihnen ein besonderes Haus in Stadt, welches man das Haus der Sterne nannte, zur Wohnung angewiesen. Dieses war von einem sehr großen Umfange. Quer durch ging ein Gang, der so breit war, daß zwey Personen bequem neben einander gehen konnten.

Auf beyden Zeiten waren die Wohnzimmer dieser Sonnenjungfrauen, die eigentlichen Sonnenfrauen aber, die zum nähern Dienste bestimmt waren, hatten ihre Wohnung in der hintersten Abtheilung. An einer jeden Thür war eine besondere Thürhüterinn, die auf das Thun und Lassen derselben sorgfältig Acht geben mußte. Zu der Hauptthüre durfte niemand, als nur die Königinn, und die auserwählten Jungfrauen hinein gehen, für die Dienstleute des Hauses aber waren Nebenthüren angelegt. Hierdurch durften diese nur bis zur zweyten Thüre, aber bey Lebensstrafe nicht weiter gehen. Die Sonnenfrauen selbsten mußten vom Geblüte der Ynca, und aus rechtmäßiger Ehe erzeugt seyn; diejenigen, die aus Vermischung mit anderm Blute, oder unehelicher Weise gezeugt waren, waren gänzlich davon ausgeschlossen. Ihre Anzahl war zwar nicht fest gesetzt, gemeiniglich aber waren ihrer funfzehnhundert. Diejenigen, die in dem Dienst der Sonne alt geworden waren, versahen das Amt der Aufseherinnen über die andern, und waren bestellt, sie in dem Gottesdienste und ihrer Handarbeit zu unterrichten. Sie lebten beständig eingeschlossen, und durften weder mit einer Manns- noch Weibsperson, sondern bloß mit sich unter einander reden. Die Ursache, die sie davon anführten, war, weil die Frauen der Sonne nicht gemein seyn, und sich vor jemand sehen lassen dürften. Dieses beobachteten sie so genau, daß der Ynca selbst, ob er gleich das Recht hatte, sie zu besuchen, sich dessen doch freywillig begab. Nur die Königinn hatte das Recht, in ihren Ver-

sammlungsplatz und ihre Zimmer zu kommen, und mit ihnen, sie mochten alt oder jung seyn, zu reden. Wenn demnach der König gern wissen wollte, wie sie sich befänden, oder ob sie etwas brauchten, so schickte er die Königinn, oder seine Töchter hin, sie zu besuchen. Zu ihrer Bedienung waren fünfhundert junge Frauenzimmer bestellt, die aus den Familien derjenigen genommen wurden, welche der erste Ynca unter seine Herrschaft gebracht, und ihnen gewisse Vorrechte gegeben hatte. Auch diese hatten ihre Hofmeisterinnen, die sie in demjenigen, was sie thun mußten, unterrichteten. Die vornehmsten Verrichtungen dieser Sonnenfrauen waren, spinnen, weben, und alle die Kleider machen, welche der Ynca und seine rechtmäßigen Gemahlinnen trugen. Sie verfertigten auch die andern feinern Kleider, die man der Sonne zum Opfer brachte; deßgleichen kleine Verbrämungen oder Franzen, die an eine Schnur geheftet, und von den nächsten Anverwandten des Königes getragen wurden. Sie sagten, die Sonne wäre so zu reden ihr Gemahl, und für diese verfertigten sie diese Dinge; weil sie aber die Sonne nicht aus ihren eigenen Händen empfangen, und sich damit schmücken könnte; so schickte sie sie ihrem rechtmäßigen Sohn und Erben, dem Ynca, solche zu tragen. Der Ynca sah auch diese Zierathen, als ein Heiligthum an, und hielt sie in großen Ehren; er gab sie niemanden, als seinen wahren Erben und Verwandten, die von Vater und Mutter her aus königlichem Geblüte waren. Außer diesen verfertigten sie auch dasjenige Brot, Cancu, welches

bey dem großen Sonnenfest gegessen, und einen besondern Trank, der bey dieser Gelegenheit von dem Ynca und seinen Verwandten genossen wurde. Die Gefäße dieses Hauses waren bis auf die Kessel von Gold und Silber. Sie hatten einen Garten, worin, der Erzählung des Garcillasso de Vega zu Folge, künstlich gearbeitete Bäume und Gewächse von Gold und Silber standen. Übrigens lebten sie, wie andere eingeschlossene Frauenzimmer, die eine ewige Keuschheit beobachten müssen. Die Verordnungen in Absicht dieser Frauenzimmergesellschaft waren außerordentlich strenge. Wenn eine ihre Ehre verscherzte, so wurde sie mit ihrem Liebhaber lebendig verbrannt. Allein man sah es noch für zu wenig an, daß wegen einem solchen Verbrechen eine der Sonne, ihrem Gott, gewidmete Jungfrau zu schänden, nur eine einzige Person sterben sollte; das Gesetz verordnete vielmehr, daß außer dem Strafbaren auch noch seine Frau und Kinder, seine Knechte, Anverwandten, und über dieses alle Einwohner der Stadt, wo er wohnte, bis auf die Kinder an den Mutterbrüsten diese Strafe leiden sollten; die Stadt mußte zerstört, und Steine auf den Platz geworfen werden, und die ganze Gegend sollte wüst und öde, verflucht und verbannet bleiben. Man hat aber niemahls ein Beyspiel einer solchen Strafe gehabt. Sollten die Pernaner alle mit einander so gewissenhaft gewesen seyn, daß sich der Fall niemahls eräugnet hätte? oder kam die Pönalverordnung nicht in Ausübung?

Außer dem großen Feste der Sonne, welches wir mit allem seinem Zugehör umständlich beschrieben haben, hatten sie auch noch einige minder wichtige Feste derselben. Sie hatten auch ein Fest, welches nach der Saatzeit, wenn der Mais anfing aus der Erde hervor zu kommen, gefeyert wurde. Sie brachten alsdenn der Sonne Opfer, und bathen sie, daß sie dem Frost gebiethen möchte, ihrer Frucht nicht zu schaden. Das Fest endigte sich, wie die andern alle, mit Schmausereyen. Wenn sie ihre Ärnde eingethan, und die Früchte in den Scheuern hatten; so feyerte ein jeder noch ein Particular-Ärndefest in seinem Hause. Die Armen verbrannten der Sonne zu Ehren ein wenig Talg, die Reichen aber zahme Kaninchen. Sie dankten der Sonne, und bathen sie zugleich, daß sie ihren Scheunen befehlen möchte, ihre Frucht wohl zu verwahren.

Sie hatten noch ein besonderes Fest, welches sie Citu, oder das Reinigungsfest nannten. Weil es uns die Denkungsart dieses Volks in einigen Stücken zu erkennen gibt, so wollen wir es etwas umständlich beschreiben. Sie feyerten es in der Absicht, damit sie alle Krankheiten, Beschwerden und Schwachheiten aus der Stadt und den umliegenden Gegenden verbannen wollten. Am ersten Tage des Herbstmondes, wenn Tag und Nacht einander gleich wurde, feyerten sie dasselbe, nachdem sie sich einige Tage vorher dazu vorbereitet hatten. Diese Vorbereitung bestand im Fasten und in der Enthaltung von ihren Weibern. In der Nacht, die unmittelbar vor

dem Feste herging, verfertigten sie das Brot Canen auf eben die Art, wie bey dem großen Sonnenfeste. Alle Anverwandten kamen zu dieser Ceremonie zusammen; die Brüder gingen in das Haus des ältesten, und diejenigen, welche keine Brüder hatten, begaben sich in die Wohnung ihres nächsten und ältesten Anverwandten. Alle diejenigen, welche gefastet hatten, wuschen sich in eben derselben Nacht vor Tage. Sie nahmen darauf ein wenig von dem mit Blut vermengten Teig, rieben sich damit den Kopf, das Gesicht, die Brust, die Schultern und Arme, und dieses thaten sie um sich zu reinigen, und glaubten nunmehr, daß sie dadurch alle Krankheiten von ihrem Leibern entfernten. Wenn dieses geschehen war, so nahm der Älteste und Angesehenste etwas von diesem Teig, und rieb damit die Thüre, die auf die Gasse ging, und ließ es zum Zeichen der Reinigung daran kleben. Zu gleicher Zeit verrichtete der Oberpriester eben diese Ceremonie in dem Sonnentempel, und in dem Schlosse that es der Oheim des Königs. Der Oberpriester schickte um eben diese Zeit einige gemeine Priester ab, diese Reinigung in dem Hause der Sonnenfrauen, und in dem Tempel Haunacauri, der eine Meile von der Stadt Cuzko stand, und in großen Ehren gehalten wurde, weil sich der Ynca, Manco Capac, daselbst aufgehalten hatte, zu verrichten. Eben diese Ceremonie wurde an allen heiligen Orten, besonders wo sie göttliche Offenbarungen zu bekommen glaubten, beobachtet.

So bald die Sonne aufging, so betheten sie

dieselbe an, und ersuchten sie, alle innerlichen und äußerlichen Übel von ihnen zu entfernen. Dieses Gebeth wurde zu einer festgesetzten Zeit von allen zugleich verrichtet. So bald dieses geschehen war, so kam ein Yuca vom königlichen Geblüt aus der Festung, der als ein Bothe der Sonne reich gekleidet war. Er hatte einen rund um den Leib herum geschlagenen und aufgeschürzten Rock an, und in der Hand führte er eine Lanze, die mit allerhand schönen Federn von der Spitze bis an das Heft umwunden, und mit goldenen Ringen geziert war. Diese Lanze diente in Kriegszeiten zugleich zu einer Standarte. Dieser Bothe kam deßwegen aus dem Schlosse, und nicht aus dem Tempel, weil man ihn nicht als einen Friedensherold, sondern als einen Kriegsbothen ansah. In diesem Aufzuge stieg er oben von dem Hügel Sacsahuamam herab, und schwang seine Lanze, bis er mitten auf den Hauptplatz kam. Hier stießen vier andere Yuca vom königlichen Geblüte zu ihm, die eben so gekleidet und gerüstet waren, wie er. Er berührte ihre Lanzen mit der seinigen, und sagte: die Sonne gebiethet euch, als ihren vier Bothen, alle Beschwerlichkeiten und Krankheiten von der Stadt und ihren Gränzen zu vertreiben. Sie gingen darauf durch die vier Hauptstraßen der Stadt, von denen sie glaubten, daß sie nach den vier Weltgegenden gingen. Alle Einwohner, jung und alt, traten alsdenn in ihre Hausthüren, und fingen ein außerordentliches Freudengeschrey an. Sie schüttelten ihre Röcke, als wenn sie Staub oder andere Unreinigkeiten abschütteln wollten, legten ihre Hand

auf den Kopf, auf das Gesicht, auf die Arme, auf die Schenkel, und rieben sich, als wenn sie sich waschen wollten. Sie thaten dieses in der Absicht, um die Übel aus ihren Häusern zu jagen, damit sie durch die vier Ynca's hernach aus der Stadt möchten vertrieben werden. Dieses thaten sie nicht allein in denen Straßen, wo die vier Ynca's durchgingen, sondern überhaupt durch die ganze Stadt. Diese Bothen eilten alsdenn mit ihren Lanzen aus der Stadt, und gingen ungefähr eine Viertelmeile weit in das freye Feld, wo sie vier andere Ynca's antrafen, die nicht vom königlichen Geblüte waren. Diese nahmen jenen ihre Lanzen ab, und liefen eben so weit. Hier standen wieder vier andere, die es eben so machten, wie die vorhergehenden; und so ging es von Station zu Station fort, bis auf fünf bis sechs Meilen weit von der Stadt. Hier steckten sie ihre Lanzen, in die Erde, zum Zeichen, daß hier den Übeln die Gränzen gesetzt wären, welche sie nicht überschreiten könnten.

In der folgenden Nacht zogen sie aufs neue aus, und verfolgten das Übel der Nacht mit Strohfackeln. Diese waren wie Matten geflochten, und waren am Ende rund. Sie trugen sie an einem hanfenen Bande, und durchliefen damit, wie am Tage mit ihren Lanzen, die vier Hauptstraßen der Stadt. Darauf zogen sie zur Stadt hinaus, in der Meinung die Übel der Nacht zu verjagen, und warfen sie alsdenn noch brennend in den Fluß, wo sie sich des Tages zuvor gewaschen hatten, damit sein Strohm die

Widerwärtigkeiten, die sie aus ihren Häusern verjagt hätten, mit sich fortführen möchte. Fügte es sich, daß ein Stück von einer Fackel am Ufer des Flusses liegen geblieben war, und am folgenden Tage, von jemand gesehen wurde; so eilte derjenige, der es gesehen hatte, über Hals und Kopf davon, aus Furcht, es möchte ihn anstecken und gefährlich für ihn werden. Nunmehr glaubten sie, daß alles Unglück von ihnen abgewendet wäre, und stellten deßwegen öffentliche Freudensbezeugungen an. Sie dankten der Sonne, daß sie sie von ihren Übeln befreyet hätte, und opferten ihr Schafe und Lämmer, wovon sie hernach das Fleisch mit aller Fröhlichkeit verzehrten. Sie brachten die übrige Zeit des Tages mit Tanzen und Lustbarkeiten zu, und unterließen nichts von demjenigen, was ihnen so wohl in Privathäusern, als auch auf öffentlichen Plätzen Vergnügen schaffen konnte.

Aus ihrer Idee von der Gottheit der Sonne, entstanden über die Veränderung des Verhältnisses derselben gegen die Erde, noch allerhand Religions-Gebräuche. Sie hatten vor dem Tempel der Sonne Säulen aufgerichtet, aus deren Schatten sie die Tag- und Nachtgleiche abnahmen. Wenn nun der Zeitpunct erschien, daß Tag und Nacht einander gleich wurden; so schmückten sie diese Säulen mit Blumen und wohl riechenden Kräutern, setzten hernach den Thron der Sonne oben darauf, und bildeten sich ein, die Sonne setze sich an diesem Tage mit all ihrem Lichte darauf. Sie betheten auch an diesem Tage mit

größern Freudensbezeugungen, und machten ihr prächtige Geschenke von Gold, Silber und andern Kostbarkeiten, die sie hatten. Wie ihre Philosophen mit dem Anwachs des Peruanischen Reichs bemerkten, daß, je weiter sie sich gegen Norden zu ausbreiteten, desto weniger Schatten die Säulen am hellen Mittag machten; so machten sie daselbst die Säulen höher, und verehrten sie auch mehr, als die andern, weil sie sich einbildeten, die Sonne fände keinen angenehmern Sitz, als da, wo sie sich schnurgerade darauf setzen könnte.

Bey diesen Einbildungen war es ganz natürlich, daß sie die Sonn- und Mondsfinsternisse mit dem größten Erstaunen ansahen, da sie die wahre Ursache derselben nicht einsahen. Wenn sich die Sonne verfinsterte, so glaubten sie, daß sie wegen einem begangenen Fehler böse auf sie wäre, und deßwegen ihr Angesicht gegen sie verstellte. Wurde aber der Mond verfinstert, so hielten sie ihn für krank, und besorgten, er würde unfehlbar sterben, wenn er ganz verfinstert würde; alsdenn würde er auf die Erde fallen, sie alle erschlagen, und das Ende der Welt verursachen. Sie hatten eine so entsetzliche Furcht bey seiner Verfinsterung, daß, so bald sie das Geringste davon merkten, sie ein erschreckliches Geräusch mit Trompeten, Trommeln und andern Dingen anfingen. Sie banden ihre Hunde an, und prügelten sie ganz erbärmlich, daß sie brav heulen möchten, damit der Mond, von welchem sie glaubten, daß er eine besondere Neigung gegen diese Thiere

Bezeigen der Peruaner bey einer Mondfinsterniß.

hätte, Mitleiden mit ihrem Geheule haben, und aus der Betäubung wieder erwachen möchte, die seine Krankheit verursacht hätte. Sie ermunterten auch während dieser Zeit ihre Kinder, daß sie brav schreyen, den Mond mit thränenden Augen anrufen, und ihn bitten möchten, daß er doch nicht sterben möchte. Die Alten stimmten diesem Geschreye mit vermischten Stimmen treulich bey, und machten einen solchen Lärmen, den man sich nicht groß genug vorstellen kann. Nachdem die Finsterniß groß oder klein war, nach dem Verhältniß beurtheilten sie seine Krankheit. Wenn er nach und nach sein Licht wieder bekam, so sagten sie, er fange an, besser zu werden; Pachacamac, der die Welt erhielte, habe ihm geholfen, und ihm ausdrücklich befohlen, nicht zu sterben. Hatte er sein völliges Licht wieder, so freueten sie sich, und dankten ihm, daß er nicht gestorben wäre. Auch von den Flecken, die man in dem Monde sieht, hatten sie ein höchst ungereimtes Mährchen. Sie sagten, der Fuchs wäre einstens durch die große Schönheit desselben dermaßen gerührt worden, daß er sich in diese Frau der Sonne sterblich verliebt habe. Er hätte sich also einst in den Sinn kommen lassen, gen Himmel zu steigen, um sich mit ihm zu begatten. Hier habe er nun die Frau der Sonne so dicht umfaßt, sie so gedrückt, geherzt und geküßt, daß diese Flecken davon entstanden wären. Hieraus sieht man, wie viel Widersprechendes in den Religions-Meinungen der Peruaner herrscht; man müßte denn sagen, daß das gemeine Volk eine ganz andere Religion gehabt habe, als die Weisen unter ihnen.

Wir müssen nun auch noch eine und die andere gottesdienstliche Ceremonie der Peruaner anführen, die nicht zu gewissen Festen gehören, sondern mehr den Nahmen allgemeiner Gebräuche verdienen. Eine betrifft ihre abergläubische Neigung zu Wahrsagereyen. Wir haben bereits oben bey Gelegenheit ihrer Opfer schon etwas davon gesagt. Hier wollen wir noch einige andere Äußerungen hiervon anmerken. Sie gaben unter andern genau auf die Bewegungen der Augenlieder Acht. Bewegte sich das obere öfter, als das untere, so hielten sie es für ein gutes Anzeigen, und zwar auf der linken Seite glaubten sie Zeichen eines geringern bevorstehenden Guten, als auf der rechten zu finden. Hier war ihrer Meinung nach der Sitz der größten Wohlfahrt und eines unschätzbaren Reichthums. Die untern Augenlieder aber hatten eine ganz entgegen gesetzte Bedeutung. Ereignete es sich, daß sie mehr als gewöhnlich zitterten; so war ihnen dieses eine Anzeigung der Traurigkeit; geschah es aber auf der linken Seite, so war dieses die schlimmste Vorbedeutung unter allen, drohete ihnen mit unendlichen Thränen, und verkündigte ihnen alles Übel und Herzeleid. Sie gaben diesen kleinen Umständen, die so leicht aus natürlichen Ursachen entstehen können, einen solchen Glauben, daß sie, so bald als das untere linke Augenlied anfing zu zittern, in die heftigsten Wehklagen verfielen, als wenn ihnen bereits das größte Unglück begegnet wäre, und vergossen häufige Thränen. Damit ihnen nun das viele Weinen nicht an der Schärfe des Gesichts schädlich seyn möchte, so

brauchten sie ein Mittel dagegen, welches eben so abergläubisch war, als die Vorbedeutung selbst. Sie benetzten das Ende eines Strohhalms mit Speichel, und legten ihn unter das untere Augenlied, und drückten es daher fest zu, Zu ihrem Troste gedachten sie, daß der Strohhalm nicht nur den Lauf der Thränen hinderte, welche sie vergießen befürchteten, sondern auch die böse Vorbedeutung des Zitterns abwendete.

Eine andere Ceremonie, welche wir noch mitnehmen wollen, betrifft das Beichten. Sie glaubten, daß Verbrechen, welche nicht durch den weltlichen Richter bestraft würden, allerhand Unglücksfälle im Reiche, Krankheiten, Todesfälle, ungesunde Witterung, und dergleichen, nach sich zögen. Damit sie nun verhindern möchten, daß die Gottheit wegen ihrer Verbrechen nicht noch andere Plagen in die Welt möchte kommen lassen, so sagten sie, daß sie ihre Sünden selbst büßen wollten, und bekannten deßwegen ihre geheimsten Vergehungen vor dem Richter. Dieses mag Gelegenheit gegeben haben, daß einige behauptet haben, sie hätten gleich den Christen eigene Beichtiger gehabt. Man macht uns folgende Beschreibung davon. In dem ganzen Lande waren gewisse Priester bestellt, die sie Ysuschyren nannten, welche nicht allein den Schuldigen die Beicht abnahmen, sondern ihnen auch eine verhältnißmäßige Buße auflegten. Der Priester hielt dabey eine kleine Schnur in der Hand, und bediente sich bey Ertheilung der Absolution folgender Worte: Gott hat mir die Macht gegeben, die Kette deiner Sünden zu zerbrechen,

so wie ich jetzt diese Schnur zerreisse. Er riß sie darauf in der Mitte von einander, und der Beichtende hielt sich nunmehr vollkommen von seinen Sünden los gesprochen. Kamen mehrere, die auf diese Art beichten wollten, so mußte er nicht nur bey jeder Person, sondern auch bey jedem Verbrechen eine neue Schnur haben. Der Priester aber hielt sich für seinen Aufwand dadurch schadlos, daß er sich die Schnüre zum voraus bezahlen ließ. Die Inca's bedienten sich, wie man sagt, hierbey einer besondern List, um sich der Nothwendigkeit zu beichten zu entziehen. Sie sagten, weil sie auf der Welt niemand hätten, der über ihnen wäre, so könnten sie auch niemanden als der Sonne beichten. Der König beobachtete dabey folgende Ceremonie. Erstlich beichtete er der Sonne, und sodann wusch er sich in einem Flusse, und sagte dabey die Worte: nimm die Sünden, die ich gebeichtet habe, und trage sie in das Meer. Sonst merken sie noch dabey an, daß Personen nur bey andern ihres Geschlechts gebeichtet hätten. Weigerte sich jemand, seine Sünden zu beichten, so warfen ihn seine Landsleute so lange mit Steinen, bis er sich dazu entschloß. So erzählt Acosta, der lange Zeit als Missionar unter den Peruanern gewesen war, diese Sache; andere aber ziehen es aus dem Grund in Zweifel, weil die Peruaner auch nach ihrer Bekehrung eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ohrenbeichte an die Christlichen Priester hatten. Ob man aber daraus auf ihre vorige Denkungsart schliessen kann, ist noch manchem Zweifel unterworfen; denn wir finden bey mehrern abgöttischen Völ-

kern in andern Welttheilen eben den Gebrauch, unter gewissen Ceremonien ihre Sünden zu bekennen.

Wir rechnen auch hierher noch einen besondern Gebrauch, den einige auswärtige Schriftsteller von den Peruanern erzählen. Wir haben oben von einer gewissen Art Brot geredet, welches sie an dem großen Sonnenfeste zu genießen pflegen. Hiervon machen uns einige eine Beschreibung, die viel Sonderbares in sich hat, wovon aber der Hauptschriftsteller in der Peruanischen Geschichte nichts sagt. Die Sonnenpriester, sagt man, trugen dieses in Stücke geschnittene Brot am letzten Festtage auf goldenen oder silbernen Schalen herum, gaben einem jeden ein Stück davon, und ermahnten ihn dabey, allezeit dem Ynca, oder der Sonne, welche durch den Ynca vorgestellet würde, treu zu bleiben; und setzten hinzu, daß dieses Brot zum Zeugniß wider ihn selbst dienen würde, wenn seine Absicht nicht rein, und dem, was er seinem Landesherrn schuldig wäre, nicht gemäß würde befunden werden. Jeder nahm und aß diesen Bissen Brot mit großer Erkenntlichkeit und Versicherung, daß er niemahls etwas anders thun und denken würde, als was dem Ynca, oder der Sonne gefiel; und sagte zugleich, daß dieser Bissen Brot, den er esse, in seinem Leibe ein Bürge seiner Treue seyn sollte.

Zum Beschlusse dieser Materie können wir auch nicht unangemerkt lassen, daß sich einige einge-

bildet haben, Spuren eines ehemahligen Christenthums in Peru gefunden zu haben. Man will dieses unter andern daraus schliessen, daß man so viele Kreutze daselst angetroffen habe. Man erzählt, daß, als die Spanier dahin gekommen wären, so hätten sie viele Kreutze daselbst gefunden; als sie sich nun durch einen Dolmetscher bey den Einwohnern darnach erkundigen lassen, so hätten ihnen einige gesagt, daß ehemahls ein überaus schöner Mensch zu ihnen gekommen wäre, der ihnen dieses Zeichen hinterlassen habe, daß sie sich seiner dabey erinnern sollten; andere hingegen hätten gesagt, daß ein gewisser Mann, der glänzender als die Sonne gewesen, daselbst gestorben wäre, und dieser habe es verfertigt. Andere sagen, die Spanier hätten auf den Gräbern der Landeseinwohner meßingene und hölzerne Kreutze angetroffen, und sich eingebildet, daß einige zu den Zeiten Roderichs durch die Mohren aus ihrem Lande vertriebene Spanier sich hierher gewendet hätten, von denen sie abstammten. Noch eine andere Tradition sagt, daß ehedem ein weißer Mann mit einem langen Barte jenseit des Meeres hergekommen wäre, und Gott daselbst bekannt gemacht habe; dieser hätte ein groses Kreutz von einem besondern Holze, das in der ganzen Gegend nicht anzutreffen gewesen wäre, überall mit sich herum geführt. Die bösen Geister wären bey Erblickung desselben verstummt, und die Orakel hätten aufgehört zu weissagen; dieser Mann aber wäre von den Einwohnern übel gehalten worden, weil sie ihm das Schweigen ihrer Götzen beygemessen; sie hätten

ihm sein Kreutz genommen, und selbiges bey einem Bach vergraben, woselbst es funfzehen Hundert Jahre unverwest geblieben wäre. Wir lassen diese Traditionen auf ihrem Werth und Unwerth beruhen; daß man aber daraus sollte schliessen können, daß einmahl vor den Zeiten der Entdeckung das Christenthum daselbst sey gepredigt worden, scheint uns nicht zu folgen. Gewiß ist es indessen, daß die Spanier in Cuzko bey Eroberung dieser Stadt ein Kreutz von sehr schönem Marmor, den man Krystalljaspiß zu nennen pflegt, gefunden haben, ohne daß sie erfahren können, wie es dahin gekommen, oder wie lange es daselbst gewesen sey. Es war drey Viertelellen lang, drey Finger breit, fast eben so dick, und ganz aus einem Stücke. Es hatte keine Ungleichheit in seinen Winkeln, noch auch in seinen Armen. Die Inca's verwahrten es in einem ihrer königlichen Häuser in einem geheiligten Zimmer. Ob sie es gleich nicht anbetheten, so verehrten sie es doch sehr, entweder wegen seiner Schönheit, oder aus andern Absichten, die man nicht weiß. Wenn andere einige Gebräuche wollen angetroffen haben, die mit Christlichen einige Ähnlichkeit hätten; so läßt sich daraus eben so wenig schliessen, daß sie Überbleibsel der Christlichen Religion wären, als man es bey andern Religionen, wo man einige Ähnlichkeit in äußern Stücken wahrnimmt, thun kann. Kurz die Religion der Peruaner, wie sie vor der Ankunft der Spanier war, ist ein Mischmasch von Abgötterey und Aberglauben, wo man aber doch einige Spuren von natürlich erkannten Wahrheiten antrifft.

Dritter Abschnitt.

Staatsrecht und Polizey der Peruaner.

Nach der Religion verdient die Regierungsform eines Volks die nächste Stelle, um daraus die Denkungsart und den Charakter desselben kennen zu lernen. Freylich dürfte man sich bey manchen Wilden vergeblich nach einer Regierungsform umsehen, da noch jetzt große Länder von solchen bewohnt werden, bey denen man keine andere Spur einer Regierung findet, als was etwa Hausoäter in einzelnen Familien ausüben. In Chili z. B. wohnt noch jede Haushaltung für sich; nicht einmahl eine National-Versammlung trifft man daselbst an. Wenn es einem Hausvater einfällt mit den Spaniern einen Krieg anzufangen; so ruft er seinem Nachbar dazu, der sich wegen der eingewurzelten Feindschaft gegen dieselben nich lange bitten läßt, und so geht es wie ein Lauffeuer durch das ganze Land. Man wird nicht eher gewahr, daß sie Feindseligkeiten im Sinne haben, als bis sie den Anfang mit Morden machen. Und dennoch haben sie eine gewisse Rücksicht auf dasjenige, was ihnen allen vortheilhaft ist, ohne in einer besondern politischen Verbindung unter einander zu stehen, oder eine ordentliche Regierung zu kennen. Sie geben uns noch ein Bild von dem Zustande der

Peruaner vor den Zeiten der Inca's. Jeder hatte da die Freyheit, entweder auf seine eigene Hand allein, oder in Verbindung mit andern Krieg anzufangen. Alsdenn erwählten sie sich gewisse Anführer, die sie für die tapfersten, listigsten und geschicktesten unter sich hielten. So lange ein solcher Krieg dauerte, unterwarfen sie sich ihm mit der allervollkommensten Unterthänigkeit; so bald er aber vorbey war, so wurde er nicht für besser angesehen, als ein jeder seines Gleichen. Jedermann trat wieder in den Stand der natürlichen Freyheit zurück; doch zeigten sich auch in diesem allerwildesten Zustande einige Spuren einer gesellschaftlichen Verbindung, obgleich der Nahme dazu noch fehlte, und sie diesen Instinct nicht recht ins Reine bringen konnten. Obgleich eine jede einzelne Person frey, und Meister seiner eigenen Handlungen war, so nahm sich doch eine jede der Zufälle und Widerwärtigkeiten der andern an. Die Familien wurden nunmehr als kleine Staatskörper angesehen. Wer einer einzigen Person etwas zu Leide that, bekam gleich mit der ganzen Gesellschaft Händel; die Familie des andern kam dadurch mit ins Spiel, und so herrschte ein beständiger Krieg unter ihnen. Es scheint also, wenn auch zu ihren wilden und thierischen Zeiten noch ein Schein von Obrigkeit da war, daß sie nicht so wohl auf die bürgerliche Vereinigung abgezielet habe, als vielmehr zur Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten angestellt gewesen sey, und daß ihre Verrichtung mehr darin bestanden habe, den Commando-Stab im Kriege, als das See-

pter im Staat zu führen. Da sie aber ihr allgemeines Beßes beßer verstehen lernten, und einsahen, daß auch eines jeden einige Wohlfahrt auf einen vernünftigen Umgang mit andern beruhete; so unterwarfen sie sich der Regierung eines einzigen, und wie sie sich durch deßen Bemühungen dem sittlichen Zustande mehr näherten, so wurde seine Macht immer feßter gegründet. Manco Capac war also nicht mehr ein Anführer einer streitenden Partey, sondern er führte eine ordentliche Regierung ein. Je zahlreicher das Volk wurde, deßto mehr leuchtete ihnen die Nothwendigkeit einer solchen Regiments-Verfaßung ein. Man verwilligte ihm nicht nur den Nahmen eines Königes, den er bereits schon angenommen hatte, sondern man gab ihm auch mehr Macht in die Hände, weil es die Wohlfahrt des Staats erforderte. Von diesen Vorzügen der Peruanischen Könige werden wir nunmehr umständlicher handeln.

So wie die Peruaner sahen, daß sich ihr Zustand durch die Bemühungen ihres ersten Königes merklich verbeßert hatte; so bemüheten sie sich um die Wette ihren nunmehrigen Landesherrn mit den größten Lobsprüchen zu erheben. Sie ersannen allerhand Ehrentitel und Beynahmen, womit sie ihn seinen Verdienßen gemäß beehrten. So gaben sie ihrem ersten Könige den Nahmen Capac, welches in ihrer Sprache einen doppelten Sinn hat, und so wohl einen anzeigt, der reich an Gnade iſt, als auch einen der allein regiert. Die gewöhnliche Benennung Inca be-

deutet in ihrem strengsten Verstande so viel als Herr oder König, in dem weitläufigen aber zeigt es alle diejenigen an, die vom königlichen Geblüte abstammten. Sie gaben einem jeden ihrer nachfolgenden Könige einen besondern Nahmen, der entweder seine Eigenschaften oder seine Verdienste anzeigte. Unter diesen ist die Benennung Huacchacuyac besonders merkwürdig, welche sonst keinem Menschen, als dem Könige beygelegt werden durfte, und in ihrer Sprache einen Freund und Wohlthäter der Armen anzeigte, wodurch sie entweder auf die besondern Wohlthaten zielten, welche der erste Ynca seinen Unterthanen erwiesen hatte, oder ihre Könige beständig erinnern wollten, daß ihre Hauptbestimmung diese sey, Väter ihres Volks zu seyn. So wohl von den Königen als allen übrigen Prinzen von Geblüt hatten die Indianer eine sehr hohe Meinung. Sie behaupteten von ihnen, daß sie völlig unfehlbar wären. Sie leiteten dieses aus dem allgemeinen Vorurtheile her, daß sie Kinder der Sonne, und deßwegen in die Welt geschickt wären, die Menschen in den Schranken des Guten zu erhalten; folglich könnten sie selbst keinen Fehlern unterworfen seyn. Ferner glaubten sie, daß sie von allen menschlichen Irrthümern frey, und keinen Versuchungen, die durch Leidenschaften entstünden, unterworfen wären. Und diese blinde Unterwürfigkeit ging so weit, daß wenn ein Ynca ein Auge auf ein Mädchen geworfen hatte, es sich der Vater zur größten Gnade schätzte, wenn eine seiner Töchter zur Beyschläferinn oder Magd für einen Ynca verlangt wurde.

Wenn jemand einen Ynca erzürnte, so wurde es für ein Laster der beleidigten Majestät angesehen, und eben so bestraft, als wenn man sich an der Person des Königs vergriffen hätte. Indessen hatten sie doch Exceptionen bey der Hand, wodurch sie, wenn es sich zutrug, daß ein Ynca wirklich einen in die Augen fallenden Fehler beging, ihre Meinung von der Unfehlbarkeit desselben behaupteten. Sie sagten, als Ynca könne er zwar nicht fehlen; wenn es aber geschehe, so sey er des königlichen Geblüts unwürdig geworden. Dieses machte, daß die Ynca's mit aller möglichen Behutsamkeit lebten, damit sie nicht ihrer Benennung als Sonnensöhne entgegen handeln, und ihre großen Vorrechte verlieren möchten. That einer eine gute That, so sagten sie, es sey kein Wunder, denn sie sey von einem Ynca geschehen; that einer etwas Böses, so sagten sie öffentlich, der Thäter könne unmöglich ein Ynca, sondern er müsse ein Bastard oder Betrüger seyn. Man sieht von selbst, wie viel Gutes geschehen konnte, wenn sich die Ynca's dieses Vorurtheils recht bedienten, aber auch wie viel Böses, wenn sie es mißbrauchten.

Alle Ynca's hatten gewisse Ehrenzeichen mit einander gemein; einige aber waren dem Könige allein eigen. Unter die ersten gehört, daß sie, wenn sie gewisse Jahre erreicht hatten, zu Rittern gemacht wurden. Es ist dieses eine von den wichtigsten Ceremonien an dem Peruanischen Hofe gewesen, wodurch die königlichen Verwandten eigentlich zu Prinzen vom Geblüte ernannt wur-

Rittermachen der YNCAS.

den; denn ohne dieses wurden sie nur als Schildknappen, oder Edelknaben angesehen. Hierdurch wurden sie zu allen Staats- und Kriegsangelegenheiten fähig gemacht. Ehe sie aber dazu gelangten, mußten sie sich entschliessen, eine harte Prüfung auszustehen. Der Tag, an welchem es geschah, wurde von dem ganzen Volke als ein Festtag mit der größten Feyerlichkeit begangen. Wenn die jungen königlichen Verwandten von allen Seitenlinien das sechszehente Jahr erreicht hatten; so wurden sie in ein besonderes Haus gethan, welches Colloampata genannt, und bloß zu dem Ende erbauet war. In diesem Prüfungshause wohnten verschiedene alte Ynca's, welche so wohl in Kriegs- als Staatssachen eine ungemeine Erfahrung hatten, und diese waren zu Lehrmeistern dieser Prinzen bestellt. So wie sie in das Haus kamen, mußten sie mit ungemeiner Strenge fasten; denn jeder bekam nicht mehr als täglich eine Handvoll rohes Korn, Cara, genannt, und ein Glas Wasser, worunter weder Salz noch Uchu gemischt war, welches eine gewisse Art von Pfeffer ist, wodurch unangenehme Dinge und Kräuter einen guten Geschmack bekamen. Sie hatten diese strenge Verordnung deßwegen gemacht, um zu versuchen, ob sie Hunger, Durst und andere Beschwerlichkeiten des Kriegs ausstehen könnten. Nicht nur aber diese Neulinge mußten auf die beschriebene Art fasten, sondern auch ihre nächsten Anverwandten unterwarfen sich dieser Härtigkeit, obgleich nicht mit solcher Strenge, wie sie. Die Alten riefen die Sonne als ihren gemeinschaftlichen Vater an, daß sie ihren

Kindern die nöthigen Kräfte und Muth verleihen möchte, diese Prüfungen mit Ehren auszuhalten. Fanden sich einige unter diesen Jünglingen, die nicht von einer so starken Leibesbeschaffenheit waren, daß sie den Hunger ausstehen konnten; so wurden sie so gleich als unwürdig verworfen, und nach Hause geschickt. Hatten sie aber diese erste Probe des Fastens ausgehalten, so wurde ihnen hernach etwas mehr, als bisher, zu essen gereicht, aber nicht zu viel auf einmahl, damit sie sich nach und nach wieder erhohlen konnten. Hierauf wurde auch ihre übrige Leibesbeschaffenheit auf die Probe gestellt. Sie mußten nähmlich von dem Hügel Huamuncari, der anderthalb Meilen von der Stadt lag, bis an die Festung der Stadt laufen. An dem Ende der Laufbahne wurde eine Fahne zum Zeichen aufgesteckt, und der erste, der dieses Ziele erreichte, wurde zum Vorgesetzten der andern erklärt. So wie sie sich früher oder später dem Ziel näherten, nach dem Verhältnisse wurde ihre Würde bestimmt; die aber, die ganz zurück blieben, wurden sogleich als untüchtig verworfen. Während der Zeit, als dieser Wettlauf geschah, standen die Altern und Verwandten auf beyden Seiten, und ermunterten ihre Söhne durch ihren Zuruf. Die folgenden Tage wurden Kriegsübungen vorgenommen, da sie in gewisse Häufen getheilt wurden, welche gewisse Plätze wechselsweise angreifen und vertheidigen mußten; auch übten sie sich im Springen, Stein- und Lanzenwerfen, Scheibenschiessen, Schländern, u. dg. Sie mußten verschiedene Nächte hindurch Schildwache ste-

hen, und wurden zu verschiedenen Stunden auf gerufen, um zu sehen, ob sie auch wachsam wären. Begingen sich hierin ein Versehen, so bekamen sie entweder einen Verweis, oder dem Befinden nach Schläge auf die Hüfte und Arme, welche die Peruaner jederzeit bloß trugen. Gaben sie nun durch eine verdrießliche Miene einige Empfindlichkeit zu erkennen, so wurden sie so gleich zurück geschickt. Zu einer andern Zeit wurden sie auf einen öffentlichen Platz gestellt, und ein Fechtmeister näherte sich ihnen bald mit einer Lanze, bald mit einem Schwert. Dieser machte seine Übungen, und hielt ihnen die Spitze seines Degens oder seiner Lanze vor die Augen, als wenn er sie durchstoßen, oder ihnen ein Glied vom Leib abhauen wollte. Ließen sie hierbey die geringste Furcht blicken, so wurden sie aus der Probe gestoßen, denn sie sollten ganz unschreckhaft seyn. Ihre Waffen mußten sie selbst verfertigen, deßgleichen auch ihre Schuhe. In den verschiedenen Tagen, da diese Probezeit dauerte, ermangelten die Großen des Reichs nicht, ihnen beständig Ermahnungen zu geben, und sie besonders zum Wohlthun aufzumuntern; sie stellten ihnen die Großmuth vor, die sie in den Treffen zur Vergrößerung ihres Reichs anwenden sollten, und unterrichten sie pünctlich in allen Lehrsätzen der Sittenlehre, und allem, was Personen ihres Geschlechts, die sich der Gottheit ähnlich schätzen, erfordert wurde. Außer dem mußten sie auf dem bloßen Boden schlafen, barfuß gehen, und alles verrichten, was Kriegsmännern nöthig seyn konnte.

Von dieser harten Prüfung war auch selbst der Erbprinz nicht befreyet. So bald er die Jahre erreicht hatte, wo er seine Übungen antreten konnte; so mußte er, des Vorzugs seiner Geburt ungeachtet, diese Beschwerlichkeiten ausstehen. Der einzige Vorzug, den er vor andern hatte, war, daß derjenige, der die am Ende der Laufbahne aufgesteckte Fahne zuerst erreichte, solche dem Erbprinzen überreichte; in den übrigen Verrichtungen aber, die wir beschrieben haben, hatte er nicht das Mindeste voraus; vielmehr wurde er noch strenger gehalten, weil, wie sie sagten, wenn er einst König werden sollte, es billig wäre, daß er andere Menschen an Tugend übertreffen müsse; er müsse niemanden in Beständigkeit bey Widerwärtigkeiten, und in der Mäßigung im Glück etwas nachgeben; hierdurch, und nicht allein durch die Würde der Geburt wurde er tüchtig zur Krone. Die ganze Zeit über, als seine Probezeit dauerte, ging er in elenden Lumpen gekleidet, und mußte sich darin auch öfters vor dem Volke sehen lassen, damit er sich bey Besteigung des Throns niemahls vergessen, noch die Armen verachten möchte, wenn er anders des ehrwürdigen Nahmens, Huacchacuyac, d. i. eines Freundes der Armen, theilhaftig werden wollte.

Und nunmehr, wenn sie diese Probezeit überstanden hatten; wurden ihnen diejenigen Nahmen und Ehrenzeichen, deren sie die wahren Sonnensöhne würdig achteten, wirklich ertheilt. So bald sie die strengsten Proben der kriegerischen Verrichtungen überstanden hatten; kamen ih-

re Mütter und Schwestern, und legten ihnen die Band- oder Strickschuhe an. Die Sohle daran war von Schilf, und der Obertheil von leinenen und hanfenen Streifen, welche vermittelst eines Stocks künstlich zusammen geflochten waren. Wenn diese Ceremonie geendigt war, so kam der König mit seinen ältesten Verwandten. Er redete sie mit wenigen Worten an, und gab ihnen zu verstehen, daß es nicht genug sey, die Kennzeichen des Ritterordens vom königlichen Geblüte zu tragen, sondern sie müßten auch solche zu gebrauchen wissen, und die Tugenden ihrer Vorfahren nachahmen. Hierauf näherte sich einer nach dem andern dem Könige, kniete vor ihm nieder, und empfing aus seinen Händen das erste und vornehmste Merkmahl der Ehre und der königlichen Würde. Der König durchstach ihnen die Ohrzipfel mit dicken goldenen Nadeln, und ließ sie darin stecken, damit das Loch recht groß werden möchte. Der neue Ritter küßte darauf dem König die Hand zur Dankbarkeit für die empfangene Gnade. Hierauf ging er zum Bruder oder Oheim des Königs, der die zweyte Person im Reich war, und fiel vor ihm nieder. Dieser zog ihm die Schuhe aus, und legte ihm feinere von Leinenstreifen an, so wie sie der König und die übrigen Prinzen vom Geblüte zu tragten pflegten. Hierauf küßte er ihm die rechte Schulter, und sagte zu seiner mehreren Aufmunterung: „Der Sonnensohn, der so schöne Beweisthümer von seiner Tugend gegeben hat, verdient angebethet zu werden.“ Nach dieser Ceremonie begab sich der neue Ritter in einen herrlich geschmückten Sal, wo die übri-

genPrinzen vom Geblüte versammelt waren. Hier legten sie ihm die Leibbinde an, die aus einem Stück baumwollenen Zeuge bestand, und die sie nicht eher tragen durften, als bis sie das männliche Alter erreicht hatten. Diese Binde war in Gestalt einer Schürze mit drey Zipfeln gemacht, wovon ihrer zwey nach der Länge an eine Schnur eines Fingers dick genähet waren, der ihnen anstatt eines Gürtels diente, solcher Gestalt, daß ihnen ein Theil dieses Schurzes ihre Blöße bedeckte, und der andere, der zwischen den Beinen durchging, hinterwärts an eben diese Schnur fest gemacht war, woraus eine Art von Beinkleidern entstand. Dieses Ehrenzeichen, welches bloß bey Erreichung der männlichen Jahre ertheilt wurde, war nach der Durchbohrung der Ohren das Wichtigste, und die ganze Ceremonie wurde von diesem Tuch, welches in ihrer Sprache Huara, eine Fahne, hieß, Puaracu genennt, weil derjenige, dem solches ertheilt wurde, zu allen Würden so wohl in Kriegs- als Staatsgeschäften, für tüchtig gehalten wurde. Außer diesen Zierathen steckten sie dem neuen Ritter noch zweyerley Blumen auf den Kopf. Die eine hieß Cantut, und war ungemein schön, und von verschiedener Farbe, es gab gelbe, schwarze und rothe. Die andere Blume hieß Chihnayna, und war roth. Gemeine Leute; auch sogar die Curaca's, so vornehm sie auch waren, durften diese Blumen nicht tragen, sondern sie waren ein Vorrecht für die königliche Familie. Sie schmückten auch außerdem ihren Kopf mit Blättern von einer gewissen Pflanze, die Vinay Huayna, d. i. immer grüne, hieß, und

unserm Epheu glich. Mit eben diesen Blättern und Blumen wurde auch der Kopf des Erbprinzen geschmückt, welcher sonst keine unterscheidenden Ehrenzeichen, als diejenigen, die die übrigen Ritter auch hatten, führte, ausgenommen, daß er eine Hauptbinde trug, die ihnen von einem Schlaf bis zum andern ging, und ungefähr vier Finger lang war; diese war aus Franzen von gelber oder rother Wolle gemacht, denn der Gebrauch der Seide war den Peruanern unbekannt. Niemand als der Thronfolger durfte diese Hauptbinde tragen, und auch nur alsdenn erst, wenn er die oben erzählten Prüfungen überstanden hatte.

Das letzte Ehrenzeichen, welches man dem Prinzen gab, war ein Wurfspieß einer Elle lang, und eine Streitaxt, die an einer Seite einem Messer ähnlich, und an der andern spitz war, und und einer Hellebarte glich. Wenn man ihm dieses Gewehr in die Hand gab, so bediente man sich dabey des Wortes, Aucacunapec, welches so viel heissen sollte, als, man gibt dir dieses Gewehr, damit du dich dessen bedienen sollst, die Wüthriche, Verräther, Grausame, Müßiggänger, und alle lasterhaften Bösewichte, die die Gesellschaft beunruhigen, zu bestrafen. Den Blumenstrauß, den sie ihm auf den Kopf setzten, sahen sie als ein Sinnbild der Gnade und Sanftmuth an, die sie ihnen hierdurch anempfahlen. Diejenigen, welchen die Aufsicht über diese jungen Ritter anvertrauet gewesen war, sagten ihm bey dieser Gelegenheit noch tausend gute Sachen, und

hernach kamen seine Oheime, Brüder und übrige Verwandten vom königlichen Geblüte, fielen nach ihrer Gewohnheit auf die Knie, und beheten ihn an, gleichsam als wenn sie ihn durch diese Ceremonie zum wirklichen Nachfolger des Reichs erklärt hätten. Sie legten ihm alsdenn den rothen Hauptschmuck um, und damit endigte sich diese Feyerlichkeit.

Die oben gemeldeten Ehrenzeichen hatten alle Personen vom königlichen Geblüte. Allein der König hatte auch noch einige für sich allein. Außer der zuletzt angeführten Hauptbinde, die auch der Erbprinz trug, hatte der König noch einen andern eigentlich königlichen Schmuck auf dem Kopf. Dieser bestand in zwey Federn, die aus dem Flügel eines Vogels, Corakenke genannt, der so groß als eine Falke ist, genommen wurden. Beyde Federn, die schwarz und weiß gesprenkelt waren, durften nicht aus einem Flügel seyn. Da dieser Vogel so außerordentlich rar war, und man nicht eigentlich sagen konnte, wo er her wäre, so glaubten die Peruaner, daß ihrer nicht mehr als zwey in der Welt wären; sie hielten sie für ein Sinnbild des Manco Capac, und seiner Gemahlinn, welches vom Himmel herabgekommen wäre. Und aus dieser Ursache hielten sie sie für heilig, und hielten sie dergestalt in Ehren, daß niemand, als nur allein der König, die Federn davon tragen durfte. Es wurde deßwegen diesen Vögeln, wenn sie sich sehen ließen, mit aller Sorgfalt nachgestellt, und wenn sie einen erhaschten, so zogen sie ihm aus jedem Flügel eine Feder aus, und

ließen ihn alsdenn wieder fliegen. So oft ein neuer König den Thron bestieg, so oft mußten sie neue Federn haben; denn kein König trug den Hauptschmuck seines Vorfahren. Es war auch nicht möglich; denn weil sie die Gewohnheit hatten, ihre verstorbenen Könige zu balsamiren, und ihnen im Tode eben die Kleidung und den Schmuck anzulegen, den sie in ihrem Leben getragen hatten; so mußten sie jederzeit neue zu bekommen suchen.

Unter den Regalien des Peruanischen Reichs war auch die Jagd keines der geringsten. So weit hatten sich die Peruaner unter der Regierung der Ynca aus dem Stande der Wildheit heraus gerissen, daß die Jagd nicht mehr eine gewöhnliche Lebensart unter ihnen war, sondern sie diente bloß zum Vergnügen des Königs; ja es war sogar durch das ganze Königreich ausdrücklich verbothen, kein Wild zu fällen, ausgenommen eine Gattung von Federvieh, Rebhühner, Tauben, und Turteltauben für die Tafeln der Curaca's und Statthalter, und dieß nur zu gewissen Zeiten, und nicht ohne Erlaubniß des Hofes. Alle übrigen Arten von Jagden waren den Einwohnern gänzlich untersagt, damit nicht die herrschende Neigung dazu Müßiggänger machen, und die Einwohner verleiten möchte, ihre häuslichen Angelegenheiten darüber zu versäumen. Aus dieser Ursache waren auch die wildesten Thiere ganz zahm geworden; denn das Gesetz untersagte bey harter Strafe, daß niemand, auch nicht einmahl auf seinem einenen Acker, ein

Wild fällen durfte. Nur allein dann und wann wurde eine allgemeine Jagd zum Vergnügen des Königs durch das ganze Land unter gewissen Feyerlichkeiten angestellt. Der König ließ sie alsdenn in derjenigen Provinz, wo er sie halten wollte, ordentlich ansagen, und manchmahl zwanzig bis dreyßig tausend Mann dazu aufbieten. Diese stellten sich in Ordnung, und breiteten sich alsdenn rechts und links aus, dermaßen, daß sie einen District von zwanzig bis dreyßig Meilen einschliessen konnten. Sie waren dabey so sorgfältig, daß sie die Flüsse und Berge zu Gränzen des Jagdplatzes setzten, ohne einen Schollen Erde, die angebauet war, zu berühren. Sie fingen darauf ein solches gräßliches Geschrey an, daß die wilden Thiere erschreckt von selbst nach demjenigen Orte zuliefen, wo die Jäger standen; dieser war so genau umstellt, daß nicht leicht ein Thier entwischen konnte. Sie reinigten auf diese Art das Land von Löwen, Bären, Füchsen, Luchsen, und andern dergleichen Thieren, die ihnen beschwerlich seyn konnten. Auch fing man manchmahl auf vierzig tausend Rehe, Tannenhirsche, Gemsen, ohne die wilden Ziegen zu rechnen, die wegen ihren feinen und zarten Haaren sehr beliebt waren. Diese letztern fingen sie mit der Hand, und tödteten nur die ältesten davon. Die Weibchen von allen diesen Thieren ließen sie wieder laufen, auch diejenigen Böcke, die ihnen zur Bevölkerung der Wildbahn die tüchtigsten schienen. Von den wilden Ziegen tödteten sie wenige, sondern schnitten ihnen nur die Haare ab, und ließen sie alsdenn

wieder laufen. Die Haare wurden wegen ihrer Feinheit zum Gebrauche der Ynca aufbehalten, die allein das Recht hatten, Kleidungsstücke davon zu tragen; den gemeinen Leuten aber war es bey Lebensstrafe verbothen, solche zu tragen. Diese Jagd geschah in jedem Gehege nur alle vier Jahre einmahl, theils damit das nachwachsende Wild wieder jagdbar werden, und die Haare der Ziegen wieder wachsen möchten, theils auch, damit das Wild nicht gar zu schüchtern würde. Der König war allemahl selbst bey der Jagd, theils weil sie seinetwegen angestellt war, theils auch, um zu besorgen, daß alles nach seinem Willen gehen möchte.

Zur Beschreibung der Vorzüge der Könige in Peru gehört auch noch eine kurze Erzählung von der Einrichtung ihrer Tafel, und ihrer Pracht in Kleidern und Palläſten. Der Aufwand im Hause des Königs an Speisen, besonders an Fleisch, war sehr groß; denn alle diejenigen Prinzen vom Geblüte, die sich am Hofe aufhielten, wurden auf königliche Kosten unterhalten; allein mit dem Mais ging man desto sparsamer um, weil ihn nur die Hofbedienten bekamen. Hingegen ging desto mehr an Getränke auf, weil es die Regeln der Höflichkeit erforderten. allen denenjenigen, die den Ynca besuchten, und allen Herren, die unter ihm standen, auch denenjenigen, welche Zeitungen vom Kriege und Frieden brachten, einen Ehrentrunk zu reichen. Auch konnte man bey ihnen mit niemanden auf eine anständige Art von Geschäften handeln, ohne

dabey zu trinken. Die Hauptmahlzeit geschah des Morgens von acht bis neun Uhr; ehe es Nacht wurde, speiseten der König, wie alle Peruaner, noch einmahl, aber nur sehr wenig. Ordentlicher Weise wurde über der Tafel nicht getrunken, aber nach derselben bis in die späte Nacht gesoffen.

Was die Kleidung des Königs anbelangt, so wurden nicht viele Kosten dazu erfordert. Die Frauen der Sonne verfertigten solche, und sie bestanden, außer dem Unterkleide, aus einem Kamisol, welches bis an die Knie ging; anstatt des Mantels trug er eine Art von Casake, Yacolla genannt, und zwischen derselben und dem Kamisol hatte er eine sauber gearbeitete viereckige Tasche, fast wie unsere Jägertaschen, die er an einem vier Finger breiten schön gewirkten Bande über die Schulter, wie eine Binde, trug. Diese Tasche diente weiter zu nichts, als das Kraut Cuca hinein zu stecken, welches die Indianer so gern kauen, und in den ersten Zeiten nicht so gemein war, als jetzt. Denn ehemahls war es nur dem Ynca allein erlaubt, solches zu essen, oder höchstens seinen Verwandten, welchen der König aus sonderbarer Gnade alle Jahre einige Körbe voll schickte. Der König konnte sich zwar eine Farbe zu seiner Kleidung wählen, welche er wollte, doch war die schwarze die gewöhnlichste. Er zog ein Kleid nicht mehr als zweymahl an. Um den Knöchel der linken Hand trug er eine starke goldene Kette, mit einer Art von Armband, welches sie Chipane nannten.

Auf dem Kopfe trug er ein vielfarbiges Band eines Daumens breit, welches vier bis fünfmahl um den Kopf herum ging, und unten eine rothe oder feuerfarbene Verbrämung nach Franzen-Art, hatte, die von einem Schlaf bis zum andern ging. Dieses war der eigentliche königliche Hauptschmuck, nebst den zwey Federn von dem Vogel Corakeuke, welche sauber eingefaßt, und auf dieser Binde etwas von einander entfernt getragen wurden.

Nichts aber war prächtiger, als die Palläste dieses Monarchen, und man kann mit Recht sagen, daß sie in verschiedenen Stücken die Palläste der größten Monarchen übertroffen haben. Sie waren so außerordentlich schön, und von künstlich gehauenen Steinen auf eine solche Art zusammen gefügt, daß sie wie aus einem Stücke gehauen gewesen zu seyn schienen. Man findet noch hier und da einige Überbleibsel davon. Der Mörtel, womit sie die Steine verbanden, war aus einer gewissen rothen Erde gemacht, die überaus fett und leimig war; aus derselben machten sie auch eine Art gebackener Steine. Man behauptet, daß sich die alten Peruaner bey den Tempeln und Pallästen der Könige anstatt des Mörtels einer gewissen Vermischung von Gold, Silber und Bley bedient, welche sie vermittelst eines Harzes mit den Steinen verbunden hätten. So viel ist gewiß, daß man anstatt der Tapeten die Wände mit Gold und Silberblech überzogen, und mit mancherley Bildern ausgeschmückt hat. Des Königs Stuhl, Tiana genannt, war von

Massivgold, zwar ohne Armlehnen, doch mit gebogenem Rücken. Er stand auf einer großen viereckigen Tafel, die gleichfalls von Gold war. In dem ganzen Pallast fand sich kein einziges Gefäß, welches nicht von eben diesem Metall, oder wenigstens von Silber war. Alle Schlösser waren überflüssig mit allem versehen, was der König zu seiner Bedienung brauchte. Die Decken, die über die Bettstellen gebreitet wurden, bestanden aus einer Art Zeuge, der von wilden Ziegenhaaren gemacht war; sie waren so schön und fein, daß sich die Spanier nicht genug darüber verwundern konnten. Bey den königlichen Pallästen waren große Vorplätze und Gärten angelegt, die mit den angenehmsten Bäumen, schönsten Blumen, und wohlriechendsten Kräutern bepflanzt waren. Damit waren sie noch nicht vergnügt, sondern sie bildeten eine große Menge Bäume mit ihren Blättern von Gold ab, und dieses nach allen denjenigen Veränderungen, die in der Natur anzutreffen waren. In ihren Badhäusern waren große goldene und silberne Wannen, in welche das Wasser aus Röhren von eben diesem Metalle floß. An denen Orten, wo es von Natur warme Quellen gab, waren kostbare Gebäude angelegt, wo fast alles von Gold war. Kurz, Gold und Silber war auf eine solche Art überall verschwendet, daß es kein Wunder ist, daß die Europäischen Eroberer dieses Landes so unsägliche Beuten davon nach Europa gebracht haben. Hiernächst hatten sie auch Säle von mehr als zweyhundert Schritten in die Länge, und sechzig bis siebenzig in die Breite, wo sie sich

bey üblem Wetter zu belustigen pflegten. Man hat ihrer einige gefunden, worin wenigstens drey tausend Menschen bequem Platz hatten.

Wir müssen nun auch etwas von dem Hofstaate sagen, den die Peruanischen Könige zu ihrer Hausbedienung hatten. Es waren dergleichen Bedienten in sehr großer Anzahl vorhanden; sie wurden aber nicht, wie bey anderen Königen, in eine besondere Bestallung genommen, sondern die Einwohner aus den vornehmsten Städten des Königreichs mußten darauf bedacht seyn, geschickte und treue Leute ausfündig zu machen, die diese Stellen bekleiden mußten. Diese Bedienten wechselten ab, einige täglich, andere wöchentlich, andere monathlich. Dieses war den Städten als ein Tribut auferlegt, und sie mußten für die Bedienten, die sie lieferten, stehen. Wenn demnach einer von ihnen sein Amt nicht in gehöriger Ordnung und Treue verrichtete; so wurden alle Einwohner derjenigen Stadt, woraus der Straffällige geschickt war, mehr oder weniger bestraft, je nach dem das Verbrechen groß oder klein war. Erstreckte sich das Verbrechen auf die Person des Königs, so wurde sie zerstört. Alle Bedienten des königlichen Hauses, so geringe auch ihre Verrichtung immer war, wurden von der Nation in großen Ehren gehalten, weil sie die Gnade hatten, sich dem Könige zu nähern, und ihnen nicht nur des Königs Haus, sondern auch seine eigene Person anvertrauet wurde. Diejenigen Städte, die diese Bedienten liefern mußten, durften nicht weiter als

sechs bis sieben Meilen von Cuzko entfernt seyn. Weil sich der König nicht anders als auf einem Lehnstuhle von dichtem Golde öffentlich sehen ließ; so stellten zwey benachbarten Provinzen die Leute, die ihn auf den Schultern tragen mußten. Wenn die Einwohner dieser Provinz das fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatten, so fingen sie an, sich im Tragen des Stuhls zu üben. Sie mußten ihre Schritte so gewiß nehmen, daß sie nicht im geringsten strauchelten; denn wenn jemand das Unglück hatte, nur einen einzigen falschen Tritt zu thun, so wurde er von demjenigen, der sie im Tragen unterrichtete, und der Oberträger hieß, öffentlich beschimpft; welches eine Strafe war, die mit unserm Pranger überein kam. Diese Leute dienten dem Ynca in der Reihe herum, und es waren ihrer jedesmahl fünf und zwanzig und mehr, die ihn zugleich trugen, damit, wenn ja einer straucheln sollte, man es nicht merken möchte.

Noch eine besondere Gattung von Hausbedienten hatte der König, die dazu bestellt waren, seine Befehle mit aller Geschwindigkeit in die Provinzen zu bringen. Es wurden nähmlich alle Viertelmeilen fünf bis sechs junge starke Indianer gestellt, die sich in Cabanen für der Ungemächlichkeit der Witterung schützten. Jeder mußte seine Bothschaft verrichten, wenn die Reihe an ihn kam; alle zusammen aber mußten ihre Augen auf die Heerstraße richten, um zu sehen, ob sie die von andern Stationen ankommenden Bothen nicht von fern gewahr werden konnten, da-

mit sie sogleich in Bereitschaft seyn möchten, so wie der eine Bothe ankam, sich in Bewegung zu setzen, und die Befehle weiter zu bringen. Sie baueten deßwegen ihre Cabanen meisten Theils auf Anhöhen, so daß immer eine der andern im Gesichte lag, und sie also leicht sehen, und ohne viele Beschwerlichkeit von einer zur andern kommen konnten. Die Befehle, die sie auf diese Art überbringen mußten, wurden ihnen bloß mündlich gesagt; sie waren in wenige Worte eingeschränkt, damit sie die Bothen desto leichter behalten konnten, und der Verstand derselben nicht verändert werden möchte. So bald derjenige, der die Bothschaft brachte, von der Cabane gesehen werden konnte, so fing er an zu schreyen, wodurch die andern erinnert wurden, sich in Bereitschaft zu setzen. Kam er an, so sagte er dem neuen Bothen dasjenige, was er ihm zu sagen hatte, drey- bis viermahl vor, und auf diese Weise gelangte der Befehl gar bald an den Ort seiner Bestimmung. So viel mag genug seyn von den Personen, die den Hof des Königs von Peru ausmachten.

Die Ordnung bringt uns nunmehr auf die Untersuchung, was der König in Peru für Einkünfte gehabt habe. Erstlich gehörten ihm die Producte von dem dritten Theile aller Ländereyen im ganzen Königreiche, wovon er seine Statthalter und Beamten unterhielt, das übrige aber in die öffentlichen Vorrathshäuser bringen ließ; das andere Drittel wurde zum Unterhalte des Sonnentempels, der Priester, und anderer

Bedienten angewendet, das dritte gehörte endlich den Einwohnern und Besitzern der Äcker. Die übrigen Abgaben, welche der König von seinen Unterthanen bekam, waren sehr wenig. Der vornehmste und wichtigste Tribut bestand in Frohndiensten, die aber dem Könige fast mehr kosteten, als sie ihm einbrachten; denn die Indianer, die sie leisteten, bekamen von ihrem Herrn Unterhalt, Kleider und Werkzeuge. Eine Arte davon leisteten sie, wann sie seine Äcker pflügen und düngen, und das darauf wachsende Getreide einsammeln mußten. Die Aufbringung und Darstellung der jungen Mannschaft zum Kriege war gleichsam der zweyte Frohndienst. Hiernächst wurden sie auch zu andern öffentlichen Arbeiten und Diensten gebraucht, als: zur Erbauung der Tempel und Palläste, zur Ausbesserung der Wege, zur Verfertigung der Brücken, u. dgl. Einige mußten die Kleidungen, Waffen und Schuhe für die Armee verfertigen. Der König gab die Wolle dazu her, die er von allen Herden im ganzen Lande, als welche ihm eigenthümlich zugehörten, zog. Die Frauenspersonen spannen die Wolle zu den gröbern Zeugen, und die Mannspersonen zu den feinern. Die Schuhe wurden in denen Ländern gemacht, wo es viel Hanf gab, und die Waffen verfertigte man da, wo es die meisten Materialien dazu gab. Gewisse Länder lieferten also Bogen und Pfeile, andere Lanzen, Wurfspieße und Streitäxte, noch andere Schläudern, und wieder andere Schilder. Jede Provinz war nur verbunden, dasjenige zu liefern, was in derselben gezogen wurde; und es

war deßwegen ein allgemeines Gesetz im ganzen Lande, daß niemand unter dem Vorwande, den Tribut zu suchen, aus seiner Provinz gehen durfte. Die Könige hatten deßwegen diese Ordnung eingeführt, damit sie ihren Unterthanen allen Vorwand, ihren Müßiggang oder ihr Landlaufen zu beschönigen, abschneiden möchten. Ob nun gleich die Unterthanen vielerley liefern mußten, so war es doch alles nach der schönsten Ordnung eingetheilt. Diejenigen Landschaften, welche Kleidung brachten, waren von der Lieferung der Schuhe und Stiefeln befreyet; und so auch umgewandt, wer Waffen lieferte, brauchte sonst nichts zu geben. Die ganz Armen mußten dem Könige auch einen Tribut bezahlen, der ihn zwar nicht reich machte, dennoch aber zur Reinigkeit des Landes das Seinige beytrug. Sie mußten nähmlich von Zeit zu Zeit den Vorstehern der Provinzen eine bestimmte Anzahl Becher mit Läusen bringen. So widersinnig dieser Tribut war, so hatten sie doch dabey die Nebenabsicht, daß sich ihre Unterthanen der Reinlichkeit befleißigen möchten. Da nun der Tribut auf diese Art eingetheilt war, so beschwerte sich auch niemand darüber, sondern jedermann machte sich ein Vergnügen daraus, dem Könige mit aller Treue und Ergebenheit zu dienen. Von diesem allgemeinen Gesetz des Tributs waren ausgenommen alle Prinzen, Statthalter, Richter und königlichen Bedienten; ferner alle Soldaten, die wirklich im Dienste standen, weiter alle jungen Leute, die unter fünf und zwanzig Jahre alt waren, und endlich alle Verheuratheten in dem ersten Jahre

ihres Ehestandes. So waren auch alle diejenigen, die das funfzigste Jahr überschritten hatten, wie auch Mädchen, verheurathete Frauenspersonen und Wittwen, von allen Arten der Abgaben frey. Blinde, Lahme, Verwundete und Kranke waren, so lange sie in diesem Zustande waren, gleichfalls frey; hingegen Taube und Stumme waren nicht davon befreyet, weil sie noch zu einiger Handarbeit tüchtig waren. Ein Handwerksmann durfte nicht mehr als zwey Monathe zu Herrendiensten verwenden; nach deren Verlaufe konnte er die Arbeit liegen lassen: beschäftigte er sich zu seinem Vergnügen länger damit, so wurde ihm die Zeit, die er mehr darauf verwendet hatte, von dem Tribute des künftigen Jahres abgerechnet. Übrigens sahen sie nicht so wohl auf die Zeit, als auf die Arbeit: wenn ein Handwerksmann mit Hülfe seiner Familie seine Tribut-Arbeit in einer Woche fertig machte, so forderte man weiter nichts von ihm. Es kam also einem Peruaner sehr wohl zu Statten, wenn er eine starke Familie hatte. Und aus eben dem Grunde wurden diejenigen für reich gehalten, die viele Kinder hatten; denn sie kannten den politischen Grundsatz gar zu wohl, daß der Flor eines Landes auf der Menge seiner Einwohner beruhe. Wurde ein Arbeiter krank, so wurde er nicht nur außer den Lebensmitteln mit Arzeneyen versehen, sondern die andern mußten ihm helfen. Es zahlte also jedermann keinen andern Tribut, als was er durch seiner Hände Arbeit verfertigte. Was nun von allen diesen Stücken in einem Jahre nicht gebraucht wurde, das

legten sie in ihre Vorrathshäuser, um sich desselben im Nothfalle zu bedienen.

Gold, Silber und Edelstein wurden gar nicht zum Tribute gegeben, obgleich eine ungeheure Menge davon im Lande war. Und wozu hätten sie es auch brauchen sollen? Sie trieben damit weder Kauf noch Verkauf, zahlten den Soldaten damit nicht ihren Sold, sondern sahen es für völlig überflüssig an. Sie schätzten es bloß seiner Schönheit und seines Glanzes halber, um die königlichen Schlösser und Tempel damit auszuzieren. Sie brachten es ihren Königen nicht aus gezwungener Schuldigkeit, sondern bloß aus freyem Antriebe zum Geschenke. Sie hatten hierin eine Gewohnheit, die wir bey den meisten Völkern der alten Zeit antreffen, daß sie niemahls vor ihrem Oberhaupt ohne Geschenke erschienen. Wenn deßwegen die Statthalter der Provinzen dem Könige entweder an den großen Festtagen, oder an Feyerlichkeiten bey Hofe, oder in ihren eigenen oder Landesangelegenheiten, die Aufwartung machten, so brachten sie ihm jederzeit dasjenige, was ihre Vasallen an Gold, Silber und Edelgesteinen bey müßigen Stunden verfertigt hatten, zum Geschenke mit; ingleichen brachten sie ihm auch mancherley seltenes Holz zur Erbauung seiner Palläste. Sie bothen ihm auch die geschicktesten Arbeitsleute zu seinem Dienste an; denn die gemeinen Leute verfertigten sich dasjenige, was sie für sich und ihre Familie nöthig hatten, selbst. Über dieß machten sie dem Könige mit allem Schönen und Wunder-

baren, das in ihrem Lande angetroffen wurde, ein Geschenk, z. B. verschiedene zahme und wilde Thiere, Löwen, Bären, Tieger, Affen, Luchse, Papageye, Straußen, Condor, Schlangen von allerhand Art, große Eidechsen, u. dgl. Sie wollten hierdurch gleichsam zu erkennen geben, daß er ein gebiethender Herr über alles wäre, und ihm dadurch ihren Diensteifer zu erkennen geben.

Hieraus läßt sich schon zum voraus urtheilen, daß die Regierungsform der Peruaner wirklich monarchisch gewesen. Es wird solches noch deutlicher werden, wenn wir nunmehr ihre Beschaffenheit näher beurtheilen werden.

Die Könige von Peru hatten ihr ganzes Land in vier Hauptttheile nach den vier Weltgegenden getheilt, wovon die Stadt Cuzko der Mittelpunct war. In jedem dieser vier Theile des Reichs waren dreyerley Landes-Collegia angeordnet, wovon das eine das Kriegswesen, das andere die Justizpflege, und das dritte die Gränzordnung zu besorgen hatte. Jede von diesen Rathsversammlungen hatte seine ober- und untergeordneten Beamten, die von Stufen zu Stufen dem hohen Rath von allem, was vorging, Nachricht ertheilen mußten. In einem jeden von diesen vier Theilen war ein Unterkönig, der in dem hohen Rath seines Gouvernements den Vorsitz führte. Diese waren unumschränkt in ihrer Landschaft, und nachdem sie von dem Zustande der Landesangelegenheiten die nöthige Nachricht eingezogen

hatten; so gaben sie sogleich dem Könige Bericht davon. Sie mußten alle mit einander rechtmäßige Inca's, und in den Landesangelegenheiten hinlänglich unterrichtet seyn. Sie empfingen die Befehle aus dem Munde des Königs, und machten sie hernach den Unterbefehlshabern bekannt, von welchen es stufenweise bis zu den untersten ging.

Um einen festen Grund in ihren Staatsangelegenheiten zu legen, so hatten sie eine Verordnung, daß in allen großen und kleinen Städten die Einwohner nach Decurien von zehen zu zehen Mann in das öffentliche Register eingetragen werden, und einer davon die Aufsicht über die andern neun haben sollte, den man deßwegen einen Decurionen, oder Rottmeister nennen könnte. Fünf solche Decurien standen wieder unter einem Obermeister, der also die Aufsicht über funfzig hatte; zwey solche Abtheilungen, und also hundert Mann waren unter der Aufsicht eines Hauptmanns; fünf solcher Compagnien, jede von hundert Mann, standen unter den Befehlen eines Oberhauptmanns, und zwey solcher Gespannschaften erkannten einen General zu ihrem Befehlshaber. Auf solche Art hatten sie Abtheilungen von zehen, funfzig, hundert, fünfhundert, und tausend Bürgern, jede unter ihren Befehlshabern. Stärker aber als tausend war kein Corps, das unter den Befehlen eines einzigen Mannes stehen sollte; denn sie glaubten, daß ein Mann Arbeit genug hätte, der über tau-

send Mann die Aufsicht hätte. Ein jeder Unterbefehlshaber war seinem Obern mit der größten Strenge subordonirt. Die Decurionen oder Rottmeister hatten verschiedene Pflichten auf sich. Erstlich mußten sie für ihre unterhabenden Decurien Sorge tragen, und von ihrem Zustande, oder Unglücksfällen, dem Oberbefehlshaber, oder dem Befinden nach, selbst dem Statthalter Nachricht geben, wenn es ihnen z. B. an Lebensmitteln, Saatfrucht, Kleidung, oder Materialien zur Ausbesserung ihrer Häuser fehlte. Hiernächst waren sie gehalten, wenn einer aus ihrer Decurie von einem andern war beleidiget worden, sich seiner anzunehmen, seine Sache zu führen, und in seinem Nahmen bey demjenigen, unter welchem der Beleidiger stand, die Klage anzubringen. Drittens mußte jeder seinem Obern von einer Staffel zur andern alle Monathe die Anzahl der Gebornen und Gestorbenen beyderley Geschlechts melden. Hierdurch wußte der König nach Verlauf eines Jahres nicht nur die Anzahl seiner Unterthanen überhaupt, sondern auch wie viele deren in jedem Lande und in jeder Stadt waren. Dieses diente dazu, daß man eine genaue Eintheilung machen konnte, wie viel jeder Ort zu den öffentlichen Arbeiten beytragen mußte; zugleich aber wurde man auch dadurch in den Stand gesetzt, den Überfluß und Mangel in einem jeden Land zu erfahren, damit man der Hungersnoth abhelfen, den Einwohnern Lebensmittel und Kleidung schicken, und überhaupt den Bedürfnissen der Einwohner ohne Zeitverlust abhelfen konnte. Ein jeder Vorgesetzter, der in

einem oder andern Stücke einer Nachlässigkeit überführt werden konnte, wurde nach Befinden der Umstände gestraft. Weil nun jeder Aufseher unter einem andern stand, der ein wachsames Auge auf den andern hatte, und sein Verhalten genau bemerkte, so trieb ihn dieses an, sein Amt mit aller Treue zu verrichten. Diese Anstalt war auch eine Ursache, daß man keine Landstreicher und Müßiggänger im ganzen Lande antraf. Die auf die Verbrechen gesetzten Strafen waren außerordentlich hart, dermaßen, daß oft ein Verbrecher um des geringsten Versehens willen zum Tode verurtheilt wurde. Sie führten aber zur Ursache dieser Strenge an, weil sie den Befehlen des Ynca, der als göttlich angesehen wurde, zuwider gehandelt hätten.

So bald ein Land unter die Bothmäßigkeit des Königs gekommen war, so wurden alle Einwohner des ganzes Landes, auch die Kinder nicht ausgenommen, gezählt, und das Alter, Stand, Bedienung, Güter, Familie und Profession eines jeden genau angemerkt. Hierauf wurden so wohl Kriegs- als Civilbediente ernannt, und einem jeden der Umkreis seiner Befehle und die Art seiner Verrichtungen angewiesen. Die obersten waren die Curaca's; diese waren Vasallen des Königs, und hatten über die ihnen angewiesenen Unterthanen das Recht so wohl in Kriegs- als Friedenszeiten zu gebiethen. Sie standen zwar unter dem König, hatten aber doch noch völlige Gewalt, besondere Gesetze zu geben, Tribute anzuordnen, jeder Familie beyräthig zu seyn,

und überhaupt allen Mängeln abzuhelfen. Ihre Ehrenstellen waren erblich; sie bezahlten niemahls einen Tribut, und bekamen alles, was sie nöthig hatten, aus den Vorrathshäusern des Königs. Unter ihnen standen die vorhin beschriebenen Decurionen. Alle übrigen Bedienten hingen immer einer von dem andern ab, die sich in Einrichtung dessen, was die Landesangelegenheiten und Abgaben anging, hülfreiche Hand biethen, und alles in gehöriger Ordnung vollstrecken mußten. Ja sogar die Hirten bey den Herden waren einander so subordinirt, daß immer einer von dem andern abhing. Um aber zu verhüten, daß nicht einer oder der andere seine Gewalt mißbrauchen möchte, so waren ausdrückliche Aufseher und Commissarien bestellt, welche insgeheim in die Provinzen gehen, und sich nach der Aufführung der Beamten erkundigen mußten. Diese gaben alsdenn dem Obern Nachricht davon, und dieser setzte ihnen die verdiente Strafe an. Auf diese Art fand sich in dem ganzen Staate und in dem Hause des Königs kein einziger Beamter und Bedienter, der nicht von andern abhieng, und dadurch genöthigt war, die Pflicht seines Amtes wohl zu erfüllen, weil er so viele Aufpasser um sich herum hatte. Sündigte ein Statthalter oder Beamter unter ihm wider die Billigkeit in den Gränzen seiner Gerichtsbarkeit, so wurde er härter gestraft, als ein gemeiner Mann; denn sie sagten, man müßte nicht zugeben, daß ein Mann, der ausdrücklich erwählt worden, andern Gerechtigkeit zu verschaffen, selbst ungerechte Handlungen ausübe.

Um Recht und Gerechtigkeit desto besser im Schwunge zu erhalten, und allen Verzögerungen der Justizpflege, wodurch die Armen oft gezwungen werden, ihre Sache fahren zu lassen, vorzubeugen, wurde in jeder Stadt ein Richter gesetzt, der volle Gewalt hatte, die Rechtshändel der Einwohner zu entscheiden. Der Termin, den er den streitenden Parteyen ansetzte, in welchem sie den Gesetzen Genüge leisten mußten, war gemeiniglich nicht länger als fünf Tage. Beging jemand einen Fehler das erste Mahl, so wurde er eben so hart bestraft, als wenn er ihn oftmahls begangen hätte; denn sie sagten, wenn man in der Bestrafung des ersten Fehlers strenge verführe, so verhinderte solches, daß er nicht mehr begangen würde, und es sey nicht möglich, in einem Lande, wo man die Verbrechen nicht in ihrem ersten Keim erstickte, Ordnung zu erhalten; wenn keine wahre Gerechtigkeit gehandhabet würde, so bekämen auch die Beleidigten eine Geringschätzung gegen die Gesetze und Gerichte; sie lauerten nur auf Gelegenheit sich persönlich an dem Beleidiger zu rächen, und dadurch müßte ein Staat nothwendig zu Grunde gehen. So vernünftig raisonnirten diese Völker. Man konnte sich zwar nicht von einem Richter auf einen andern berufen; aber sie hatten doch ein Auskunftsmittel gefunden, wodurch die Gerechtigkeit ungestört erhalten werden konnte, ohne durch die vielen Rechtswohlthaten solche zu verwickeln, oder in ihrem Gange aufzuhalten. Die ordentlichen Landrichter fälleten nähmlich niemahls ein Urtheil, wovon sie nicht jeden Monath

ihren Obern Rechenschaft geben mußten, und diese wiederum an diejenigen, unter welchen sie standen, Bericht erstatten mußten; und dieses durch alle Stufen hindurch, bis zur höchsten Obrigkeit. Diese Berichtserstattung geschah hauptsächlich deßwegen, nicht nur um zu sehen, ob die Richter ihr Amt wohl verwaltet hätten, sondern sie auch immer zu mehrerer Sorgfalt zu ermuntern; denn, ob sie gleich in dem Falle, wenn ein Richter ein Versehen begangen hatte, sein Urtheil nicht allemahl aufhoben, so wurde er doch allemahl bestraft, und dieses nannten sie eine geheime Verbesserung. Der beleidigte Theil erhielt allezeit Gerechtigkeit, wenn er auch gleich selbst keine Klage führte; denn die Decurionen, wovon wir oben geredet haben, waren zugleich Fiscale, die die Strafbaren vermöge ihrer Amtspflicht angeben mußten, worauf nach den Gesetzen mit ihnen verfahren wurde. Geldstrafen, oder etwas, das denselben ähnlich war, hatten sie gar nicht; denn sie glaubten, daß durch die Entziehung des Vermögens die Verbrechen nicht aus einem Staat verbannt würden, sondern dem Missethäter nur Gelegenheit gegeben, mehr Übels zu thun, um sich wegen des Verlustes seines Vermögens auf andere Art schadlos zu halten. Alle Strafen geschahen an Leib und Leben.

Wenn bey ihren Gerichten ein Fall vorkam, der durch die Aussage der Zeugen entschieden werden mußte; so ließ man die Zeugen niemahls schwören, wie denn überhaupt die Eidschwüre

unter ihnen nicht eingeführt waren, wie wir oben schon erinnert haben. Der Richter ließ den Zeugen bloß vor sich kommen, und sagte zu ihm: „Versprichst du dem Ynca die Wahrheit zu sagen?" Wenn es nun der Zeuge bejahete, so redete er ihn ferner also an: „Nimm dich in Acht, daß du die Wahrheit nicht verschweigest, und keinen Umstand von der Sache, die du weißt, auslassest." Darauf ließ ihn der Richter auf sein Versprechen alles dasjenige sagen, was er von der Sache wußte, ohne ihn durch besondere Fragen auszuforschen, wie es an andern Orten gewöhnlich ist. Auch wenn es eine Mordthat, oder sonst einen andern wichtigen Gegenstand betraf, so wurden diejenigen, die man als Zeugen aufforderte, bloß erinnert, dasjenige genau zu sagen, was sie davon wüßten, ohne etwas zu bemänteln. Auf die Aussage der Zeugen wurde alsdenn der Proceß formirt. Es geschah sehr selten, daß sie sich bey solchen Aussagen unterstanden, der Wahrheit zu nahe zu treten; denn weil sie von Natur sehr furchtsam und bey ihrer Abgötterey sehr abergläubisch waren, auch außerdem wußten, daß diejenigen, die man auf der Unwahrheit ertappte, mit der größten Strenge bestraft wurden; so war die bloße Aussage der Zeugen bey ihnen meisten Theils hinreichend, hinter die Wahrheit zu kommen. War die Sache von Wichtigkeit; so ließ man die falschen Zeugen, nicht allein wegen dem Fehler, den sie bey ihrer Aussage begangen hatten, sondern vielmehr, weil sie den Ynca belogen hatten, hinrichten; weil sie

es für einerley hielten, mit dem Richter zu sprechen, oder vor Gott zu erscheinen.

Diejenigen Anstalten, die sie in Ansehung der Verwaltung der öffentlichen Güter, ingleichen des Ackerwesens hatten, verdienen hier noch vorzüglich einen Platz, weil sie uns die Polizey dieses Volks auf dieser Seite zu erkennen geben. Es mußte durch das ganze Land ein genaues Verzeichniß von allen Äckern, Wiesen, Hügeln, Bergen, tragbaren Bäumen, ja sogar von dem zahmen Vieh verfertigt werden, so wohl in Ansehung der einzelnen Besitzer, als auch ganzer Städte und Provinzen. Hierauf fand man durch eine Mittelzahl den jährlichen Ertrag des Landes. Hatte nun der König den Bericht davon bekommen, so richtete er seine Befehle darnach ein, daß nicht nur die Einwohner hinreichende Lebensmittel haben, sondern auch nichts überflüssig verschwendet werden möchte. Durch die verschiedenen Stufen wurde nun einem jeden anbefohlen, was er zu thun hätte, und niemand konnte sich also mit der Unwissenheit entschuldigen. So wie die Zergliederung einer jeden Landschaft geschehen war, so wurden auch die Gränzen in Richtigkeit gesetzt, und damit in Zukunft alle Irrungen möchten abgeschnitten werden, so wurden den Bergen, Hügeln, Feldern, Wiesen, Brunnen, besondere Nahmen beygelegt, und die Felder unter die Städte vertheilt. Diese erste Eintheilung mußte unverrückt beybehalten, und die Gränzen im geringsten nicht verrückt werden. Hingegen das Salz, das aus dem Wasser

einiger Brunnen, und aus dem Seewasser gemacht wurde, ingleichen die Fische in den Flüssen und Seen, die Baumfrüchte, Baumwolle und Hanf, waren gemeine Güter, und konnte sich jeder Einwohner derselben, aber nur so viel als sein Gebrauch erforderte, anmaßen. In Ansehung der tragbaren Felder, die unter die Städte waren vertheilt worden, hatten die Könige noch besondere Anstalten gemacht. Man bediente sich der Feldmesser und Brunnenmeister, deren Geschicklichkeit man noch aus den vorhandenen Überbleibseln sehen kann. Diese legten aller Orten Wasserleitungen an, woraus die Äcker, die Getreide trugen, gewässert werden konnten; machten das Land eben, trugen Felsen ab, und machten, daß beynahe das ganze Land benutzt werden konnte. Sie führten Kanäle auf zwanzig Meilen weit, damit auch die trockenen Felder befeuchtet, und zum Landbaue tüchtig gemacht werden konnten.

In dem Baue ihrer Felder beobachteten sie die strengste Ordnung. Zuerst wurden die Felder, die der Sonne und ihren Priestern gehörten, ingleichen diejenigen der Wittwen, Waisen, und gebrechlichen Personen, gebauet, und es waren in einem jeden District Aufseher gesetzt, welche sehen mußten, ob auch alles dieses gehörig befolgt wurde. Ehe die Arbeit anging, stiegen die Commissarien der Städte auf gewisse dazu bestimmte Thürme, und ruften folgende Worte mit lauter Stimme aus: „Morgen werden die Äcker der Unvermögenden bearbeitet; es werden

also alle Einwohner erinnert, sich in Zeiten dabey einzufinden." Von jeder Gemeinheit stellten sich sogleich diejenigen, die die Ordnung traf, auf den bestimmten Äckern ein, und jeder brachte seinen Mundvorrath mit. Hatten die Armen keinen Mais, oder andere Früchte zur Aussaat, so wurden ihnen solche aus den öffentlichen Vorrathshäusern gereicht. Unter die Wittwen rechnete man auch die Weiber der Soldaten, die sich bey der Armee befanden. Waren diese Äcker bestellt, so sorgte ein jeder für seine eigenen, und alsdenn erst bearbeiteten sie die Felder der Curaca's, oder Caciken. Auf diese Ordnung hielten sie mit der größten Strenge. Als daher einst ein Gouverneur die Felder eines Curaca, der sein Verwandter war, eher bestellen ließ, als die Felder einer armen Wittwe; so wurde, so bald der Hof Nachricht davon bekam, auf des Curaca Acker ein Galgen aufgerichtet, und der Gouverneur daran gehenkt. Nach allen Feldern wurden erst die königlichen Felder vorgenommen, denn die Könige glaubten, daß, wenn erst ein jeder seine eigene Arbeit verrichtet hätte, hernach diejenige, die er für den König als Frohn- oder Tributarbeit thun müßte, desto besser von Statten gehen würde. Wenn sie nun diese letzten Felder bebaueten, so schickten sie sich mit besonderer Freude dazu an. Sie zogen ihre besten Kleider an, und schmückten sich den Kopf mit allerhand Federn. Zugleich sangen sie Lieder, die zu Ehren ihrer Ynka's verfertigt waren, und verwandelte diese Arbeit in eine Ergetzlichkeit, weil sie solche, wie sie sagten, zum Dienst ihres

Vaters verrichteten. Bey dieser Gelegenheit müssen wir noch einer besondern Feyerlichkeit Meldung thun. In der Gegend der Stadt Cuzko war ein großes Stück Land, welches Colcampata hieß. Dieses durften nur Personen vom königlichen Geblüte bauen. Die Inca's sahen dieses als ein besonderes Vorrecht an, und feyerten diesen Tag mit ungemeiner Pracht. Sie legten alsdenn ihre kostbarsten Kleider und Juwelen an. Durch die Gesänge, die sie zum Lobe der Sonne und ihrer Könige dabey anstimmten, gaben sie zu erkennen, daß, indem sie das Land zu Tragung der Früchte zubereiteten, sie sich Meister davon machten. Anstatt des Pflugs hatten sie ein Stück Holz von der Länge eines Arms, so vorwärts platt, hinterwärts aber rund war; dieses hielt vier Finger in der Breite, und hatte eine tüchtige Spitze, die tief in die Erde ging. Hier arbeiteten ihrer allemahl sieben bis acht in Gesellschaft, nachdem die Freude groß war, und warfen solche Furchen aus, daß man nicht begreifen kann, wie sie mit einem so schlechten Werkzeuge so tief in die Erde kommen konnten.

Was die Privatfelder anbelangt, so war einem jeden Einwohner ein gewisses Stück Land zum Eigenthume angewiesen, welches hinlänglich war, einen verheuratheten Mann mit seiner Frau, ohne Kinder, zu ernähren. Bekam er Kinder, so wurde ihm für einen jeden Knaben eben so viel, und für eine Tochter die Hälfte davon zugelegt. Verheurathete sich der Sohn des

Hauses, so gab ihm der Vater das Stück Land, das er zu seinem Unterhalt bekommen hatte, die Töchter aber bekamen nichts, weil ihr Mann so viel Feld hatte, als er zu ihrem beyderseitigen Unterhalt brauchte, und wurden sie Wittwen, so bekamen sie ohne dieß ihren Unterhalt. Konnten die Väter die Ländereyen nicht entbehren, so mußten sie solches bey der Verheurathung ihrer Söhne anzeigen, sonst fielen sie wieder an die Gemeinheit zurück, und konnten weder veräußert noch gekauft werden. Die Adelichen und Curaca's, welche vielen Personen ihren Lebensunterhalt verschaffen mußten, bekamen nach dem Verhältnisse ihrer Weiber, Kinder, Kebsweiber, Knechte und Mägde, viel oder wenig. Eben dieses Verhältniß wurde auch bey den Personen vom königlichen Geblüte beobachtet, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Antheil wichtiger war, und sie bessere Ländereyen bekamen.

Nach eben diesem Verhältnisse wurde auch das Wasser zur Befeuchtung der Acker ausgetheilet. An denjenigen Orten, wo wenig davon angetroffen wurde, bekam ein jeder ein bestimmtes Maß, damit keine Streitigkeiten darüber entstehen möchten. Sie hatten aus der Erfahrung gelernet, wie viel Wasser sie zur Befeuchtung eines jeglichen Stückes Landes nöthig hatten. Es war also einem jeden Indianer erlaubt, zu gewissen Stunden des Tages sein Feld zu begießen, nach der Ordnung, die ihn traf, ohne daß der Reiche vor dem Armen etwas voraus hatte. Versäumte jemand zu der ihm angesetzten Zeit sein

Feld zu begießen, so wurde er gestraft, und zu seiner Beschimpfung ein Tagdieb oder Faulenzer genannt.

Auch in Ansehung der Viehherden hatten die Peruaner ihre besonderen Polizeygesetze. Damit nähmlich den Königen Rechnung davon abgelegt werden konnte, so ließen sie das Vieh nach Beschaffenheit der Farbe unterscheiden. Jede Art hatte ihren besondern Nahmen, und man nannte sie deßwegen gezeichnete Thiere. Wenn ein Lamm von einer andern Farbe fiel, als die Herde war, so wurde es sogleich zu derjenigen Herde gethan, die auf gleiche Art gezeichnet war.

Die Producte von allen ihren Feldern wurden nicht muthwillig verschwendet, sondern was nicht zum nothwendigen Lebensunterhalt gehörte, in Vorrathshäusern aufbehalten. In dem ganzen Reiche befanden sich nach der Eintheilung der Ländereyen auch dreyerley Vorrathshäuser, eines für die Erträgnisse der Sonnenäcker, eines für den König, und eines für die Einwohner des Landes. In einer jeden Stadt, sie mochte groß oder klein seyn, waren zwey derselben anzutreffen; in einem schüttete man den Vorrath auf, der im Falle einer Hungersnoth dienen sollte, in dem andern aber dasjenige, was von den Einkünften der Sonne und des Inca's gehoben wurde. Übrigens traf man auf den Heerstraßen von drey Meilen zu drey Meilen noch besondere Vorrathshäuser zum Behufe der Armee an. In das große Vorrathshaus nach Cuzko wurde zur Un-

terhaltung des Hofs die ganze Ärnde von funfzig Meilen im Bezirke von den Feldern der Sonne und des Ynca gebracht, in den andern Provinzen wurde es in die Vorrathshäuser der Städte, und von diesen in die auf den Heerstraßen gelegenen Proviantháuser gebracht. Diese Magazine waren mit allen Dingen so reichlich versehen, daß allemahl Vorrath übrig blieb, wenn auch der Aufwand noch so stark war. Deßwegen war auch den Soldaten niemahls gestattet, auf Unkosten der Bürger in den Städten zu liegen, weil diese schon zur Erhaltung der Armee ihren Tribut abgeben mußten. Ja es war sogar den Soldaten bey Lebensstrafe verbothen, von den Bürgern etwas, es mochte auch noch so wenig seyn, zu nehmen. Alles was von den Einkünften des Hofes übrig blieb, wurde in die drey Vorrathshäuser, wovon wir schon geredet haben, vertheilt. Deßgleichen theilten auch die Ynca's alle zwey Jahre unter ihre gesammten Unterthanen von der Wolle, die sie von den ihnen zuständigen Herden zogen, so viel aus, als diese zu ihren Kleidern nöthig hatten. In den warmen Ländern gab man ihnen Baumwolle, die man gleichfalls von den königlichen Einkünften nahm. Kurz, die Ynca's sorgten überall für die Nahrung und Kleidung ihrer Unterthanen; daher auch in dem ganzen Lande keine Bettler gefunden wurden. Damit es an keinem Stücke fehlen möchte, so war auch für die Nothdurft der Reisenden gesorgt. Es waren daher überall Gasthöfe und Spitäler errichtet, die aus den Vorrathshäusern des Königs versehen wurden. Wurde jemand auf der

Reise krank, so wurde er hier verpflegt; diejenigen aber, die ohne rechtmäßige Ursache herum reisten, wurden als Landstreicher bestraft. Verdient nun dieses Volk, daß man ihm den Nahmen der Wilden oder Barbaren gibt?

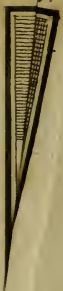
Vierter Abschnitt.

Privatleben der Peruaner.

Bisher haben wir die Peruaner in ihren gottesdienstlichen und bürgerlichen Verhältnissen angesehen, nun wollen wir sie auch in ihren Häusern besuchen, und zuvörderst ihre Familien-Umstände kennen lernen. Die Ehe, woraus sie sich in ihrem ehemahligen Zustande so gar wenig gemacht haben, wie wir oben gezeigt haben, wurde nunmehr eine regelmäßige nach Grundsätzen der Vernunft eingerichtete Verbindung. Ihre Vernunft war bereits schon so weit erleuchtet, daß sie nicht schlechterdings allen Personen von beyderley Geschlecht erlaubten, einander zu heurathen. So war es auch schlechterdings nicht erlaubt, sich in dem ersten Grade der geraden oder auch der Seitenlinie zu verheurathen. Nur allein die Ynca's hatten hierin vor den andern Peruanern etwas voraus, indem der Landesherr seine Schwester nicht nur heurathen durfte, sonderr auch durch die Religion und die Gesetze dazu verbunden war. Dieses Gesetz gründete sich

auf das Beyspiel des ersten Ynca, Manco Capac; und die Eitelkeit seiner Nachfolger, die sich für nicht schlechter, als ihre Gottheit, die Sonne selbst ansahen, gab ihnen einen desto stärkern Schwung, da sie sich einbildeten, daß das Geschlecht der Sonne in dem Geblüte des Monarchen dadurch desto reiner bleiben würde, wenn es durch die Verbindung des Bruders mit der Schwester fortgesetzt, und also niemahls mit menschlichem Geblüte vermischt würde. Der älteste Sohn war allemahl der Thronerbe, und mußte sich, wie gesagt, mit seiner leiblichen Schwester vom Vater und Mutter verheurathen. Hatte er keine rechtmäßige Schwester, so heurathete er seine nächste Verwandtinn vom königlichen Geblüte, sie mochte nun seine Muhme oder sonst auf andere Art mit ihm verwandt seyn. Hatte der Prinz keine Kinder von der ältesten Schwester, so heurathete er die zweyte oder dritte, so lange bis Kinder kamen. Außer einer rechtmäßigen Gemahlinn konnte der König und die Curaca's auch Kebsweiber haben, aber den gemeinen Leuten war es verbothen. Die Kebsweiber der Könige waren entweder weitläufige Verwandte von ihnen, oder ganz fremde Personen. Die Kinder, die sie mit jenen erzeugten, waren zwar rechtmäßig, weil sie aus königlichem Geblüte abstammten, aber nicht thronfähig; die Kinder der letztern aber wurden als Bastarte angesehen.

Die Ceremonien, die sie bey der Verheurathung der königlichen Prinzen beobachteten, dien-



Der Yncas verheirathung der Prinzen von Geblüte.

ten den Hochzeiten aller Einwohner überhaupt zum Muster. Der König ließ alle Jahre, oder auch ein Jahr um das andere, zu einer gewissen Zeit alle mannbaren Personen von seinem Geblüte, männlichen und weiblichen Geschlechts, in der Stadt Cuzko zusammen kommen. Wenn sie bey einander waren, so stellte er sich unter sie, und rief jedes Paar mit seinem Nahmen. Sie traten vor ihn, er nahm sie bey der Hand, ließ sie einander gegenseitige Liebe und Treue versprechen, und gab sie darauf in die Hände ihrer Anverwandten. Die Neuvermählten gingen darauf zu des Bräutigams Vater in sein Haus, und hielten zwey, drey, vier Tage, und noch länger allerley Hochzeitlustbarkeiten. Den Tag nach der Verheurathung der Prinzen vom Geblüte verheurathete der König auf eben die Art die Kinder seiner vornehmen Statsbedienten und der Einwohner von Cuzko. Die Anverwandten gaben das Hausgeräthe, wovon ein jeder etwas zum Geschenke brachte. In den Provinzen verrichteten die Statthalter diese Copulation, und es war ein Vorrecht für sie, diese Heurathen, als Herren und Väter der Provinzen, selbst zu verrichten. Wenn es sich also auch gleich zuweilen fügte, daß der König um die Zeit in der Provinz war, wo die Heurath vollzogen wurde, so wollte er doch dem Statthalter keinen Eingriff in seine Rechte thun; und wenn er auch selbst dabey war, so that er weiter nichts, als daß er die Heurath billigte. Die Gemeinheit der Stadt mußte dem Neuvermählten ein Haus,

und die Verwandten den Hausrath geben. Mehrere Ceremonien gingen dabey nicht vor.

Es konnte keine Heurath geschlossen werden, wo nicht die Braut wenigstens achtzehen, und der Bräutigam vier und zwanzig Jahre alt war. Sie konnten sich auch nicht aus einer Stadt oder Landschaft in eine andere verheurathen, sondern sie mußten in ihren Städten und bey ihren Verwandten bleiben. Sie durften auch nach ihrer Heurath nicht in eine andere Stadt oder Provinz, ja nicht einmahl in ein anderes Viertel der Stadt ziehen, damit die gemachte Eintheilung in Decurien, wovon wir im vorigen Abschnitte gesprochen haben, nicht in Unordnung kommen möchte.

Nach der Hochzeit folgt dem Lauf der Natur gemäß das Kindbett. Die Peruanischen Weiber machten hierbey nicht viel Umstände; sondern wenn sie entbunden waren, so wuschen sie sich und ihr Kind mit kaltem Wasser, und gingen sogleich wieder an ihre Arbeit, als wenn sie nicht nieder gekommen wären. Bey der Geburt selbst stand ihnen niemand bey; ja, wenn sich eine Frau unterstanden hätte, einer Gebärerinn hülfreiche Hand zu leisten, so würde man sie gewiß für eine Hexe, und nicht für eine Hebamme gehalten haben. Wenn eine Frau mit Zwillingen nieder kam, so wurde es für ein merkwürdiges Wunder gehalten, und Mutter und Kind bekam den Namen Huaca. Man krönte sie mit Blumen, trug sie mit großen Freudensbezeigun-

gen durch die Stadt; die andern Weiber tanzten um sie herum, und stimmten zum Lobe der Mutter und ihrer Fruchtbarkeit Loblieder an. Wenn eine Mutter ihrem Kinde eine recht große Liebkosung erweisen wollte; so nahm sie Wasser in den Mund, und bespritzte damit den ganzen Leib des Kindes, ausgenommen den Wirbel des Hauptes, damit die Kinder bey Zeiten zur Kälte und Unbequemlichkeit gewöhnt würden, und starke Gliedmaßen bekommen möchten. Sie ließen fast drey Monathe verstreichen, ehe sie ihm die Arme einwickelten, denn sie glaubten, die Kinder bekämen dadurch nur schwache Gliedmaßen. Das Bett, worauf sie die neugebornen Kinder legten, war eine Art von grobem Netz, womit sie die Lagerstätte umwickelten, damit das Kind nicht heraus fallen konnte. Die Mutter nahm ihr Kind niemahls, auch nicht einmahl, wenn sie ihm die Brust reichen wollte, in die Arme, sondern sie machte ein Loch in die Erde, um welches sie allerley Lappenwerk herum legte, und stellte das Kind bis an den halben Leib hinein. Hier ließ sie es herum kriechen, gab ihm allerley zu spielen, und gewöhnte es auf diese Art, sich im Stehen selbst zu helfen. Wenn eine Mutter ihrem Kind die Brust geben wollte; so legte sie sich auf dasselbe, und tränkte es. Dieses geschah des Tages nicht öfters als dreymahl, nähmlich des Morgens, Mittags und Abends, es mochte so stark schreyen, als es wollte. Zur Ursache davon gaben sie an, weil das Kind durch das allzu ofte und zu unordentlichen Zeiten wiederhohlte Tränken blaß und zum Brechen geneigt würde.

Jede Mutter tränkte ihr Kind selbst, und auch die vornehmsten Frauenzimmer übergaben es keiner Amme. Während der Zeit enthielt sie sich gänzlich von ihrem Mann. Hatte die Mutter hinlänglich Milch, so gab sie ihm weiter nichts zu essen und zu trinken; denn sie glaubten, wenn andere Speisen mit der Muttermilch vermischt würden, so wären sie der Gesundheit nachtheilig. So bald sich das Kind aufrecht erhalten konnte, so mußte es die Mutterbrust auf den Knien fassen, ohne daß es die Mutter jemahls auf den Schooß nahm; wollte es an die andere Brust, so wurde ihm dieselbe vorgehalten, und es mußte von selbst darnach greifen.

Gemeiniglich säugten sie ihre Kinder zwey Jahre lang. Nach Verlauf dieser Zeit wurden sie entwöhnt, und hierbey stellten sie allerley Lustbarkeiten an. Es wurde im ganzen Lande das Recht der Erstgeburt in großer Achtung gehalten, besonders wenn das erstgeborne Kind ein Sohn war: bey den Töchtern und jungen Söhnen aber machten sie nicht sonderlich viel Umstände. Wenn die Ceremonie vor sich gehen sollte, so versammelten sich alle Verwandten, aus welchen einer zum Pathen des Kindes ernannt wurde. Dieser schnitt mit einem aus Feuersteinen gemachten Scheermesser dem Kind die ersten Haare ab, und gab ihm einen Namen, den es zukünftig beständig führen sollte. Hierauf gaben sie ihm allerley Geschenke, wovon einige in Kleidung, andere in Vieh, andere in Waffen, ja auch manchmahl in goldenen und silbernen

Trinkgeschirren bestanden. Das letzte geschah bloß bey Kindern von vornehmerem Stande; mittelmäßige Personen durften es nicht anders thun, als wenn sie besondere Erlaubniß dazu, oder ein gewisses Vorrecht erlangt hatten. Wenn diese Geschenke gebracht waren, so ging es an das Trinken, und hierbey wurde bis in die späte Nacht gesungen und getanzt. Sie hielten dieses für ein so wesentliches Stück dieser Ceremonie, daß sie nicht glaubten, daß sie rechtmäßig vollzogen wäre, wenn sie nicht den Becher brav herum gehen ließen. Nachdem die Ältern von vornehmerem oder geringerem Stande waren, so dauerte diese Schmauserey auch mehr oder weniger Tage. Eben diese Ceremonie wurde auch bey der Entwöhnung des Erbprinzen beobachtet. Die Curaca's des ganzen Landes kamen entweder in Person nach Hofe, oder schickten ihre Abgesandten hin, und brachten dem jungen Prinzen prächtige Geschenke von Gold, Silber und Edelgesteinen, und von allem, was in ihren Provinzen am kostbarsten angetroffen wurde. Weil nun die Unterthanen ihren Landesherrn gern nachahmten; so stellten alle Einwohner von Peru bey diesen Gelegenheiten die herrlichsten Lustbarkeiten an.

Wenn die Kinder einiger Maßen erwachsen waren, so unterrichteten die Mütter ihre Töchter in häuslichen Geschäften, die Väter aber hielten die Söhne zu derjenigen Lebensart, die sie selbst trieben, an. Die Decurio-

nen hatten hierbey ein wachsames Auge darauf, ob die Ältern hierin ihrer Pflicht gemäß lebten. Bemerkten sie an den Kindern Fehler, so bestraften sie sie nach dem Verhältnisse ihres Verbrechens und Alters. Sie sahen ihnen niemahls durch die Finger, auch nicht einmahl bey den so genannten Jugendfehlern. Wollte sich einer der Bestrafung der Decurionen widersetzen, so wurde er als ein Staatsverbrecher angesehen, und bestraft. Herrliche Lectionen für manche gesittete Europäer, die sich nicht wollen in den Kopf reden lassen, daß der Staat den größten Antheil an der Erziehung der Kinder haben muß. Da auf diese Weise der Sohn mit dem Vater angeklagt wurde, so diente dieses dazu, daß die Ältern alle mögliche Sorgfalt anwendeten, ihre Kinder wohl zu erziehen, und sie von allen Unanständigkeiten, so wohl zu Hause und in der Stadt, als auf dem Felde, abzuhalten.

Es waren auch hin und wieder in dem Lande Schulen angelegt, in welchen die Kinder der Vornehmen zu einigen unter den Peruanern üblichen Wissenschaften angeführt wurden; gemeiner Leute Kinder aber waren sie untersagt, weil sie sich einbildeten, wenn diese etwas lernten, so möchten sie stolz werden, und in dem Lande allerhand Unordnungen anfangen. Der Yuca Roca, der sechste König von Peru, soll der Stifter davon gewesen seyn. Vermöge ihrer ersten Anlage waren sie bloß für die Prinzen vom Geblüte und andere Standespersonen angelegt. Die Lehrer in denselben waren ihre Philosophen,

die sie Amauta nannten. Dieses waren alte und erfahrene Personen vom Geschlecht der Inca, die sich durch ihre vorzügliche Einsicht, Geschicklichkeit und Klugheit die Ehre erworben hatten, daß sie die vornehme Jugend durch ihren mündlichen Vortrag unterrichten mußten. Ihr Unterricht hatte zur Absicht, daß sie den jungen Leuten die Grundsätze ihrer Religion, und die Bedeutung ihrer Ceremonien lehrten, ihnen die Ursache und den Grund ihrer Gesetze anzeigen, und den wahren Verstand derselben erklären, sie in der Staats- und Kriegskunst unterrichten, die Geschichte und Zeitrechnung beybringen, kurz, deutlich und zierlich ihre Gedanken auszudrücken lehren, und sie in allen denjenigen Dingen unterweisen sollten, die ihnen zu wissen nöthig wären. Die Könige gingen selbst zuweilen hin, um den Unterricht mit anzuhören, und schämeten sich nicht, die Stelle eines Lehrers zu vertreten, und sich mit diesen jungen Lehrlingen einige Stunden zu unterhalten. Dieses that sonderlich Pachacutec, der Urenkel des vorhin genannten Königs, welcher die von seinem Urgroßvater gestifteten Schulen vergrößerte, und die Lehrer in denselben mit vielen Freyheiten und Vorzügen beehrte. Er vermehrte die Anzahl der Lehrer, und gestattete nicht nur den Curaca's sondern auch allen Indianern überhaupt, von welchem Stande sie seyn mochten, ihre Kinder dahin zu schicken. Seine Hauptabsicht ging besonders dahin, eine allgemeine Landessprache einzuführen, und die jungen Leute bey Zeiten darin unterrichten zu lassen. Er bestellte deßwe-

gen Sprachlehrer durch das ganze Reich, und erreichte endlich auch seine Absicht, daß man in dem ganzen Lande nur eine Sprache redete.

Die Peruaner hatten in ihrem ersten noch ganz wilden Zustande fast so viel besondere Sprachen, als Familien waren; denn weil sie in keiner bürgerlichen Gemeinschaft unter einander lebten, so hatten sie auch keine Gelegenheit, einander ihre Gedanken durch vernehmliche Töne mitzutheilen. Und auch die Sprache derjenigen, die zu einem Stamm gehörten, war so arm, daß sie nur auf die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens gingen. Nachdem aber mehrere solche Stämme durch die Bemühungen der Ynca's in ein Volk zusammen schmolzen, auch noch mehrere Völker unter die Bothmäßigkeit der Ynca's kamen, so entstand in den Königen der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, in allen ihren weitläufigen Staaten nur eine Sprache einzuführen. Sie hatten eine doppelte Ursache, wodurch sie auf diesen Gedanken gebracht wurden. Die erste war, weil es nicht möglich seyn konnte, eine hinlängliche Anzahl Dolmetscher zu bekommen, die bey einer so großen Menge von Völkern und Sprachen gebraucht werden konnten; sie wünschten daher, daß sich alle ihre Unterthanen ohne Beyhülfe einen dritten Mannes unter einander selbst verstehen möchten. Hierdurch glaubten sie nicht nur, daß ihre Angelegenheiten besser von Statten gehen würden, sondern die Unterthanen selbst hatten ein weit größeres Vergnügen, die Worte ihres Herrn selbst,

als in der Übersetzung der Dolmetscher, zu hören. Die andere Ursache, warum die Könige eine allgemeine Sprache eingeführet haben wollten, war nicht weniger wichtig. Die verschiedenen Völkerschaften geriethen aus Mißverständniß der Sprache oft in Mißhälligkeiten mit einander, die zu großen Unruhen im Reiche Gelegenheit gaben; diesen, glaubten sie, würde leicht abgeholfen werden können, wenn sie einerley Sprache redeten, zugleich aber würde dieses auch ein Mittel werden, wodurch sie ihre wilde und wüste Lebensart immer mehr ablegen würden. Sie machten also die Cuzkoische Sprache zur Hofsprache, und von da kam sie in die Provinzen, und endlich wurde sie auch von denjenigen Völkern angenommen, die nicht unter der Peruanischen Könige Bothmäßigkeit standen. Um diesen Fortgang einer allgemeinen Sprache immer mehr zu befördern, so gelangte keiner zu einem Ehrenamt, der nicht die Cuzkoische Sprache vollkommen verstand.

Diese Sprache war nicht gar zu reich an Worten, sondern die Einwohner mußten sich oft eines einzigen Wortes bedienen, welches drey oder vier Sachen bezeichnete. Sie erfanden aber ein Mittel, damit aus dieser Armuth kein Irrthum entstehen konnte. Sie veränderten nähmlich die Aussprache eines und eben desselbigen Wortes, wenn sie einen andern Gedanken damit ausdrücken wollten, und auf diese Art konnten sie dennoch einander ihre Gedanken richtig und deutlich zu verstehen geben. Sie hatten nähmlich

eine dreyfache Art, die Sylben in ihrer Sprache auszusprechen: einmahl brachten sie solche durch geschlossene Lippen hervor, ein anderes Mahl zogen sie die Zunge bey Aussprechung derselben gegen den Gaumen zurück, und endlich hohlten sie solche tief aus der Kehle heraus. Hierdurch war es nun sehr leicht, die Bedeutungen eines und eben desselben Wortes zu vervielfältigen. Ihren Accent legten sie niemahls auf die letzte Sylbe, sondern fast allemahl auf die vorhergehende, und selten auf die dritte vom Ende. Es fehlten ihnen auch in ihrer Sprache einige Buchstaben, als: B, D, F, G, J, X, und das einfache L ganz und gar; am Anfange der Worte litten sie kein einfaches R, und in der Mitte kein doppeltes. Außerdem hatten sie auch keine Sylben, wo zwey stumme Buchstaben zusammen kamen. Auch hatten sie keinen eigentlichen Pluralem bey ihren Wörtern, sondern wenn sie die mehrere Zahl anzeigen wollten, so bedienten sie sich besonderer Partikeln. Bey aller ihrer Armuth der Sprache aber hatten sie doch auch verschiedene Worte und Redensarten, die vollkommen einerley bedeuteten, nur mit dem Unterschiede, daß einige nur von Mannspersonen, andere von Weibspersonen gebraucht werden konnten. Sie hatten z. B. zwey Wörter, die alle beyde ein Kind bedeuteten, Churi und Huahua; diese Wörter aber waren nur für die Ältern brauchbar, und zwar so, daß der Vater seine Kinder Churi, die Mutter aber Huahua nannte, ohne daß sie mit diesen Benennungen wechseln durften. Wollten sie Söhne und Töch-

ter unterscheiden, so setzten sie dasjenige Wort hinzu, welches das männliche oder weibliche Geschlecht anzeigte. Ferner, wenn eine Mannsperson zur andern sagte Huauque, so hieß solches Bruder, und wenn eine Frauensperson zu einer andern Nanna sprach, so bedeutete es Schwester. Sagte aber ein Bruder zu seiner Schwester Nanna, oder sie zu ihm Huauque, so würden sie das Geschlecht verwechselt, und er sich zum Weibe und sie zum Manne gemacht haben. Ein Bruder nannte also seine Schwester Panna, und die Schwester ihren Bruder Tora, so daß man auch gleich aus der Benennung beyde Geschlechter abnehmen konnte.

Es wird hier unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen die Beobachtungen eines Mannes mittheilen, der bey einer erleuchteten Urtheilungskraft die Sprachen des südlichen Amerika's durch einen langen Umgang genau kennen gelernt hat. Alle Sprachen, sagt er, die wir in dem südlichen Theile von Amerika kennen, sind sehr arm. Viele sind nachdrücklich und der Zierlichkeit fähig, besonders die alte Peruanische; es fehlt ihnen aber allen an Worten, die abstracten und allgemeinen Begriffe anzuzeigen, welches ein augenscheinlicher Beweis von dem schlechten Fortgange der menschlichen Kenntnisse in allen diesen Ländern ist. Die Zeit, die Dauer, der Raum, das Wesen, der Stoff, der Körper, alle diese Begriffe können durch kein Wort in ihrer Sprache ausgedrückt werden; so haben sie auch kein Wort,

wodurch sich die moralischen Begriffe, Freyheit, Gerechtigkeit, Erkenntlichkeit, Undankbarkeit, u. dgl. ausdrücken. Er macht noch eine andere Anmerkung, die nicht weniger merkwürdig ist. Die Wörter Abba, Naba, Papa, Mama, die von den alten Morgenländischen Sprachen mit einer geringen Veränderung in die Europäischen gekommen zu seyn scheinen, sind einer großen Anzahl Amerikanischer Völkerschaften gemein, deren Sprachen doch sonst sehr von einander unterschieden sind. Sieht man diese Wörter als die ersten Töne an, welche die Kinder vorbringen können, und folglich als solche, welche die Ältern, wenn sie sie haben aussprechen gehört, angenommen, und damit die Bedeutung von Vater und Mutter verbunden haben; so könnte man doch fragen, warum sich in allen Amerikanischen Sprachen, wo diese Wörter angetroffen werden, ihre Bedeutung erhalten hat, ohne sie zu verwechseln? Vielleicht würden sich unter den Eingebornen in Amerika noch andere Wörter finden, wenn man sie nur genauer kennte, deren recht ausgemachte und bestätigte Verwandtschaft mit denen aus einer andern Sprache der alten Welt einiges Licht über die Frage, von der Herkunft der Amerikaner, verbreiten könnte.

Man spricht außer der allgemeinen Cuzkoischen Sprache noch von einer andern geheiligten Sprache, die bloß die Ynca's unter einander sollen geredet haben, und die außer ihnen sonst jedermann verbothen gewesen: allein sie soll mit der Regierung der Ynca's zugleich aufgehört ha-

ben, ohne daß man jetzt das Geringste von derselben weiß. Selbst mit der Cuzkoischen Sprache ist seit der Eroberung des Landes durch die Spanier eine große Veränderung vorgegangen. So wie sich die Spanier in dem Besitz des Landes setzten, so fing diese Hofsprache nach und nach an zu verschwinden, und machte den alten ehemahligen Sprachen wieder Platz, die gleichsam aus ihrem Grabe wieder aufstanden. Die alten Missionarien, die sich um die Erlernung dieser Sprache viele Mühe gegeben hatten, bedauerten dieses gar sehr. Sie hatten gesehen, daß solche weit fähiger und bequemer sey, die Wahrheiten der christlichen Religion darin vorzutragen, als irgend eine von den Mutterspracheu dieser Völker; sie wünschten deßwegen, daß die Spanischen Statthalter solche Verfügungen treffen möchten, daß die von den Inca's eingeführte Cuzkoische Sprache aufrecht möchte erhalten werden. Allein das Gold der Peruaner hatte mehr Reitz für sie, als ihre Sprache.

Von der Sprache der Peruaner kommen wir nun auf die übrige Lebensart derselben. Wir werden zuerst von den Beschäftigungen der Weiber, sodann auch der Männer reden. So bald eine Frauensperson verheurathet war, so kam sie nicht oft mehr aus dem Hause, sondern sie beschäftigte sich daselbst mit Spinnen und Weben der Baumwolle; was sie verfertigte, war für sie und ihren Mann. Es gab weder Schneider noch Schuster unter ihnen, sondern was ein jeder brauchte, das verfertigte er sich selbst.

Den Weibern lag insonderheit die Verfertigung der Kleider ob. Diese bestanden aber nicht, wie bey uns, aus einzelnen zusammen genäheten Stücken, sondern sie waren größten Theils aus dem ganzen verfertigt. So oft sie ein Stück Weberarbeit aufzogen, so gaben sie ihm gleich die ganze Breite und Länge, die es haben sollte. Sie verfertigten dreyerley Art wollener Kleider. Die schlechteste hieß Avosca, und war für den gemeinen Mann; die zweyte, die man Campi nannte, war von feiner Wolle, auf mancherley Art gefärbt, und gut gearbeitet; diese gehörte für die Bedienten der Ynca's; die dritte endlich, die den Nahmen Campo führte, wurde von der feinsten Wolle gemacht, die man haben konnte, und war ein Vorrecht für die königliche Familie. Die liebste Beschäftigung der Peruanerinnen war das Spinnen, die Feldarbeit aber blieb den Männern überlassen, ausgenommen in einigen weit entlegenen Provinzen war die Mode umgekehrt; da bearbeiteten die Weiber das Feld, und die Männer blieben zu Hause und spannen. Das Frauenzimmer in Cuzko und andern Städten hatte eine solche Neigung zum Spinnen, daß nicht nur die Vornehmen, wenn sie über die Gasse gingen, spannen, und sich von ihren Bedienten die Spindel tragen ließen, sondern auch die Gemeinen, wenn sie von den Dörfern in die Stadt gingen, beschäftigten sich unter Wegens ebenfalls damit. Sogar, wenn sie einander Besuch abstatteten, unterließen sie diese Arbeit nicht. Wenn eine Dame von geringerem Stand einer vornehmern den ersten Besuch gab, so

brachte sie zwar selbst keine Arbeit mit; wenn aber die ersten Begrüßungen vorbey waren, so bath sie, zum Zeichen der Ehrerbiethung, sie möchte ihr doch etwas zu thun geben. Diese bewies ihr dadurch eine besondere Gewogenheit, daß sie ihr etwas von ihrer eigenen, oder ihrer Töchter Arbeit gab; und diese nahm es auch für eine Höflichkeit an, weil sie glaubte, sie würde dadurch mit den Vornehmern in eine Gleichheit gesetzt.

Ungeachtet uns nun das Peruanische Frauenzimmer auf dieser Seite sehr vortheilhaft geschildert wird; so waren sie doch auf der andern Seite eben so eitel, als in andern Ländern, und theilten ihre ganze Zeit in Arbeit und Putz. Sie suchten insonderheit ihre natürliche Schönheit durch Kunst zu erheben. Sie wußten sich hierzu des Bergzinnobers mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen. Sie nannten es Ychma, und hatten eine solche Neigung zu dieser schönen carmoisinrothen Farbe, daß die Ynca's endlich für nöthig fanden, solches den gemeinen Leuten zu untersagen, und es bloß den Frauenzimmern von Stand zu erlauben. Es mag auch wohl noch eine andere Ursache gewesen seyn, warum sich die Ynca's dem überhand nehmenden Gebrauche des Ychma widersetzt haben. Es wurde solches aus den Quecksilbergruben gehohlet, und man merkte, daß der öftere Besuch in diesen dunstvollen Behältnissen der Gesundheit schädlich sey; deßwegen wollten sie solches nicht zu allgemein werden lassen. Jedoch die Liebe zum Putz überwindet alle Schwierigkeiten, und diese ist bey den Wilden ein sehr

charakteristischer Zug in ihrem Bilde. Unter den Peruanischen Frauenzimmern bedienten sich bloß die jungen und schönen dieses Mittels ihre Schönheit zu erheben; alte und häßliche im Gegentheile hielten sich solches, wider die Gewohnheit anderer Länder, für unanständig. Sie bedienten sich dieser Schminke nicht auf den Wangen oder Lippen, sondern sie bemahlten sich von dem Winkel der Augen bis an die Schläfe. Sie zogen mit einem kleinen Stöckchen in Gestalt eines Pinsels einen Strich eines Strohhalmes breit, der ihnen nicht übel ließ. Sie thaten dieses nicht alle Tage, sondern nur von Zeit zu Zeit, und aus Galanterie. Da der Gebrauch dieser Schminke nur allein auf vornehme Frauenzimmer eingeschränkt war, so hatten alle Frauenzimmer durchgängig noch ein anderes Mittel, die Schönheit ihrer Gesichter zu erhalten. Sie verfertigten aus gewissen Spezereyen eine Salbe, die so weiß war, wie Milch, und legten solche wie ein Pflaster neun Tage lang auf ihre Gesichter; alsdenn fiel es von sich selbst ab, die Haut war viel zärter und reiner, und die Gesichtsfarbe, viel frischer und lebhafter. Die vornehmen Frauenzimmer hatten Spiegel von geschliffenem Silber, die gemeinen aber von Kupfer. Die Mannspersonen hingegen hielten es sich für eine Schande, sich im Spiegel zu besehen. Außer dem Gesichte hielten sie auch sehr viel auf die Schönheit ihrer Haare. Sie hielten besonders sehr viel auf ein schwarzes Haar, ließen solches lang wachsen, und auf den Schultern herum fliegen. Sie hatten keinen andern Kopfputz als ein Band, ungefähr eines

Daumens breit, das sie um den Kopf herum banden. In denen Gegenden aber, wo die Witterung etwas kalt war, gingen sie mit bedecktem Haupt. Wenn ihre Haare anfingen braun zu werden, so färbten sie sie auf folgende Art wieder. Sie kochten gewisse Kräuter und die Wurzel Chichan, in einem Kessel, und steckten alsdenn ihre Haare hinein. Sie bedeckten den Nacken mit aller Sorgfalt, damit ihnen das kochende Wasser keinen Schaden thun möchte. Mit dieser freywilligen Marter konnten sie sich ganze Stunden abgeben, um ihre Haare glänzend und schwarz zu machen. Schütteln Sie die Köpfe nicht, meine Europäischen Schönen! Sie geben den Indianerinnen nichts nach, wenn Sie unter den Händen eines Perückenmachers etliche Stunden lang aushalten, ohne sich über den Zwang, den Sie ausstehen müssen, zu beschweren.

Die Wittwen lebten unter den Peruanern sehr sittsam und eingezogen, und kamen in dem ersten Jahre ihrer Wittwenschaft nicht aus dem Hause. Wenn sie keine Kinder hatten, so verheuratheten sie sich wohl wieder, aber es geschah sehr selten. Hatten sie aber Kinder, so brachten sie ihre übrigen Lebenstage in einem beständigen Wittwenstande zu, wenn sie gleich noch sehr jung ihres Mannes beraubt worden waren. Diese Enthaltsamkeit verschaffte ihnen bey jedermann eine große Hochachtung, und man gestattete ihnen aus eben dem Grunde verschiedene Vorrechte; daher geschah es auch unter andern, daß ihre Felder von den übrigen Einwohnern einer Stadt eher

mußten bestellt werden, als selbst der königlichen Beamten ihre. Wenn sich auch eine kinderlose Wittwe wieder zum Ehestand entschloß, so bekam sie niemahls eine andere Gelegenheit, als wieder einen Wittwer zu heurathen; denn die ledigen Peruaner glaubten sich zu verschlimmern, wenn sie eine Frau nähmen, die schon einen Mann gehabt hätte.

In der innern Einrichtung ihres Hauswesens waren die Peruaner sehr mäßig und behutsam. Bey ihren gewöhnlichen Mahlzeiten genossen sie nichts als Feldkräuter, sie mochten nun bitter oder süß seyn. Die bittern kochten sie in Wasser, ließen sie alsdenn an der Sonne trocknen, und verwahrten sie, bis sie sie brauchten. Die Landleute aßen auch wohl die Kräuter ganz roh. Wollten sie sich etwas zu Gute thun, so kochten sie ein Stück Fleisch, welches sie von dem Ynca, oder seinen Statthaltern, bekamen. Zum Getränke brauchten sie einen Trank Aca genannt. Diesen bereiteten sie aus trübem Wasser, das nicht zu süß, und auch nicht zu salzig war. In diesem kochten sie einige frische Kräuter ab, goßen das Wasser ab, ließen es abkühlen, und hoben es zum Gebrauch auf. Ihr Küchengeräth war sehr einfach; sie bedienten sich irdener Geschirre, die sie in kleine Öfen von Thon setzten. Sie machten darin durch die ordentliche Öffnung Feuer an, oben darauf hatten sie zwey oder mehrere Löcher, in welche sie ihre Töpfe setzten. Sie ersparten dabey viel Holz. Die Spanier sahen die Nutzbarkeit solcher Öfen hernach ein, und machten sie, wiewohl mit mehrerer Geschicklichkeit, nach.

Die Hauptbeschäftigung der Männer war der Ackerbau, in dessen Beschreibung wir jetzt um so viel kürzer seyn können, da wir in dem Vorhergehenden schon verschiedenes davon gesagt haben. Sie baueten hauptsächlich Mais, oder so genannten Türkischen Weitzen, nebst einigen Hülsenfrüchten. Obgleich der Boden in manchen Gegenden so fruchtbar war, daß er die Aussaat hundertfältig hervor brachte; so mußten sie doch in andern Gegenden die Fruchtbarkeit durch das Düngen befördern. In dem platten Lande von Cuzko und an den mehresten Gebirgen brauchten sie Menschenkoth dazu. Diesen sammelten sie mit großem Fleiß, und nachdem er getrocknet und zu Staub gemacht worden war, so streueten sie ihn auf ihre Felder. In andern Gegenden gebrauchten sie keinen andern Mist, als von gewissen Vögeln, die sie Meersperlinge nannten. Diese hielten sich in einigen unbewohnten Inseln an der Küste in unbeschreiblicher Menge auf. Die Inca's hatten bey Lebensstrafe verbothen, sie weder auf den Inseln, noch sonst irgendwo zu tödten, und zu der Brütezeit durften sie auf keinerley Weise gestört werden. Einer jeden Landschaft wurde nach dem Verhältnisse der Größe eine oder mehrere dieser Inseln, als Dünger-Magazine, angewiesen, und solche unter die Einwohner nach festgesetzten Gränzen vertheilt. Wenn einer den andern in der Einsammlung des Mistes hinterging, so stand Lebensstrafe darauf, und wenn er die vorgeschriebenen Gränzen überschritt, so wurde er als ein Straßenräuber angesehen. An andern Gegenden an der Küste, wo der Boden sandig,

und kein Wasser war, bearbeiteten sie ihn auf folgende Art. Sie räumten den Sand weg, und gruben so lange bis sie Wasser fanden; alsdenn theilten sie die Felder ab. Weil das Erdreich sehr locker war, so brauchten sie es nicht zu pflügen, sondern machten nur ein Loch in die Erde, steckten die Maiskörner, nebst einigen Sardellenköpfen, die das Meer in großer Menge auswarf, hinein, und damit war die Arbeit gethan.

Die gewöhnlichste Frucht, die sie bauten, war, wie wir gesagt haben, der Mais, oder Maiz. Diesen bereiteten sie auf folgende Art. Erstlich feuchtete man die Maiskörner an, darauf zermalmte man sie zwischen Steinen. Darauf that man die zerriebenen Körner in ein Gefäß mit Wasser, und, nachdem man sie abgewaschen hatte, so goß man das Wasser ab, und schüttete neues hinzu. Mit dieser Arbeit fuhr man so lange fort, bis die Schalen oder Hülsen alle abgespühlt waren. Alsdenn wurde der zurück gebliebene Kern wieder zwischen Steinen zerrieben, und zu einem Teige geknetet. Hieraus formten sie kleine Brötchen, die in Blätter von Plantanen gewickelt, alsdenn in Töpfe mit Wasser gelegt, und darin gekocht wurden; sodann nahm man sie heraus, und verzehrte sie. Sie mußten alle Tage frisch gemacht werden, den sie ließen sich nicht bis auf den folgenden Tag aufheben. Außer diesen Maiskuchen hatten sie auch noch eine andere Art von Brot, das sie aus einer Wurzel, Cazabe genannt, machten. Sie säuberten die Wurzel von der äußern Schale, schnitten sie alsdenn in kleine Stückchen, und

legten sie in das Wasser, damit sich der Saft, der sehr scharf und schädlich ist, heraus ziehen möchte. Das Wasser goß man ab, und schüttete verschiedene Mahle neues hinzu. Wenn nun die Wurzel gereinigt genug war, so ließ man sie trocknen, zermalmte sie zu einem Mehle, woraus man einen Teig, und aus diesem runde dünne Kuchen machte. Diese wurden alsdenn gebacken. Das Brot, das sie auf diese Weise bekamen, ließ sich viele Tage lang aufbehalten, und war immer eine starke und nahrhafte, aber dabey unschmackhafte Speise. Diese Völker geben uns hierin ein Bild von der Brotbäckerey der alten Europäer, und zugleich einen Beweis, wie langsam und durch mancherley Zufälle die Verfertigung unserer Bedürfnisse zu einem Grade der Vollkommenheit fortgeschritten sey.

Wenn man die Denkmähler, deren Ruinen noch heut zu Tage in Pern übrig sind, ansieht, so kann man sich nicht genug wundern, wie sie zu Stande haben kommen können, da doch, den glaubwürdigsten Nachrichten zu Folge, die mechanischen Künste in diesem weitläufigen Reiche in einem so unvollkommenen Stande waren. Außer den bereits angeführten Tempeln und Palästen der Könige, rühmen uns die Reisebeschreiber ein ungeheures Gebäude, welches an dem See Chucuytu ehemahls aufgeführt, und nur aus einem einzigen Felsen ausgehauen war. Sie reden mit Erstaunen von den wunderbaren Wegen, die die Yuca's ehemahls durch ihr ganzes Land haben anlegen lassen, und ziehen sie den berühmten Wegen der

alten Römer weit vor. Wegen der Schwierigkeit und Arbeit, die dabey angewendet worden, schätzen sie die so genannten sieben Wunder der alten Welt für nichts dagegen. Sie erstreckten sich über fünf hundert Meilen in die Länge, und auf den Gebirgen über funfzehn Fuß in die Breite. Ganze Felsen waren abgebrochen, und tiefe Abgründe ausgefüllt. Ehemahls sollen sie so glatt gewesen seyn, daß man mit einer Kutsche darauf hätte fahren können. Auf beyden Seiten waren sie mit Mauern eingefaßt, und längs denselben mit fruchtbaren Bäumen bepflanzt. Wo es nöthig war, waren Dämme angelegt, und starke Pfähle in die Erde eingerammet. Nächst diesen bewundert man auch die kostbaren Wasserleitungen der alten Peruaner, und dieses um so viel mehr, je weniger Werkzeuge dieses Volk gehabt hat, solche erstaunenswürdige Dinge damit zu bearbeiten. Wer sollte sich einbilden, daß Leute, die keinen Stahl und Eisen kannten, bloß durch ihre Hände solche Werke hätten aufführen können? Wer sollte glauben, da sie nicht wußten, wie sie Bogenpfeiler errichten, Gewölbe schliessen, Schwibbögen anlegen, das Erdreich stützen, und die Gewalt des Wassers aufhalten sollten, daß sie solche Wasserleitungen, durch Ebene und Berge anlegen sollten? Gleichwohl sind von allen diesen noch Überbleibsel, als unverdächtige Beweise vorhanden. Es ist also allerdings der Mühe werth, die Beschaffenheit ihrer mechanischen Künste und Handwerker näher kennen zu lernen.

Wir wollen mit denjenigen zuerst anfangen,

die in Feuer arbeiteten. Es gab deren eine große Menge unter ihnen, und sie arbeiteten ohne Unterlaß; dennoch aber verstanden sie die Kunst nicht, das Eisen und die anderen Metalle recht zu bearbeiten, und brauchbar zu machen. Sie hatten zwar viele Berge, die Eisen enthielten, aber sie verstanden die Kunst nicht, solches heraus zu bringen. Ihre Werkzeuge zu ihren ordentlichen Arbeiten machten sie aus gewissen harten gelblichen und grünen Steinen, die sie dadurch glatt machten, daß sie sie an einander rieben. Sie konnten so wenig einen Hammer als einen Stiel daran machen, sondern sie bedienten sich gewisser Klumpen von zusammen geschmolzenem Kupfer. Einige waren so groß, daß sie die ganze Hand einnahmen, andere kleiner, einige waren viereckig, andere lang. Sie hielten sie in der Hand, als wenn es Steine wären, und schlugen damit aus allen Kräften auf die Materie, die sie bearbeiten wollten. Sie hatten weder Feilen, noch Blasebälge. Wenn sie das Metall schmelzen wollten, so setzten sie bloß durch ihren Athem das Feuer in eine solche Glut, als hinreichend war, um es in Guß zu bringen. Sie bliesen durch gewisse kupferne Röhren, die eine halbe Elle lang waren, und brauchten ihrer mehrere oder wenigere, nachdem der Guß groß oder klein war. Diese Röhren liefen an dem einen Ende enger zusammen, wo nur ein kleines Loch war, wodurch der Wind mit desto stärkerer Heftigkeit heraus dringen konnte. Wenn sie etwas zu schmelzen hatten; so standen ihrer viele wohl zehen bis zwölf Tage lang beysammen, um das Feuer herum, und blie-

sen es aus vollem Munde mit ihrem Athem an. Sie hatten keine Feuerzangen, um das Metall aus dem Feuer zu bringen, sondern sie bedienten sich dazu eines Stocks, oder einer kupfernen Stange. Vermittelst derselben warfen sie es auf einen Haufen angefeuchteter Erde, wo sie es auf allen Seiten herumkehrten, bis es kalt war, und sich hanthieren ließ. Obgleich ihre Art zu arbeiten so grob war, so machten sie doch allerhand wundersame Arbeiten, und vornehmlich in Gold, wovon sie einige Stücke so künstlich zusammen lötheten, daß Europäische Künstler das Geheimniß nicht entdecken konnten, wie sie es gemacht hatten. Sie schmelzten niemahls in ihren Häusern, sondern allemahl auf dem freyen Felde.

Wir wollen noch besonders anmerken, wie sie das Silber aus dem Gesteine heraus brachten. Da sie das Queckſilber entweder gar nicht kannten, oder doch nicht wußten, wozu sie es bey der Bearbeitung der Silbererze brauchen könnten; so nahmen sie das Erz nur aus solchen Adern, woraus es durch das bloße Schmelzen heraus gebracht werden konnte. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß es durch eine Versetzung mit Bley am besten anginge. Sie thaten also so viel davon, als sie für nöthig erachteten, unter die reichhaltigſten Silberſtufen, wenn es nicht ohne dieß schon damit vermiſcht war. Sie brachten es durch die vorhin beſchriebene Art durch ihren Athem zum Schmelzen; ja sie glaubten sogar, der menſchliche Athem wäre nothwendig, um das Erz in einen Fluß zu bringen, und ga-

ben vor, sie hätten es zwar ehemahls schon mit Blasebälgen versucht, es aber damit nicht zwingen können, wovon sie keine andere Ursache anzugeben wüßten, als weil es kein natürlicher Wind wäre. Um nun ihrem Athem einiger Maßen zu Hülfe zu kommen, so gingen sie des Nachts auf die Berge und Hügel, und suchten einen Platz aus, wo ein Wind wehete, der ihrem Athem zu Hülfe kommen könnte. Dieser Wind durfte weder zu stark seyn, damit er das Erz, das sie schmelzen wollten, nicht zu stark erkältete; noch zu schwach, damit er das Feuer in die gehörige Hitze bringen könnte. Weil sie nur wenig Holz und Kohlen hatten, so nahmen sie eine Art Riedgras, Ychu, und den Koth einiger Thiere, und heitzten damit ihre Schmelzöfen. Wenn ein günstiger Wind war, so standen manchmahl viele tausend Personen auf den Bergen, die sich mit Schmelzen beschäftigten.

Außer diesen jetzt benannten Feuerarbeitern, hatten zwar die Peruaner auch noch andere Handwerksleute, die aber ihre Arbeit zu einem eben so geringen Grade der Vollkommenheit gebracht hatten, als die vorherzehenden. Das ganze Handwerkszeug der Zimmerleute bestand in einer Axt und einem Hobel, und diese waren schlecht genug. Wenn sie das Holz gefällt, und im Groben zubereitet hatten, so machten sie es durch Schaben rein und eben, damit es einiger Maßen brauchbar wurde. Sie hatten weder Nägel noch Klammern, sondern banden die Hölzer mit Seilen aus Binsen zusammen. Die Maurer hatten zur Be-

haunng der Steine eine gewisse Art schwarzer Kieselsteine, womit sie sie mehr zerschlugen, als behaueten. Wenn sie schwere Steine in die Höhe bringen, oder hinunter lassen sollten; so hatten sie schlechterdings gar keine Maschinen dazu, sondern mußten alles mit der Stärke ihrer Arme verrichten. Dieser Hindernisse ungeachtet führten sie Gebäude von einer ungeheuern Größe auf, und bewiesen dadurch, wie weit es die Arbeitsamkeit der Menschen bringen kann, wenn ihnen auch äußere Hülfsmittel fehlen.

Von andern Handwerkern treffen wir unter diesem Volke nichts Besonders an, weil sich ein jeder seine Privat-Bedürfnisse selbst verfertigte. Die Verfertigung ihrer Kleider kam den Weibern zu, und die Schuhe verfertigten sich die Männer. Anstatt der Pfriemen und Nadeln bedienten sie sich hierzu gewisser sehr langer Dornstacheln, die in dem Lande wuchsen. Da sie ihre Kleider größten Theils aus dem Ganzen webten; so bedienten sie sich dieser Nadeln bloß zum Ausbessern derselben. Wenn sie irgend wo hangen geblieben waren, oder ein Loch hinein gerissen oder gebrannt hatten; so zogen sie einen Faden von eben der Farbe, als der Zeug war, vermittelst dieses Dorns durch, und stopften auf diese Art das Loch zu, ohne daß man es merkte. Da der Zeug ihrer Kleider sehr grob war, so konnte dieses um so viel leichter geschehen. Eben diese Dornen brauchten sie anstatt der Kämme, um ihre Haare damit in Ordnung zu bringen. Wenn also dieses Volk in Ansehung ihrer bürgerlichen

Einrichtung vieles gehabt hat, das Hochachtung verdient; so ist es doch in Ansehung seines Hauswesens unendlich weit hinter den cultivirten Völkern zurück, und gibt uns hierin ein treues Bild, von dem ungesitteten Zustande unserer Vorfahren.

So tief nun diese Völker in Ansehung ihres Hauswesens und der mechanischen Künste unter dem sittlichen Zustande der Menschheit stehen; eben so weit, ja noch weit tiefer, sind sie in Ansehung der eigentlichen Wissenschaften darunter erniedrigt. Die Kunst zu schreiben war ihnen gänzlich unbekannt: und wenn also auch einmahl ein glückliches Genie auf die Entdeckung einer nützlichen Wahrheit gekommen wäre; so konnte doch seine Erfindung nicht gemeinnützig, noch viel weniger auf die Nachwelt fortgepflanzt werden. Es scheint also wirklich übertrieben zu seyn, wenn einige so gar vorgeben, daß zu den Zeiten der Ynca's eine Universität zu Cuzko errichtet gewesen sey, es müßte denn seyn, daß man einem jeden Unterrichte in Religions-Gebräuchen und in den Grundsätzen von der Einrichtung eines Staats diesen Nahmen geben wollte: dann würde man aber unter den alten Druiden nicht weniger, als unter den neuern Braminen Universitäten antreffen. Ihre Amauta's, die für tiefsinnige Gelehrte unter ihnen gehalten werden, können vielleicht einige Kenntnisse gehabt haben, die man bey dem gemeinen Haufen nicht antraf: allein ihre Begriffe waren grob, und erstreckten sich nicht viel weiter, als auf sinnliche Gegenstände. In der Sittenlehre mögen sie so gar un-

erfahren nicht gewesen seyn, sie suchten aber die Lehrsätze, die ihnen das Licht der Vernunft gab, mehr in der Ausübung, als durch einen geschickten Vortrag annehmlich zu machen. In der Naturlehre waren sie gewiß unerfahren, und wußten von der Einrichtung der Welt und ihrer Beschaffenheit nicht mehr, als was ihnen die Erfahrung, und dieß noch dazu in engen Gränzen, zeigte. Hatten sie auch einige Kenntnisse von der Tugend und Eigenschaft gewisser Kräuter, deren sie sich zur Heilung gewisser Krankheiten bedienten, so war doch dieses nicht der Mühe werth. Ihre Arzeneykunst bestand größten Theils in Aderlassen und dem Gebrauche gewisser Hausmittel. Wurden zum Beyspiele Kinder, die noch an der Brust lagen, krank, so wusch man sie des Morgens mit ihrem Urin, und gab ihnen solchen zu trinken, oder man gab ihnen ihre Nabelschnur, die sie aufgehoben hatten, in den Mund, daß sie daran saugen mußten. Wollten sie Ader lassen, so war ihre Lanzette ein Kieselstein, den sie in einem kleinen von einander gespaltenen Stock fest machten. In der Seelenlehre waren ihre Begriffe nicht weniger dick, als in der Naturlehre. Sie lehrten zum Beyspiele, wenn der Mensch schliefe, so ging die Seele, die keines Schlafes fähig wäre, unterdessen aus dem Körper und spaziere in der Welt herum, hier träfe sie oftmahls Seelen von Menschen, die längst verstorben wären, an, und sähe allerhand Dinge, wovon man hernach sagte, es hätte einem geträumt. Weil die Sonne den wichtigsten Theil ihrer Religion ausmachte; so wendeten sie auch auf die

Veränderung und Erscheinung derselben die meiste Aufmerksamkeit; sie bemerkten, daß sie sich ihnen bald näherte, bald entfernte, bald niedrig bald hoch stände, bald länger bald kürzer sich über ihrem Gesichtskreis aufhielte: dieses alles bewog sie, Wahrnehmungen anzustellen, die sich aber nicht weiter erstreckten, als was sie sahen.

Was die meiste Aufmerksamkeit unter den wenigen Kenntnissen dieses Volks betrifft, das ist ihre berufene Art durch Hülfe gewisser Knoten zu rechnen, und Nachrichten durch sie aufzubehalten. Sie nahmen Faden von verschiedener Farbe, einige einfärbig, andere vielfärbig. Jede Farbe, sie mochte nun einfach, oder vermischt seyn, hatte ihre besondere Bedeutung. Diese Bänder hingen wie Bindfaden nach der Ordnung an einer Schnur, welches eine Art von Franzen machte. Nach der Farbe beurtheilte man seine Bedeutung, z. B. ein gelber bedeutete Gold, ein weißer Silber, und ein rother Kriegsmänner. Wenn sie etwas anzeigen wollten, wodurch die Farben nicht angemerkt werden konnten; so legten sie jede Sache besonders, und fingen von den erheblichsten an, und fuhren damit bis zu dem geringern fort; beßgleichen, wenn sie über Waffen Rechnung führen wollten, so kamen diejenigen zuerst, die sie für die edelsten hielten, z. B. Lanzen, und hernach Pfeile, Bogen, Wurfspieße, u. s. w.; wollten sie ein Verzeichniß der Vasalen machen, so fingen sie bey den Einwohnern jeder Stadt an, und schritten hernach zu den Provinzen fort. Am ersten Faden

zeichneten sie die Alten von sechzig und mehr Jahren, an dem andern die, welche funfzig Jahre alt waren, am dritten die vierzigjährigen, und so fort, bis auf die Kinder, die an der Brust lagen. Nach eben der Ordnung machten sie auch das Verzeichniß der Frauenzimmer. An einigen dieser zusammen gedreheten Faden hingen andere kleine, die gleichsam eine Ausnahme von der Regel, zu machen schienen. Diese Schnüre waren gleichsam Annalen, und zeigten die Beschaffenheit eines jeden Jahres. Man beobachtete bey diesen Schnüren jederzeit eine gewisse Ordnung, der Einheiten, der Zehner, der Hunderten, der Tausenden, u. s. w. Jede von diesen Zahlen, die sie durch Knoten ausdrückten, waren von der andern abgetheilt, und die Knoten an jedem Faden waren einander gleich, und auf eben die Art geknüpft, als wie ein Rechenmeister zu thun pflegt, wenn er eine weitläufige Rechnung stellen will. Diese Bänder nannten sie Quipu, und es waren gewisse öffentliche Personen bestellt, die sie aufbewahren mußten. Diese wurden Quipucumayu, oder Rechnungsverwahrer genannt. Es mußten dieses Leute von bewährter Redlichkeit seyn. So klein die Stadt war, so mußte sie doch wenigstens ihrer vier haben, in größern aber waren ihrer wohl zwanzig bis dreyßig, die alle mit einander einerley Register führten, damit dadurch allem Irrthume und Versehen vorgebeugt wurde.

Durch diese Knotenschnüre wurde der Tribut, den der König jährlich erhob, ausgerechnet;

durch dieselben wurden die Rollen der Kriegsmänner, und überhaupt die Seelenregister verfertigt: mit einem Worte, alles, was durch Zahlen ausgedrückt werden konnte, wurde dadurch angemerkt. Andere Dinge aber, die nicht eigentlich durch Zahlen bemerkt werden konnten, z. B. historische Zufälle, waren nicht darunter begriffen. Um nun diesem Mangel abzuhelfen, hatten sie gewisse Kennzeichen, wodurch sie die merkwürdigsten Begebenheiten, so wohl in Kriegs- als Friedensangelegenheiten bemerkten. Die oben genannten Quipucumayn lernten den Inhalt derselben auswendig, und brachten ihn andern, durch Überlieferung vom Vater auf den Sohn, bey. Sie bedienten sich noch eines andern Mittels, ihre merkwürdigsten Thaten auf die Nachwelt zu bringen. Ihre Amauta, oder Weltweisen, brachten sie in eine kurze historische Erzählung, damit sie die Väter den Söhnen, und die Bürger den Landleuten bekannt machen möchten. Auf solche Art kamen sie von einem Alter auf das andere, und von den Bürgern auf die Landleute. Es dichteten auch ihre Poeten kurze Verse, worin sie die Begebenheiten, die sie auf die Nachwelt bringen wollten, verfaßten. Man kann sich leicht einbilden, wie mangelhaft und unvollkommen diese Geschichtskunde; bey den Peruanern war, indessen war es doch das einzige Mittel, dessen sie sich bey Ermangelung der Buchstaben bedienen konnten. Ihre Quipucumayn waren also die Geschichtskundigen der ganzen Nation. Wenn die Edelleute die Geschichte ihrer Vorfahren wissen wollten, so gingen sie zu einem solchen Knotenbewahrer, der vermöge seines Amtes beständig in diesen un-

vollkommenen Denkmählern studieren mußte, damit sie die Überlieferung desto besser in ihr Gedächtniß einverleiben konnten. Sie waren deßwegen von dem gewöhnlichen Tribut und übrigen Diensten befreyet, damit sie desto mehr Zeit haben möchten, sich darauf zu legen. Durch eben dieses Mittel erhielten sie auch das Andenken ihrer Gesetze und Gewohnheiten; sie bezeichneten damit, was an jedem Festtage für Opfer gebracht werden mußten, und dehnten sie auf alles aus, was die Angelegenheiten ihres Landes betraf. Diese Schnüre mochten vielleicht für die eingeschränkte Denkungsart der Pernaner gut genug seyn; werden wir aber die Erklärung derselben als ein untrügliches Denkmahl ansehen können, worauf ihre Geschichte beruhe?

Endlich müssen wir auch noch etwas Weniges von der Dicht- und Tonkunst reden, wovon wir einige rohe Züge unter den Pernanern antreffen. Die Dichter führten unter ihnen den Nahmen Havarec, oder Erfinder. Sie zeigten ihre Geschicklichkeit hauptsächlich in gewissen Schauspielen, die sie an ihren Festtagen vor ihren Königen aufführten. Die agirenden Personen waren keine gemeinen Leute, sondern Personen von Stande. Sie bemühten sich, die Größe und Pracht, die Thaten und Siege ihrer Könige vorzustellen; sie handelten von der Landwirthschaft, dem Umgange in der Welt, und andern Dingen, die das menschliche Leben angingen. In ihren Versen beobachteten sie ein gewisses Sylbenmaß, oder vielleicht Sylbenzahl. Ihre Lieder waren sehr

kurz, daß man sie leicht behalten konnte. Sie verfaßten auch die merkwürdigen Thaten ihrer Vorfahren zum Andenken derselben, und zur Nacheiferung der andern in Verse, und brachten sie durch öfteres Vorsingen, wie ehemahls die Druiden der Gallier, auf die Nachkommen. In der Tonkunst waren sie noch schlechter. Sie hatten zwar gewisse Instrumente, die aus vier oder fünf zusammen gefügten Schilfröhren bestanden, deren jedes um einen Ton höher war, als das andere. Von Verminderung der Töne hatten sie gar keinen Begriff, sondern sie stiegen und fielen in ganzen Tönen. So grob auch ein solcher Gesang war, so war er dennoch nicht gemein, sondern man lehrte nur die vornehmen Herren auf dieser Hirtenpfeife spielen, und diese hatten dennoch Mühe genug ihn zu lernen.

So viel wissen wir von den Sitten der Peruaner, ehe sie unter Spanische Bothmäßigkeit gekommen sind. Das Meiste gründet sich auf die Erzählungen des Garcilasso de Vega. Nun wollen wir auch noch hinzufügen, wie gegenwärtig die Peruaner beschaffen sind, und dem Leser alsdenn selbst das Urtheil überlassen, ob sie durch das Verhältniß mit den Europäischen Völkern in der Cultur vorwärts oder rückwärts gegangen sind.

Fünfter Abschnitt.

Neue Peruaner.

Wenn wir die Schilderung, die uns heut zu Tage von den gegenwärtigen Einwohnern von Peru gemacht werden, gegen dasjenige halten, was wir in den vorhergehenden Abschnitten von den alten Bewohnern dieses Landes gesagt haben; so finden wir einen so merklichen Abstand zwischen ihnen, daß wir die Ursachen nicht begreifen können. Es ist auf der einen Seite nicht möglich, daß wir alle Nachrichten von dem Fleiß, der Staatseinrichtung und den Gesetzen derselben für erdichtet halten können, wenn auch gleich manches darin übertrieben seyn sollte, da noch so viele Überbleibsel davon vorhanden sind; auf der andern Seite aber finden wir unüberwindliche Hindernisse, jenen Erzählungen völlig Glauben beyzumessen, da wir jetzt nur solche Völker daselbst finden, die ganz unwissend, ungesittet, und von einer rohen Barbarey nicht gänzlich entfernt sind. Die Verwunderung wird noch größer, wenn man sieht, daß eben die Leute, die sonst so geschickt waren, gute Gesetze zu verfassen, und eine solche Regierungsform einzuführen, wie sie gehabt haben, doch jetzt keine Spur mehr von einem solchen Geiste zeigen, wodurch sie so schöne Einrichtungen haben treffen

können. Verschiedene einsichtsvolle Staatsmänner haben diesen Widerspruch auf die Art heben wollen, daß sie behaupteten, die so sehr unterschiedene Gemüthsbeschaffenheit der alten und neuen Peruaner dürften einem so gar unbegreiflich eben nicht vorkommen, da die zur Errichtung und Erhaltung ihrer vorigen Regierungsform nöthige Weisheit und Klugheit nur den Ynca's zuzuschreiben gewesen wäre; das gemeine Volk wäre allezeit dumm, rauh, und zu allen feinen Empfindungen unfähig gewesen, wenn sie gleich unter weisen Regenten gelebt hätten; vielleicht könne man auch behaupten, daß ein großer Theil ihrer heutigen Veränderung von der Bedrückung ihrer neuen Herren herkäme. Franz Coral, ein Spanier, macht sich kein Bedenken, das letztere öffentlich zu behaupten, und sagt: die Landeseingebornen von Peru arten von Tag zu Tag immer mehr und mehr aus; und es stehet zu befürchten, daß man nicht die geringste Spur mehr von der Emsigkeit und Geschicklichkeit antreffen werde, worin sie ehemahls einen Vorzug hatten. Er schreibt dieses dem Übermuth und der Tyranney derjenigen zu, die die bürgerlichen Bedienungen jetzt bekleiden. Wir wollen sie nunmehr näher kennen lernen.

Betrachtet man sie auf der einen Seite; so scheint der kleine Umfang ihres Geistes der Vortrefflichkeit der menschlichen Seele so sehr zu widersprechen, daß sie sich in manchen Stücken wirklich unter die Menschheit erniedrigen; betrachtet man sie auf einer andern Seite, so zei-

gen sie wirklich einen fähigen Verstand, aber dabey eine Bosheit, die man nicht leicht argwilstiger finden kann. Ihr ganzer Charakter besteht aus Barbarey, ausschweifenden Meinungen, und einer rohen Lebensart. Sie sind gegen alle Zufälle gleichgültig, und ihre Gemüthsruhe, wenn man ihrer Unthätigkeit anders diesen Nahmen geben kann, wird durch nichts gestöret. Bey den großen Bedrückungen, worunter sie leben, ist dieses wirklich ein Stück ihrer Glückseligkeit. In ihren armseligen und schlechten Kleidungen leben sie so vergnügt, als ein Fürst in dem größten Gepränge. Sie verlangen nicht nur keine artigen Kleider, die ihnen etwa zu Gesicht kommen, sondern sie suchen auch nicht einmahl ihre elenden Lumpen zu verbessern. Der Reichthum hat gar keine Reitzung auf sie, und nach Ehrenstellen streben sie so wenig, daß sie die Stelle eines Beamten und eines Henkers mit einerley Gesichtsmienen annehmen würden, wenn sie ihnen angebothen würde. Wer ihnen eine Üppigkeit im Essen vorwerfen wollte, würde ihnen offenbar unrecht thun. Sie verlangen nicht mehr zu essen, als womit sie sich sättigen können, und scheinen mit ihren rohen Lebensmitteln eben so zufrieden zu seyn, als der lüsterne Europäer mit seinen Leckerbissen. Kurz, sie scheinen fast gar keine Begierde zu haben. Am allerwenigsten lassen sie sich durch den Eigennutz bewegen. Wenn man ihnen oft noch so große Belohnungen verspricht; so kann man doch nicht einmahl eine geringe Dienstfertigkeit von ihnen erhalten. Strafen und Züchtigungen verändern sie auch nicht;

wenn sie daher Gelegenheit haben, sich an den Spaniern zu rächen, so ergreifen sie sie mit beiden Händen. In der That ist ihr ganzer Charakter außerordentlich wunderbar. Ihre Unbiegsamkeit ist unüberwindlich, ihr Trotz unausstehlich, und ihre rohe Unwissenheit wollen sie durchaus nicht fahren lassen. Sie sind bey alle dem äußerst unbedachtsam, und vereiteln dadurch die besten Anstalten, die zu ihrer Sinnesänderung gemacht werden. Ob sie gleich äußerst unwissend sind, so ist es doch nicht so wohl eine Folge des Mangels des Verstandes, als des Eigensinns. Zum Nachahmen haben sie eine gute Anlage, aber zum Erfinden sind sie gar nicht aufgelegt.

Alle Pernaner sind von Natur langsam, haben viel Geduld, und können eine außerordentliche lange Zeit mit einer Sache zubringen. Man sieht dieses an den langwierigen Arbeiten, die sie unternehmen. Wenn etwas ausgebessert werden soll, das zwar an sich nicht viel werth ist, aber doch viel Zeit und Gedult erfordert; so sagt man gemeiniglich, es sey nur ein Pernaner fähig dazu. Wenn sie Teppiche, Bettvorhänge, und dergleichen, wirken sollen; so nehmen sie sich bey jedem Eintrag die Mühe, alle Fäden einzeln zu zählen. Und so bringen sie mit einem Stück Arbeit oft etliche Jahre zu. Es ist hieran ihre langsame Gemüthsart nicht allein Schuld, sondern weil sie die rechten Handgriffe nicht wissen, und zu faul sind solche zu lernen. Diese Trägheit ist bey ihnen dermaßen eingewurzelt, daß sie weder ihre eigene Bequemlichkeit, noch der

Befehl ihres Herrn zur Hurtigkeit in der Arbeit ermuntern kann. Haben sie für sich etwas zu thun, so überlassen sie die Arbeit ihren Weibern. Auf diesen beruhet alle Hausarbeit; diese müssen spinnen, Beinkleider und Hemden für ihre Männer machen, denn hierin besteht ihre ganze Kleidung; Gerste mahlen, Mais rösten, und das Essen zubereiten. Indessen liegt der Mann, wenn ihn nicht die Peitsche seines Herrn aufweckt, auf der Erde gekauert, und sieht seinem Weibe mit aller Gemächlichkeit zu. Er trinkt, und bleibt unbeweglich liegen, bis ihn die Noth zwingt aufzustehen. Das einzige, was er noch thut, ist dieses, daß er das Feld pflüget; das Säen aber und die übrige Feldarbeit überläßt er seinem Weibe. Wenn sie einen Reisenden, der sich etwa verirrt hat, vor ihrer Hütte sehen, so verstecken sie sich geschwinde, damit sie nicht ein Stück Wegs mit ihm gehen, und ihm den Weg zeigen müssen; und dieses nicht etwa aus Furcht vor Frohndiensten, sondern aus bloßer Faulheit; denn wenn man es ihnen auch reichlich bezahlen will, so gehen sie dennoch nicht mit. Müssen sie aus Zwang für ihre Herren arbeiten, so müssen diese beständig ein wachsames Auge auf sie haben. Wenden sie nur einen Augenblick den Rücken, so bleibt die Arbeit liegen. Das Einzige, wozu sie eine Hurtigkeit haben, und wozu sie sich nicht lange bitten lassen, sind Schmausereyen und Tänze; hierzu haben sie eine überwiegende Neigung: doch achten sie keine Lustbarkeit, wobey sie nicht brav zu trinken bekommen.

Überhaupt ist die Trunkenheit allen Indianern eigen, und dieses Laster ist unter ihnen so herrschend, daß weder die Kaziken und Richter, noch auch die gemeinen Leute davon befreyet sind. Wenn sie eine Lustbarkeit haben, so bleibt nicht leicht jemand weg, sondern sie finden sich alle mit einander zahlreich dabey ein, und berauschen sich in Chica. Dieses Getränk ist ihr Liebling, und wird auf folgende Art verfertigt. Man feuchtet den Mais an, und läßt ihn hernach auswachsen. Wenn er einen Keim hervor getrieben hat, so dörret man ihn an der Sonne, bis er ganz trocken ist. Alsdenn wird er geröstet, gemahlen, und aus dem Mehl mit Zugießung eines gewissen Theils Wassers dieses Getränk gekocht. Man füllt es sogleich in Flaschen, und den zweyten oder dritten Tag fängt es an zu gähren. Alsdenn läßt man es noch etliche Tage stehen, dann ist es zum Trinken fertig. Wenn ein Indianer einmahl angefangen zu trinken, so hört er nicht auf, so lange noch ein Tropfe in der Flasche ist, oder er seinen Verstand versoffen hat. Dieses Getränk ist sehr stark, und dabey nahrhaft. Bey diesem allgemein herrschenden Laster der Trunkenheit ist doch dieses merkwürdig, daß die Weibspersonen, so wohl verheurathete als unverheurathete, nebst den ledigen Mannspersonen, davon frey sind; nur allein die Hausväter haben das Recht, übermäßig zu trinken.

Die Art, wie sie ihre Gastereyen anstellen, verdienet gleichfalls angemerkt zu werden. Wenn der Wirth seine Gäste eingeladen hat, sorgt er

zuvörderst, daß es nicht an Chica fehlen möchte: man rechnet im Durchschnitt auf den Mann sieben bis acht Maß. Außen vor der Hütte wird ein Tisch zurecht gesetzt. Die Speisen, die aufgetragen werden, bestehen in geröstetem oder gekochtem Mais, und einigen wilden Kräutern, die im Wasser gekocht sind. Wenn die Gäste beysammen sind, so essen sie davon, und damit hat die Mahlzeit ein Ende. Aber nunmehr kommen die Weiber, und geben ihren Männern in Kürbisschalen zu trinken, bis sie anfangen lustig zu werden. Alsdenn nimmt einer von ihnen eine kleine Trommel, schlägt sie mit der Hand, und pfeift auf einer kleinen Pfeiffe nach seiner eigenen Manier dazu. Die übrigen fangen an, ohne Ordnung, ohne Tact, von einer Seite zur andern zu springen; und dieses nennen sie tanzen. Einige Indianerinnen singen nach ihrer Art dazu, und dabey wird immer getrunken, ohne lange abzusetzen. Das Merkwürdigste hierbey ist, daß die übrigen, die nicht mit tanzen, sich mittlerweile nieder kauern, bis die Reihe an sie kommt; dann stehen sie auf, und tanzen auch ihren Reihen. Der Tisch steht nur des Wohlstands wegen da, denn niemand setzt sich daran. Wenn das Gehirn durch das viele Trinken in eine wüste Unordnung gerathen ist; so legen sie sich alle mit einander schlafen: und dann hat es nichts zu sagen, ob einer das Weib eines andern, oder seine Schwester, Tochter, oder eine andere Anverwandtinn zu sich nimmt. Und diese tolle Freude dauert verschiedene Tage lang, so lange noch Chica da ist. Ist keiner mehr vorhanden, so hohlt sich ein jeder

eine Portion aus seiner Hütte, und dann geht es wieder von neuem an. So gar bey ihrer Trauer frohnen sie der Trunkenheit. In dem Hause, wo der Verstorbene liegt, werden Flaschen mit Chica hingesetzt. Davon trinken nicht allein die Leidtragenden, sondern sie gehen damit auf die Straßen, und nöthigen alle Vorbeygehenden, von welchem Geschlecht sie seyn mögen, in das Haus zu kommen, und dem Verstorbenen zu Ehren zu trinken. Das Trinken ist ihr vornehmster Zeitvertreib, worauf sich ihre ganze Aufmerksamkeit richtet.

So sehr sonst die Wilden außer der Trunkenheit auch der Spielsucht ergeben sind, so wenig treffen wir dieses bey den Peruanern an. Man bemerkt fast gar keine Neigung, die sie zum Spiele haben. Nur eine einzige Art desselben trifft man bey ihnen an, welche sehr alt zu seyn scheint. Sie nennen es Posa, das ist, hundert, weil derjenige, der zuerst diese Zahl voll hat, gewinnt. Sie haben dazu zwey Sachen. Die eine besteht in einem hölzernen zweyköpfigen Adler mit zehen Löchern auf beiden Seiten. Darein stecken sie Stifte, und diese dienen, dasjenige nach Zehnern auszurechnen, was jeder gewinnt. Zweytens haben sie einen Knochen in der Gestalt eines Würfels mit sieben Seiten. Auf einer derselben steht ein gewißes Zeichen, und dieses nennen sie Guyaro; die andern fünf werden nach der Reihe gezählt, und die letzte bleibt leer. Das ganze Spiel bestehet darin, daß sie den Knochen in die Höhe werfen. So viel nun auf

der Seite steht, die oben liegt, so viel gewinnt man; liegt Guyaro oben, so bekommt man zehen; hingegen verliert man zehen, wenn die leere Seite oben liegt. Dieses Spiel ist nicht sehr gewöhnlich, und sie nehmen es nur alsdenn vor, wenn sie anfangen zu trinken.

Ihre Wohnungen sind klein und armselig. Sie bestehen aus einer Hütte, in deren Mitte ein Loch ist, worin sie Feuer anmachen. Hier wohnen Menschen und Vieh bey einander. Besonders lieben sie die Hühner und Hunde, als Gefährten in ihrer Wohnung. Die ersten sind die Lieblinge der Frauenzimmer, die eine solche Neigung zu ihnen haben, daß sie sich nicht entschliessen können, eines zu tödten oder zu verkaufen. Wenn ein Fremder, durch die Noth gezwungen, etwa des Nachts in einer Indianischen Hütte bleibt; so wird man ihm kein altes oder junges Huhn mit gutem Willen, auch für eine ansehnliche Bezahlung, überlassen: will er eines haben, so muß er es selbst abwürgen. Die Indianerin fängt alsdenn an zu heulen und zu schreyen, als ob man ihr ein Kind umgebracht hätte; und endlich nimmt sie das Geld, weil sie sieht, daß es nicht anders zu machen ist. Die Hunde haben sie nicht nur in ihren Hütten, sondern auch auf Reisen zu ihren treuen Gefährten. Wenn sie verreisen, so nehmen sie ihr ganzes Hausgesinde mit, welches zu Fuß neben ihnen herläuft, die kleinen Kinder aber werden von Müttern auf dem Rücken getragen. Die Hütte bleibt indessen zu, und weil sie nicht viel im Hause haben, das ihnen ge-

stohlen werden könnte; so brauchen sie auch nicht viele Umstände zu machen, ihr Haus zu verwahren. Wenn sie einige Tage ausbleiben wollen, so geben sie ihr Vieh ihrem Nachbar zur Verwahrung. Wollen sie aber lange wegbleiben, so überlassen sie alles ihren Hunden. Hierbey ist besonders merkwürdig, daß diejenigen Hunde, die von Indianern aufgezogen werden, einen solchen Widerwillen gegen die Spanier und Mestitzen haben, daß wenn einer gegen ihre Hütte zu kommt, sie ihre ganze Wuth gegen ihn kehren; diejenigen Hunde hingegen, die von Spanien aufgezogen werden, wenden es um; sie können die Indianer schon durch den Geruch von weitem unterscheiden, und wenn ihnen niemand zu Hülfe kommt, so richten sie ihn übel zu. So scheint der Haß der Menschen auch in die Thiere zu fahren, wenn sie beständig angereitzt werden.

Unter den häuslichen Umständen der heutigen Peruaner führen wir noch besonders ihre eitlen Grillen an, denen sie bey ihren Heurathen folgen; sie sind die sonderbarsten von der Welt. Sie schätzen auf eine verkehrte Art dasjenige hoch, was andere Völker verabscheuen. Wenn sie eine Person zum Weibe nehmen, so halten sie es für einen Fehler, wenn nicht zuvor andere dieselben lieb gehabt haben. Sobald einer um eine Weibsperson bey ihrem Vater angehalten, und dieser ihm dieselbe bewilligt hat; so fangen beyde Personen an, mit einander als Frau und Mann zu leben. Wenn sie etliche Monathe, auch wohl ein Jahr lang mit einander gelebt haben; so pflegt

der Mann die Frau zu verlassen, und führt zur Ursache an, entweder daß sie ihm nicht gefiele, oder er beschwert sich über den Schwiegervater, er habe ihn betrogen, weil niemand das Weib zuvor lieb gehabt habe. Wenn nun dieses nicht geschieht, und der Mann nach einer drey- oder vier monathlichen Probezeit keine Reue spürt; so wird alsdenn die Heurath ordentlich vollzogen. Diese Gewohnheit ist bey ihnen so eingewurzelt, daß sie die Spanier noch bis jetzt auf keine Art und Weise haben ausrotten können. Diese Probezeit nennen sie die Zuschickung, oder Vorbereitung. Wenn nun die Trauung geschehen soll, so werden die Verlobten gefragt, ob sie sich zugeschickt haben, damit sie erstlich von dieser Sünde können losgesprochen werden, ehe ihnen der Segen ertheilt wird. Jene erste nicht feyerlich und öffentlich geschehene Verbindung halten sie für keine Ehe. Um also den Unordnungen einiger Maßen vorzubauen, so fahren die Spanier manchmahl zu, und trauen sie, so bald der Handel geschlossen ist. Wird die öffentliche Trauung aufgeschoben, so trennen sie sich wieder, so bald es ihnen einfällt. Man hat von Seiten der Spanier Strafe darauf gesetzt; aber da sich die Peruaner keine Strafe für schimpflich achten, so ist an die gänzliche Abstellung dieser Mißbräuche nicht zu denken. Eine andere Unordnung in ihrem Eheweſen ist dieses, daß sie die Weiber vertauschen. Sie brauchen hierzu weiter keine andere Umständen, als daß sich einer mit dem Weibe eines andern vermischt, und sein Weib sich hernach zu demjenigen, dessen Weib geschändet

worden ist, begibt. Sie thun es, um sich wegen der zugefügten Beleidigung zu rächen. Setzt man sie darüber zur Rede, so vertheidigen sie ihre Schande mit der größten Dreistigkeit; bringt man sie von einander, so fangen sie nach wenigen Tagen ihr voriges Leben wieder an. Die Blutschande ist daher sehr gemein unter ihnen.

So ungesittet die Peruaner in Ansehung der bisher angeführten Stücke sind; so widersinnig sind sie auch in Ansehung der Religion. Ob man gleich viele Mühe angewendet hat, sie zum Christenthume zu bringen, so haben sie doch noch immer eine starke Neigung zu ihrer vorigen Abgötterey. Man findet hier und da noch einigige Peruaner, die die Sonne, als die Gottheit ihrer Vorältern, anbethen. In den Städten, wo man vermuthen sollte, daß sie noch mehr Ergebenheit für das Christenthum hätten, als auf dem Lande, haben sie gewisse Tage, an welchen ihre Verehrung der Sonne, nebst ihrer Liebe zu ihren alten Königen, wieder aufwacht. Die Spanier müssen ihnen hierin zum Theil nachgeben. Eine solche Feyerlichkeit haben sie unter andern, wenn sie das Andenken des an dem letzten Yuca, Atahualipa, vollzogenen Todesurtheils begehen. Sie kleiden sich alsdenn nach der alten Weise, und tragen die Bildnisse ihrer alten Gottheiten, der Sonne, des Mondes, und andere Zeichen ihrer Abgötterey, z. B. Mützen wie Adlersköpfe, Kleider von Federn und mit Flügeln, u. dgl. An solchen Tagen trinken sie viel. Weil sie im Steinwerfen mit der Hand und der Schleuder sehr ge-

schickt sind; so würde derjenige in üble Umstände kommen, der ihnen, besonders wenn sie besoffen sind, in den Wurf käme. Diese Tage der Lustbarkeit laufen auch meisten Theils für den einen oder den andern unglücklich ab. Wer klug ist, bleibt alsdenn zu Hause.

Außerdem hangt ihnen ihr alter Aberglaube noch gar zu stark an. Er kann weder durch Vorstellungen, noch dadurch, daß sie oft durch ihre eigene Erfahrung von ihrer Blindheit überzeugt worden sind, ausgerottet werden. Sie haben tausenderley abergläubische Mittel und Künste, wodurch sie glücklich werden, und dasjenige erlangen wollen, was sie sich wünschen und einbilden. Ihr Verstand ist in solchen Betrügereyen ganz ertrunken. Wenn sie auch die christliche Religion angenommen haben, so sind sie so wenig darin gegründet, daß man solches aus ihren Sitten und Eigenschaften leichtlich abnehmen kann. Wenn sie sich an Sonn- und Festtagen bey dem öffentlichen Unterricht und der Messe einfinden; so geschieht solches, weil sie durch die Furcht für der Strafe dazu angetrieben werden; denn ohne diese würde sich kein einziger dabey einfinden. Wir wollen ein Exempel davon anführen. Ein Indianer hatte den öffentlichen Gottesdienst und die Messe versäumt. Der Pfarrer hörte von den andern, daß solches deßwegen geschehen sey, weil er sehr frühzeitig zu trinken angefangen habe. Da der Indianer den folgenden Tag kam; so stellte ihn der Pfarrer darüber zu Rede, und verurtheilte ihn zu einigen Peitschenhieben; denn

dieses ist die ordentliche Strafe für die Indianer von jedem Geschlecht und Alter. Nachdem der Indianer seine Hiebe bekommen hatte, so wendete er sich zum Pfarrer, bedankte sich für die gnädige Strafe, und bekannte, daß er sie verdient habe. Der Pfarrer fügte hierauf so wohl an ihn, als die andern eine Ermahnung hinzu, daß sie fernerhin die Pflichten des Christenthums besser beobachten sollten. Darauf bath ihn der Indianer mit großer Demuth und Einfalt, er möchte ihm noch eben so viel Streiche für den künftigen Sonntag geben lassen, weil er alsdenn wieder trinken und den Gottesdienst versäumen wollte. So unüberwindlich ist die Hartnäckigkeit dieses Volks.

Um die Angelegenheiten ihrer Seele bekümmern sie sich weit weniger, als um die Bedürfnisse ihres Körpers. Wenn sie krank werden, so besuchen sie zwar die Pfarrer, aber es macht nicht den geringsten Eindruck auf sie. Wenn sie den Kranken an sein lasterhaftes Leben erinnern, und ihm vorstellen, wenn er vor seinem Tode keine Reue darüber empfinden, und Gott um Vergebung seiner Sünden anrufen würde, so würde seine Seele ewig gezüchtigt werden; so antworten sie gemeiniglich: ja das wird geschehen Herr Pater, aber dessen ungeachtet bleiben sie, wie sie sind. Ihre Art zu beichten, ist das wunderlichste Ding, das man sich einbilden kann. Wenn sie der Pfarrer zu sich ruft, so muß er sie erst mit aller Geduld von dem unterrichten, was sie thun sollen. Hernach muß er ihnen die

Beichte vorsagen. Hält der Pfarrer inne, so schweigt der Indianer auch stille. Ist die Beichtformel aus, so ist es nicht genug, daß ihn der Pfarrer fragt, ob er diese oder jene Sünden begangen habe, sondern er muß ihm mit der größten Dreistigkeit sagen, daß solches wirklich geschehen sey. Er kann dieses um so viel leichter, weil gewisse Sünden sehr gemein unter ihnen sind. Greift es der Pfarrer nicht auf dieser Seite an, so bekennt der Indianer nichts. Wenn er nun lange genug in ihn gedrungen, und ihm gesagt hat, er wisse solches gewiß, so antwortet endlich der Indianer, ja es sey wahr; er wisse aber nicht, woher es der Pfarrer erfahren habe. Er entdeckt ihm hierauf die Ursachen und noch mehr Umstände, als man von ihm zu wissen verlangt. Ein solches Gemisch von Bosheit und Leichtsinnigkeit wird man nicht leicht finden.

Die natürliche Furcht, die bey der Annäherung des Todes sonst gemeiniglich bey jedermann zu entstehen pflegt, ist den heutigen Peruanern ganz fremde. Sie sehen dasjenige, was sonst in den Gemüthern der Menschen den meisten Eindruck zu machen pflegt, mit der größten Gleichgültigkeit an. Der beschwerliche Schmerz macht bey ihnen einen weit stärkern Eindruck, als der Tod selbst. Wenn sie krank sind, und man an ihrem Aufkommen zweifelt, und sie nun zum Tode bereiten will; so bezeigen sie sich bey den an sie geschehenen Ermahnungen so aufgeräumt und gelassen, daß man nicht anders glauben kann, es sey ihnen wirklich so zu Muthe, als sie sich

anstellen. Selbst, wenn sie wegen ihren Verbrechen zum Tode geführt werden, so beweisen sie sich nicht anders. Es sollten einst zwey Personen, ein Mestiz, und ein Indianer an den Galgen gehängt werden. Der erstere bereitete sich ganz ordentlich zum Tode; der Indianer aber bewies eine solche Gleichgültigkeit, daß selbst die Umstehenden nicht gleichgültig dabey bleiben konnten. Anstatt daß ihm die Annäherung eines gewissen Todes die Lust zum Essen hätte vertreiben sollen; so aß er mit dem größten Appetit, ja sie reizte ihn noch mehr, sich vor seinem Ende noch etwas zu Gute zu thun. Man mußte ihn endlich mit Gewalt davon abhalten. Er redete mit jedermann so munter, als wenn er zu einer Lustbarkeit gehen sollte. Ermahnte man ihn, so blieb er ohne Rührung. Befahl man ihm nieder zu knien, so that er es. Bey dem Bethen sagte er alle Worte nach, und drehete sich mit dem Kopfe bald auf diese, bald auf jene Seite, wie ein Kind, das unterrichtet werden soll, und keiner Aufmerksamkeit fähig ist. In dieser Verfassung blieb er, bis er an den Galgen kam. Und auch hier änderte er sich nicht, so lange noch ein Leben in ihm war. Eine solche Gleichgültigkeit, hat man bey allen Indianern in diesen Gegenden bemerkt. Ist es Gleichgültigkeit, oder Verdruß des Lebens?

Das rohe Wesen, welches man bey diesen Indianern bemerkt, rührt, wie wir schon mehrmahls bemerkt haben, nicht von ihrer natürlichen Anlage, sondern von dem Mangel der Ausbesserung her. Im Grunde können sie so vernünf-

tig werden, als andere Menschen, ob ihnen gleich nach ihrer Cultur noch immer etwas Rauhes, und Unartiges anhangt. An denen Orten, wo die Jesuiten ihre Missionen angelegt haben, finden wir, was aus den Indianern werden kann, wenn sie durch unermüdeten Fleiß bearbeitet werden. Man findet besonders, daß dadurch unendlich viel Gutes in der Cultur dieser Völker geleistet wird, wenn die kleinen Kinder in den Europäischen Sprachen unterrichtet werden. Wo man die Probe gemacht, und die Jugend auf diese Art erzogen hat, da sieht man die deutlichsten Beweise davon. Die Peruaner in der Provinz Quito zum Beyspiel sind von denenjenigen, von welchen wir vorher geredet haben, in den Sitten und Gemüthsbeschaffenheit unendlich weit unterschieden. Die Einwohner sind hier nicht witziger, und nicht dümmer, als in andern Gegenden; ihre Natur ist im Wesentlichen und Zufälligen nicht edler, als der übrigen Indianer; und dennoch haben sie so viel Einsicht, daß sie sich den barbarischen Sitten ihrer Vorfahren nicht überlassen, und so viel Vernunft, daß sie wie wahre Menschen leben können. Überhaupt sind alle Indianer, welche Spanisch reden, viel witziger, als die andern, die nichts als ihre Muttersprache können. Es ist nicht schwer, die Ursach davon zu errathen. Wir wollen nicht sagen, daß die Europäischen Sprachen die Kraft haben, den Verstand der Indianer zu bessern; sondern wir behaupten nur, daß sie vermittelst derselben einen vernünftigen Umgang mit civilisirten Völkern haben können. So lange sie bloß ihre Sprache reden, so kann sol-

ches nicht geschehen; denn entweder reden sie unter einander selbst, und da können sie nichts als das wenige Licht erlangen, welches bey ihnen allen sehr eingeschränkt ist; oder sie reden in ihrer Sprache mit Ausländern, die sie verstehen, und da schränkt sich der Ausländer nur auf dasjenige ein, was er ihnen sagen muß. Ist also wohl in beyden Fällen zu hoffen, daß sich ihre Kenntnisse erweitern werden? Wenn sie alles, was Ausländer zu ihnen sagten, verständen, so würden sie nach und nach immer mehr lernen, und ihre Aufmerksamkeit, die bey ihrer jetzigen Lebensart so zerstreut ist, würde eine festere Richtung bekommen. Der einzige Weg also, sie zu einem sittlichen Zustande zu bringen, wäre, wenn man sich besonders der Kinder annähme, denn mit den Alten ist doch nicht viel auszurichten, und, wenn man in ihren Dörfern Schulen zur Erlernung der Europäischen Sprachen anlegte; hierdurch würden sie nicht nur zu einem gesellschaftlichen Umgange gebildet, sondern auch vorbereitet werden, nützliche Kenntnisse so wohl in Religions- als bürgerlichen Sachen zu erlangen.

Sitten und Meinungen der Brasilianer und der übrigen Süd-Amerikanischen Völker.

An den Peruanern haben wir ein Volk kennen lernen, das sich aus seinem thierischen Zustande durch die Bemühungen seiner Regenten einiger Maßen heraus gearbeitet hat, hernach aber durch Unterlassung der Cultur wieder sehr tief gesunken ist; diejenigen Völker aber, auf die wir jetzt unsre Gedanken richten, liegen noch größten Theils in dem tiefsten Grade des Verderbens, ohne daß sie sich jemahls der Sittlichkeit genähert haben. Vergleichen wir sie mit gesitteten Völkern, so überfällt uns ein fürchterlicher Schauder, wenn wir ihre Grausamkeit und ganz unnatürliche Begierden ansehen, die um so viel gefährlicher werden, wenn sie auf der einen Seite durch List, und auf der andern durch die Stärke ihres Körpers unterstützt werden. Ihre ganze Glückseligkeit besteht in dem Genusse, ohne zu wissen, daß sie sie genießen. Ihre Empfindungen gehen den Augenblick vorüber, und sie legen in dem Genusse des Gegenwärtigen keinen Grund zum Gebrauch der Dinge im Zukünftigen. Ihr Zustand ist der Stand der Sinnlichkeit und Unvernunft. Von einer gesellschaftlichen Verbindung in Staaten wissen sie nichts; sie leben in Wäldern zerstreut, und wenn sie an einem Orte

keine Nahrung mehr finden, so treibt sie ihr Instinct an, ihre bisherige Wohnung zu verlassen, und eine andere zu suchen, wo sie Mittel finden, ihren Hunger zu stillen. Sittliche Tugenden sind ihnen unbekannt, und sie beweisen durch ihr Beyspiel daß der Mensch, unter allen sichtbaren Geschöpfen, sich am meisten unähnlich werden kann. Doch wir kommen zur Hauptsache, und überlassen unsern Lesern das Resultat aus den Schilderungen der Sitten selbst zu ziehen.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Schilderung der Süd-Amerikanischen Völkerschaften.

Der große Raum von dem Amazonen-Flusse bis an die Mündung des Flusses la Plata ist mit einer so unglaublichen Menge Menschen bevölkert, und die Dörfer der verschiedenen Nationen liegen so dicht beysammen, daß man oft in dem einen Dorfe das Geräusch aus dem andern hört. Es ist unmöglich, diese Nationen alle kennen zu lernen. So bald sich die Europäer in jenem Welttheile sehen ließen, und sich der Küsten nach und nach bemächtigten; so bekamen die Indianer einen solchen Abscheu vor ihnen, daß sie bey der Annäherung derselben sogleich ihr Land verließen, wenn sie sich nicht stark genug zu seyn glaubten,

ihnen die Spitze biethen zu können. Sie verließen ihr Land, und wenn sich die Europäer entfernt hatten, so kamen andere, und nahmen ihre Plätze wieder ein. Durch diese beständige Wanderung ist es gekommen, daß man von den wenigsten ihren eigentlichen Sitz angeben kann. Außer dem liegen sie einander beständig in den Haaren, und eine Nation vertreibt immer die andere aus ihren Wohnungen.

Wenn man ihnen Schuld gibt, daß sie insgesammt Menschenfresser sind, so thut man ihnen Unrecht. Der Verfolg unsrer Erzählung wird uns zwar viele Völker kennen lernen, die sich mit dem Fleische ihrer Mitbrüder sättigen, aber es gibt auch einige, die wenigstens von dieser Unmenschlichkeit frey sind. Die Völkerschaft der Aguaner, oder Omaguaner, die auf der südlichen Seite des Amazonen-Flusses wohnen, sind so wohl hierin, als in andern Stücken viel gesitteter. Diesen Vortheil hatten sie einigen Indianern zu danken, die aus den Spanischen Niederlassungen entwichen, weil sie der übeln Begegnungen müde waren, und sich in diese Gegend zogen, wo sie Ruhe zu finden glaubten. Sie brachten einige Gebräuche mit, die sie von den Spaniern beobachtet hatten, zum Beispiele, Kleider aus Baumwolle zu machen, und ihr Beyspiel reitzte die Omaguaner an, ihnen hierin nachzuahmen, und sich eben auf eine solche Art zu kleiden. Von diesem Volke behaupteten die Portugiesen, sie weigerten sich, ihre Gefangenen, die sie im Kriege gemacht hätten, zu verkaufen, weil sie solche fett

machten, um sie hernach zu essen. Der P. Acunja aber nennt dieses Vorgeben eine Verleumdung, welche die Portugiesen bloß erfunden hätten, um ihre Grausamkeit, die sie an diesem Volke begangen hatten, zu beschönigen. Es hätten ihn zwey Indianer, welche acht Jahre bey diesem Volk in der Sclaverey gewesen wären, zuverlässig versichert, sie hätten niemahls Menschenfleisch essen sehen; wenn sie von ihren Feinden einige Gefangene machten, die in einem großen Ruhme der Tapferkeit ständen; so tödteten sie solche zwar bey ihren Versammlungen, um sich von der Furcht vor ihnen zu befreyen; nachdem sie ihm aber den Kopf abgehauen hätten, so hingen sie solchen in ihren Hütten zum Siegeszeichen auf, und den Rumpf würfen sie in den Fluß. Es könnte seyn, daß in der dortigen Gegend einige angetroffen würden, die keinen Abscheu hätten, Menschenfleisch zu essen; allein ihre Anzahl wäre gewiß sehr geringe.

Nahe bey diesem Volke wohnet ein anderes, welches in Vergleichung mit den übrigen auch nicht so gar wild und unmenschlich zu seyn scheint. Es sind die Curuzicarier, eine sehr zahlreiche und mächtige Völkerschaft, deren Wohnplätze sehr nahe an einander liegen. Da die Portugiesen ihnen in das Land fielen, so hielten sie nicht Stand, sondern zogen sich immer tiefer in das Land zurück. Ob es aus Furchtsamkeit geschehen, oder ob eine List darunter verborgen gelegen, die Europäer tiefer in das Land zu locken, kann man nicht genau bestimmen. So viel ist ge-

wiß, daß die Portugiesen in den verlassenen Wohnplätzen Zeichen einer guten Wirthschaft gefunden haben. Ihre Hütten waren sehr reinlich, man sah darin, nebst einer Menge Lebensmittel, sehr sauber gearbeitetes Speisegeräthe.

Nächst an diesen wohnen die Yorimauxer, die kriegerischeste Nation unter allen, die die Portugiesen in diesen Gegenden haben kennen gelernt, und die sie wirklich in große Verlegenheit und Furcht gesetzt haben. Sie sind sehr wohl gebildet, und gehen ganz nackend. Man sieht es ihnen an den Augen an, daß sie sich vor keinem Feinde fürchten. Da die Portugiesen das erste Mahl bey ihnen auf den Amazonen-Fluß ankamen, so machten sie sich nicht das geringste Bedenken, an Bord zu kommen, und dieses setzte die Portugiesen in Erstaunen. Sie waren bisher gewohnt, daß die Indianer bey dem ersten Anblicke davon flohen; und nun trafen sie ein Volk an, das nicht nur nicht davon lief, sondern sogar das Herz hatte, auf ihre Schiffe zu kommen. Überhaupt fand man bey diesen Völkern mehr Cultur auch in gewissen Handarbeiten, als man vermuthen sollte. Sie machen Stühle in Gestalt der Thiere, Statuen von Menschen, und andere Bilder, in einer solchen Vollkommenheit, daß man darüber erstaunte. Ihre gewöhnlichen Waffen waren zwar Bogen und Pfeile, aber die Portugiesen trafen auch eisernes Gewehr bey ihnen an, Streitaxte, Hellebarden, Sicheln und Messer. Sie mußten sich natürlicher Weise desto mehr darüber verwundern, da dieses Metall in ganz

Süd-Amerika gar nicht gebräuchlich war. Sie fragten sie deßwegen, wo sie diese Waren her bekämen; und man antwortete ihnen, daß sie sie von Indianern, die an der Küste wohnten, kauften; diese tauschten sie von weissen Leuten, die zu ihnen kämen, für ihre Waren ein.

Nicht weit von diesen Völkern hatten ehemahls die Topinambuer gewohnt; nach der Eroberung von Brasilien aber wollten sie lieber allem, was sie hatten, entsagen, als sich den Portugiesen unterwerfen. Sie verließen ihr Vaterland freywillig mit allem, was eine lebendige Seele hatte. Der größte Theil zog sich nach Peru, und ließ sich daselbst nieder. Ein zufälliger Umstand aber brachte sie auch von da wieder weg. Ein Spanier ließ einen von ihrer Nation geißeln, weil er eine Kuh getödtet hatte, und dieser Schimpf brachte die übrigen alle zu einem solchen Unwillen, daß sie sich sogleich aufmachten, sich in ihre Canote setzten, und den Amazonen-Fluß hinunter fuhren, wo sie sich auf einer großen Insel nieder ließen. Sie redeten alle mit einander die Brasilianische Sprache. Auf ihrem Wege, den sie aus ihrem Vaterlande genommen hatten, und der durch große Wüsteneyen hindurch ging, mußten sie sich aus Noth und Mangel der Lebensmittel mehr als einmahl trennen. Ein Theil blieb auf den Peruanischen Gebirgen, und bevölkerte solche. Diejenigen, die sich auf der großen Insel in dem Amazonen-Fluß nieder gelassen haben, beschreiben uns die Portugiesen als eine von den andern Indianern ganz verschiedene Völkerschaft;

sie vergleichen sie mit den ältesten Völkern von Europa. Sie fanden an ihnen ein edles Herz, einen geistreichen Verstand, und große Geschicklichkeit in dem Gebrauche der Bogen und Pfeile; doch fangen sie an, durch die Verbindung mit andern Völkern, aus der Art ihrer Väter zu schlagen.

Von diesen bekamen auch die Portugiesen eine nähere Nachricht von den so genannten Amazonen, jenen kriegerischen Weibern, von welchen dieser Fluß, der sonst Maranjon heißt, und die Völker, die um demselben wohnten, den Nahmen bekommen haben. Der Pater Acunja, ein Portugiese, und der berühmte de la Condamine, haben sich bey ihrem Aufenthalte in den dortigen Gegenden alle Mühe gegeben, etwas Zuverlässiges von diesen Frauenzimmern zu erfahren. Ersterer sagt, daß er von vielen Eingebornen des Landes gehöret habe, daß eine der benachbarten Provinzen dieses Flusses von kriegerischen Weibern bewohnt wäre, die allein und ohne Mannspersonen lebten und sich regierten; zu gewissen Zeiten nähmen sie Männer an, um von ihnen geschwängert zu werden; die übrige Zeit aber lebten sie in ihren Flecken, wo sie nur das Land zu bauen, und sich durch ihrer Hände Arbeit alles zu verschaffen gedächten, was ihnen zur Erhaltung des Lebens nöthig wäre. Diese Nachricht wurde durch das einstimmige Zeugniß aller derer jenigen, die der Pater darum befragte, bestätigt. Sie nannten ihm das Volk der Guacarer, welches die vorhin benannte Gunst der Amazoninnen

genöße. Wenn dieſe zu ihnen kämen, ſagten ſie, um das Erzeugungsgeſchäft zu verrichten; ſo empfingen ſie dieſe Frauenzimmer mit Bogen und Pfeilen, aus Furcht, ſie möchten von ihnen überfallen werden; ſo bald ſie aber des Handels einig geworden wären, ſo liefen ſie haufenweiſe in der angekommenen Männer Canote, wo jede das erſte Hängebett, oder Hamac, welches ſie fände, nähme, und ſolches in ihrem Hauſe aufhinge, worin ſie denjenigen, dem das Bett gehörte, aufnähme; nach einigen Tagen kehrten dieſe freundſchaftlichen Gäſte wieder zurück; die Mädchen, welche von dieſen Weibern geboren würden, genößen von ihren Müttern eine Erziehung, die der Einrichtung ihres Staats gemäß wäre, was ſie aber mit den Knaben anfingen, wüßte man nicht. Der gedachte Pater Acunja hörte von einem Indianer, der ſelbſt bey der Erweiſung dieſes Liebesdienſtes geweſen war, daß ſie ſolche, wenn ſie ein Jahr alt wären, ihren Vätern nachſchickten.

Dieſe ſo zuverſichtliche Nachricht brachte den de la Condamine auf die Gedanken, ſich näher nach dieſer außerordentlichen Sache zu erkundigen. Alle Indianer, die er darum befragte, bekräftigten ſie einmüthig; alle zeigten ihm einerley Gegend zum Aufenthalte der Amazonen an, ſie verſicherten ihn, daß ſie in allen Indianiſchen Sprachen Nahmen hätten, die ſo viel anzeigen wollten, als Weiber ohne Mann, vortreffliche Weiber. u. ſ. w. Er ſetzt hinzu, wenn jemahls eine Geſellſchaft unabhängiger Weiber und ohne

eine ordentliche Beywohnung von Männern habe bestehen können, so sey solches unter den wilden Völkern in Amerika möglich, wo die Männer ihre Weiber nicht anders, als Sclaven und Lastthiere ansähen, die sich also leichtlich von den Männern trennen, und ohne ihre Gesellschaft leben könnten. Kurz, er scheint durch die mannigfaltigen, nicht verabredeten Zeugnisse überredet zu seyn, daß es wirklich Amerikanische Amazonen gegeben habe.

Aber wo sind sie jetzt? kein Europäer hat sie selbst gesehen, und ihre ganze Existenz beruhet auf der Tradition der Indianer. Es lassen sich wirklich gegen die Erzählungen des Französischen Reisebeschreibers einige gegründete Zweifel machen. Sollten wohl Männer solche Narren seyn, die sich zwingen ließen, entweder für die Belohnung, oder zur Frohne, das Zeugungsgeschäft zu verrichten, und sich alsdenn wieder fort jagen zu lassen, und zwar von Weibern, von denen sie wissen, daß sie einen tödtlichen Haß gegen das ganze männliche Geschlecht haben? Sollten Mütter sogar alles menschliche Gefühl verläugnen können, Kinder zu zeugen, und sie alsdenn bloß deßwegen, weil es Knaben wären, umzubringen, und zwar Mütter eines ganzen Reichs? Es haben deßwegen einige scharfsinnige Köpfe, die der Glaubwürdigkeit der beyden vorhin genannten Schriftsteller nicht zu nahe treten wollen, einen besondern Weg eingeschlagen, und die Sache auf folgende Art zu erklären gesucht. Sie sagen: alle Fabeln haben von einer gewissen Wahrheit ihren

Ursprung; da die Spanier auf die östliche Seite von Süd-Amerika eindrungen, so fanden sie einst einen Haufen Weiber, die sie für Amazonen hielten, die aber nichts anders als Priesterinnen waren, die im eheloſen Stande lebten, und sich durch ihre strenge rauhe Lebensart, und vorgebliche Wahrsagereyen einen solchen Credit erworben hatten, daß Männer zu ihnen, als wahrsagenden Sibyllen gekommen sind, und zur Bezeugung ihrer Devotion ihr Land gebauet, und die Früchte eingeärndet haben, und daraus war die Fabel von einem Reiche der Amazonen ohne viele Umstände entstanden. Andere erklären diese Sache noch auf eine andere Art. Sie sagen, im Jahre 1541. habe Franz Orellana, ein Spanier, an dem Ufer des Flusses Maranjon angeländet, und sey auf einen Haufen Weiber gestoßen. Diese hätten sich nichts anders eingebildet, als daß sie von ihm und seinem Gefolge würden umgebracht werden; sie hätten also alle Kräfte zusammen angewendet, und sich seiner Landung widersetzt; da nun dieser Abenteurer nach Spanien zurückgekommen wäre, so hätte er mit vielen Rotomondaden seine Geschichte erzählt, und unter andern auch seine Begebenheiten mit diesem Haufen Weiber; man habe sich eingebildet, die ganze Gegend wäre von solchen herzhaften Creaturen bewohnt, man habe aus der alten Geschichte den Nahmen der Amazonen entlehnt, und was von diesen ehemahls erzählt worden wäre, auf diese Amerikanischen Frauenzimmer angewendet. Hiervon habe nun der Fluß und das Land den Nahmen bekommen. Auf diese Art verschwindet alles

Wunderbare und Fabelhafte. Wir überlassen unsern Lesern das Urtheil einer vernünftigen Kritik über die Tradition der Indianer.

In der Gegend, wo die Amazonen sollen gewohnt haben, und die vielleicht unter die erdichteten Nationen gehören, trifft man heutiges Tages einige wahre Völkerschaften an, die zwar von den Europäern nicht bezwungen, aber doch besucht worden sind. Dieses sind die Jameoer, und die Peraer. Die ersten wohnen größten Theils in Wäldern. Ihre Sprache ist von einer außerordentlichen Schwierigkeit, und die Art ihrer Aussprache noch wunderlicher. Sie reden mit der Zurückziehung des Athems, und lassen fast keinen Selbstlauter hören. Ein Theil von ihren Wörtern kann gar nicht geschrieben werden, auch nicht einmahl unvollkommen, ohne wenigstens neun bis zehn Sylben dazu zu gebrauchen, und diese Wörter scheinen, wenn sie von ihnen ausgesprochen werden, doch nur drey oder vier zu haben. Poetarrarorincuruac heißt in ihrer Sprache drey; weiter können sie aber nicht zählen. Dennoch aber sind sie in der Jagd sehr geschickt. Ihr Jagdgewehr ist merkwürdig. Sie machen lange Blasröhre und stecken kleine Pfeile von Palmenholz hinein, die anstatt der Federn mit einem kleinen Büschel Baumwolle versehen sind. Sie schiessen solche mit dem bloßen Athem dreyßig bis vierzig Schritte weit, und verfehlen selten ihres Schusses. Dieses einfache Gewehr ersetzt in dem ganzen Lande auf eine vortheilhafte Art unser künstliches Schießgewehr. Die Spitzen dieser Pfeile

sind mit einem so kräftigen Gifte bestrichen, daß es, wenn es noch frisch ist, das Thier in weniger als eine Minute tödtet. Mit dem Blute läuft das Gift wieder heraus, und das Fleisch kann alsdann ohne Gefahr gegessen werden; denn wenn dieses Gift nicht unmittelbar mit dem Blute vermischt wird, so thut es keine Wirkung. Die Europäer haben einige von diesen vergifteten Pfeilen mit zurück genommen, und gefunden, daß sie noch nach dreyzehn Monathen tödtlich waren. Das Gift soll ein Extract von verschiedenen Kräutern, und nur den Affen und Federvieh schädlich seyn, wiewohl man auch in Europa Versuche damit gemacht und Pferde und Bären getödtet haben will.

Die andere Nation, die wir in dieser Gegend am südlichen Ufer des Amazonen-Flusses kennen, sind die Peraer. Diese haben niemahls von den Spaniern können unter das Joch gebracht werden, sondern sie haben zu verschiedenen Zeiten die Statthalter und Missionarien, die zu ihnen geschickt worden sind, erschlagen. Sie haben die wunderlichsten Gebräuche. Sie durchstechen die Nasen und Lippen, und zieren sie mit Knochen von Thieren und Fischen aus. Ihre Backen sind wie ein Sieb, voll einbohrter Löcher, in welche sie, wie in ein Futteral, bunte Federn von allerhand Vögeln stecken. Man erstaunt besonders über die ungeheure Länge des untersten Ohrlappens, welcher vier bis fünf Zoll lang ausgedehnt wird, ohne daß seine Dicke dadurch vermindert wird. Sie bohren ein Loch hinein, welches im Durchschnitte über anderthalb Zoll hat. Die ganze Kunst

solche zu machen, besteht darin, daß man anfänglich eine kleine hölzerne Walze in das Loch steckt, an deren Statt man hernach immer dickere nimmt, so wie die Öffnung größer wird, bis der Lappe bis auf die Schulter herunter hangt. Der größte Schmuck dieser Indianer ist, daß sie das Loch mit einem großen Blumenbüschel anfüllen, der ihnen anstatt eines Ohrrings dient.

In diesen Gegenden findet man diejenigen grünen Steine, die man nur insgemein Amazonen Steine zu nennen pflegt. Sie sind weder an der Härte noch an der Farbe von den orientalischen Achaten unterschieden; sie widerstehen der Feile, und man kann nicht begreifen, wie sie die alten Einwohner dieser Länder haben behauen, und ihnen die Gestalt von allerhand Thieren geben können. Einige Schifffahrer, welche schlechte Naturkündiger waren, haben geglaubt, diese Figuren, die man so häufig findet, wären von den Einwohnern aus dem Leim am Ufer gemacht, und von der Luft zu einer so ungemeinen Härte ausgetrocknet; allein eine so unwahrscheinliche Vermuthung ist durch hundert Versuche widerlegt worden.

Es wird uns erlaubt seyn, noch eine Anmerkung, die die körperliche Beschaffenheit der Einwohner dieses Landes betrifft, hier beyzufügen. Die Blattern, welche durch die Europäer in dieses Land gebracht worden, sind diesen Indianern außerordentlich gefährlich, besonders denen, die erst kürzlich ihre natürliche Wohnung, die Wäl-

der, verlassen haben, und noch nackend gehen. Die Ursache davon mag vielleicht diese seyn, weil sie eine Art von Amphibien sind, und sich eben so oft im Wasser als auf dem Lande aufhalten; sie sind von ihrer Kindheit an zu den Ungemächlichkeiten der Luft abgehärtet, haben eine dickere Haut als andere Menschen, und hierdurch wird der Ausbruch der Blattern schwer gemacht. Über dieses kann auch die Gewohnheit, die sie haben, sich den Leib mit Fettigkeiten und Öhl zu beschmieren, etwas dazu beytragen. Ein wilder Indianer ist so gut, als todt, wenn er von dieser Krankheit angegriffen wird. Die Indianer dürften sich über dieses traurige Geschenk der Europäer nicht beschweren; es ist nur ein Tausch gegen eine andere Krankheit, die aus jenem Welttheile zu uns ist gebracht worden, und gleichfalls hier weit größeres Unheil stiftet, als in ihrem eigenen Vaterlande. Überhaupt bemerkt man, daß die Blattern in allen denjenigen Ländern, wo sie durch Europäer hingebracht worden sind, mit weit mehrerer Heftigkeit rasen, als bey uns. Die Holländer brachten sie zu den Hottentoten, und mehr als zwey Drittel von der Nation starben daran; durch die Dänen kam sie nach Grönland, und man besorgte, daß die ganze Nation davon möchte aufgerieben werden; mit gleichem Erfolge wurde sie von den Schweden zu den Lappen, und von den Russen zu den Tunguſen, und von diesen zu den Mongolen gebracht. Die Europäischen Missionarien sind daher auf den Einfall gerathen, ob diesem Übel bey den Indianern nicht durch die Einpropfung könnte abgeholfen werden. Ein Car-

meliter Missionarius, der seinen Posten bey den Indianer an dem Amazonenflusse angewiesen hatte, kam zuerst auf diesen Gedanken, und glaubte, daß dieses Mittel wenigstens den Tod zweifelhaft machen könnte, da er in dem gegenseitigen Falle gewiß wäre. Er machte einen Versuch, und ließ denen Indianern, die noch nicht von den Blattern angegriffen waren, solche einpropfen. Der Erfolg war seiner Erwartung gemäß; er verlor keinen einzigen Mann.

Wir wenden uns nunmehr weiter gegen Mittag. Hier sind die zwey Landschaften, die von den Europäern mit dem allgemeinen Nahmen Brasilien, und Paraguay benannt werden, mit einer unglaublichen Menge Völkerschaften besetzt, wovon die Europäer bisher die wenigsten haben kennen lernen. Die ersten Wilden, die die Portugiesen hier gesehen haben, waren diejenigen, die in der Gegend des Flusses Janeiro wohnten. So wohl Manns- als Weibspersonen gingen ganz nackend, und waren am ganzen Leib meist gemahlt und schwarz. Die Mannspersonen hatten das Haar am Vorderhaupte nach Art einer Mönchskrone dicht am Haupte beschoren; hinten aber ließen sie es hinunter hangen, doch war es um den Hals herum abgestutzt. Die Unterlippen hatten sie alle durchlöchert, und in diesem gebohrten Loche trug ein jeder einen grünen, schön geschliffenen Stein, der gehörig angebracht, und gleichsam eingefaßt war. Dieser war von der Größe und Ründe eines Rechenpfennings, und sie konnten ihn wegnehmen, und wieder hinein stecken, wenn es ihnen

beliebte. Wenn sie den Stein aus der Öffnung genommen hatten, so sahen sie abscheulich aus; denn die leere Spalte formirte gleichsam einen zweyten Mund. Dieses war bloß ein Zierath der Mannspersonen, die Weiber hatten es nicht; aber dafür trugen sie lange Haare, und so große Löcher in den Ohren, daß man einen Finger hinein stecken könnte. Sie hatten Pantelocken von weissen Knochen darin, die ihnen bis auf die Schultern herab hingen. Das Geld war unter ihnen, wie bey allen Indianern, nicht üblich, sondern sie ließen sich von den Europäern ihre Waren mit Hemden, Messern und Fischangeln bezahlen. Ihre Speise bestand in Wurzelmehl und gerösteten Fischen.

In eine besondere Beschreibung aller Nationen können wir uns um so viel weniger einlassen, weil es gegen unsere Absicht ist, eine geographische Beschreibung derselben zu liefern. Die meisten sind den Europäern niemahls recht bekannt geworden, und bey denenjenigen die von Europäern sind besucht worden, haben die beständigen Wanderungen dieser Völker in die Zeugnisse der Reisebeschreiber eine große Verwirrung gebracht. Sie werden zwar alle mit einander Brasilianer genannt, aber es ist dieses nur eine Nothbenennung, weil man sie nicht kennt; im übrigen aber sind sie größten Theils ganz von einander unterschieden. Eine jede hat sogar eine eigene Sprache; doch gibt es auch eine, die man gewisser Maßen eine allgemeine nennen könnte. Die Völkerschaften, die an der Küste wohnen, verste-

hen sie, und die Portugiesen, die im Lande geboren sind, lernen sie ziemlich vollkommen. Die Jesuiten bedienen sich auch derselben. Diese an der Küste wohnenden Brasilianer sind die leutseligsten unter allen, wie denn auch diejenigen, die in dem nördlichen Brasilien wohnen, weniger unmenschlich sind, als die weiter gegen Süden wohnen. Die Petiguarer sind darunter die besten. In ihrem Lande wächst das kostbareste Färbeholz. Ihre Nachbarn, die Viatanen, waren ehemahls sehr zahlreich, sind aber jetzt durch die List der Portugiesen fast ganz aufgerieben. Die Tupinacken sind auch ziemlich durch eben diese Portugiesischen Kunstgriffe zusammen geschmolzen. Die noch übrigen haben einen tödtlichen Haß gegen ihre Eroberer; sie sind hartnäckig, und äußerst rachgierig; doch sind diejenigen von ihnen, die das Christenthum angenommen haben, standhaft; ob es aus Überzeugung geschehe, oder ob die Hartnäckigkeit und Steifigkeit ihres Temperaments, vermöge welcher sie nicht so veränderlich sind, als andere Indianer, die, wenn sie auch Christen geworden sind, leicht wieder abfallen, die Ursache davon sey, wollen wir nicht untersuchen. Nächst an den Tupinacken gegen Süden wohnet eine Völkerschaft, die Tapüyaer, die sich in sehr viele Zweige vertheilt, aber nicht beysammen wohnen, sondern sich hier und da nieder gelassen haben. Jede nahm einen besondern Nahmen an, aber an ihren Hauptmerkmahlen erkennet man sie doch als Stämme einer Haupt-Nation. Sie sind alle mit einander von langer Statur, unermüdet zur Arbeit, im Laufen behende, haben lange schwarze

Haare, wohnen in keinen Dörfern, sondern haben ein herumschweifendes Leben; sie verheeren alle Dörfer, wo sie hinkommen; ihre Nahrung sind Wurzeln, rohe Früchte; einige essen auch das Fleisch der Menschen, die ihnen in die Hände gerathen. Sie haben Bogen von einer sonderbaren Größe, und vergiftete Pfeile, führen Keulen, oder unten gebrannte Knüttel, womit sie ihren Feinden den Kopf zerschmettern; einige gehen ganz nackend, andere bedecken den Leib mit einem Rock ohne Ärmel. Ihren Feinden, wenn sie sie erschlagen haben, schneiden sie den Kopf ab, und tragen ihn als ein Siegeszeichen an ihrer Seite. Die Weiber haben an ihren Brüsten Zitzen, die bis auf die Hüfte herunter hangen, und sind genöthigt, solche, wenn sie laufen wollen, hinauf zu binden. Sie lieben die freye Luft, und fliehen die Wälder. Sie wohnen entweder in unterirdischen Höhlen, oder in Hütten; man trifft sie aber niemahls darin an, als wenn sie schlafen. Kurz, diese Völker sind wild und unzähmbar, und liefern uns das eigentliche Bild der größten Barbarey.

Außer diesen äußerst verwilderten Nationen treffen wir andere an, die nicht so gar unmenschlich sind. Es sind dieses die Petivarer, die in dem nördlichen Theile von Brasilien wohnen. Sie nehmen die Fremden höflich auf, und sind sehr tapfer im Kriege. Ihre Statur ist mittelmäßig. In der Kindheit durchbohrt man ihnen die Lippen mit einer Spitze von einem Ziegenhorn, und wenn sie aus den Kinderjahren sind, so tragen sie, wie

viele andere Brasilianische Völker, von denen wir schon geredet haben, kleine grüne Steine darin, und auf diesen Putz sind sie so stolz, daß sie alle anderen Völkerschaften, die ihn nicht haben, verachten. Sie nehmen so viele Weiber, als sie ernähren können; aber eine Frau darf nicht mehr als einen Mann haben. Im Kriege tragen die Weiber den Vorrath an Lebensmitteln ihren Männern auf den Rücken nach. Sie leben von der Jagd und Wurzelwerk. Wenn eine Frau schwanger ist, so tödtet der Mann kein Weibchen von den jagdbaren Thieren, in der Meinung, ihre Frucht möchte sich deßwegen zu rächen suchen. Bey ihren Streifereyen in wüste Länder, wo sie befürchten einen Mangel an Lebensmitteln zu leiden, nehmen sie eine große Menge Toback mit, dessen Blätter sie zwischen das Zahnfleisch und die Backen stecken, und lassen ihren Speichel durch das Loch, das sie in den Lefzen haben, herausträpfeln. Ein herrlicher Anblick. So leutselig sie gegen die Fremden sind so hindert sie doch solches nicht, das Fleisch ihrer ermordeten Feinde zu fressen. Dieses Volk wohnt in Dörfern, und hat einige Kenntniß vom Ackerbaue.

An dem Fluß Paraiba wohnt eine Völkerschaft, die sehr zahlreich ist. Es sind die Molapaker. Man vergleicht sie in Ansehung ihrer Gestalt mit den Deutschen. Diese Völkerschaft ist von der kleinen Anzahl derjenigen, die ihren Bart wachsen lassen, und sich den Leib mit einer Anständigkeit bedecken. Ihr Sitten haben nichts an sich, was den natürlichen Wohlstand beleidigen

könnte. Sie haben Städte, die mit einer Mauer von Balken umgeben sind, deren Zwischenräume sie mit Erde anfüllen. Eine jede Familie wohnet in einer besondern Hütte. Sie haben ein allgemeines Oberhaupt, dessen Vorrechte unter andern darin bestehen, daß er mehr als eine Frau nehmen kann. Ihr Land enthält zwar Bergwerke, aber sie nehmen sich die Mühe nicht, solche zu eröffnen; doch sammeln sie nach dem Regen das Gold, welches sie in den Ströhmen und Bächen finden. Es fehlt aber diesem sonst so ziemlich gebildeten Volke eine völlige Erkenntniß der Religion, als von welcher man keine Spur bey ihnen antrifft. Sonst haben ihre Sitten nichts Wildes an sich, außer daß sie ihre gefangenen Feinde schlachten und essen. Das befremdlichste dabey ist, daß sie ringsum mit Nationen umgeben sind, die noch in ihrer völligen Wildheit leben. Vielleicht läßt sich daraus ihr Geschmack, den sie bey ihrer übrigen ordentlichen Lebensart an Menschenfleisch haben, erklären. Dieses sey genug von den Brasilianischen Völkern, die an der Seeküste und den Ufern der Flüsse Moranjon, la Plata und Janeiro wohnen. Nun wollen wir uns in das innere Land begeben, und besonders nach Paragnay.

Obgleich die Völkerschaften dieses weitläuftigen Landes den Europäern größten Theils unbekannt sind, so haben uns doch die Missionen der Jesuiten, die sie nach diesem Lande geschickt haben, einige wichtige Nachrichten gegeben, die wir uns zu Nutze machen wollen, weil sie die ein-

zige Quelle sind, woraus wir schöpfen können. Was die allgemeine Beschaffenheit der Einwohner dieses ungeheuer großen Landes anbelangt, so machen uns die Jesuiten folgende Beschreibung davon. Ihre Haut ist durchaus olivenfarb, aber nicht überall gleich. In Ansehung der Größe sind sie eher unter, als über der mittelmäßigen Leibes-Statur; doch trifft man auch Leute unter ihnen an, die sehr groß sind. Die meisten haben starke Knochen und Gelenke, ein feines und etwas plattes Gesicht. Die Mannspersonen, und die Kinder beiderley Geschlechts gehen ganz nackend; die Weibspersonen aber sind nur in so weit bedeckt, als es eine minder strenge Schamhaftigkeit erfordert. Eine jede Nation hat ihre eigene Art sich zu schmücken, oder vielmehr sich zu verunstalten: denn ob sie gleich von Natur ein ziemlich erträgliches Ansehen haben; so machen sie doch durch ihren wunderlichen Putz, daß sie abscheulich aussehen. Diejenigen, die am galantesten sind, machen sich bey gewissen Gelegenheiten Mützen und andern Putz von den schönsten Vogelfedern. Von Natur sind sie alle dumm, wild, unbeständig, Menschenfresser, außerordentlich gefräßig, dem Trunk ergeben, und bekümmern sich wenig um das Zukünftige, ja nicht einmahl um die Nothwendigkeiten des Lebens. Über dieses sind sie der Trägheit und Faulheit auf eine unglaubliche Art ergeben. Wenn man einige derselben ausnimmt, welche die Raubbegierde, oder hitzige Leidenschaft, sich an ihren Feinden zu rächen, mehr wüthend als tapfer gemacht hat, so sind sie fast alle zaghaft, und diejenigen, die dis-

her ihre Freyheit erhalten haben, müssen solche mehr ihren unzugänglichen Wohnungen, als einer tapfern Gegenwehr verdanken.

Wir wollen nunmehr einige besondere Völkerschaften kennen lernen. Die Provinz Chaco soll den Anfang machen. Sie liegt an den Pernanischen Gränzen, und nach der Eroberung dieses Reichs durch die Spanier haben sich viele Peruaner hierher begeben, und einen Zufluchtsort für ihre Freyheit gesucht. Sie haben ihn auch gefunden, denn bis auf diese Stunde ist es noch nicht erobert. Alle diejenigen, die das Land durchgereist haben, machen uns die vortheilhafteste Beschreibung davon; doch gehört dieses Lob eigentlich nur demjenigen District, den die Peruaner im Anfang bebauet haben. Sie brachten alle die Cultur mit, zu welcher sie von ihren Regenten waren gebildet worden. In den übrigen Gegenden aber, besonders auf der Seite von Westen gegen Norden, ist es sehr rauh. Eine Kette von Bergen sondert es auf diser Seite ganz von seinen Nachbarn ab. Wir haben es bey unserm Vorhaben nicht mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes, sondern nur mit seinen Einwohnern zu thun. Die Anzahl derselben ist groß, und größer, als sie in andern Süd-Amerikanischen Ländern verhältnißmäßig angetroffen wird; doch könnte sie größer seyn, wenn man sie nach der Fruchtbarkeit des Bodens beurtheilen wollte. Die Erfahrung belehrt uns gar häufig, daß sich in denjenigen Ländern, welchen die Natur besonders günstig zu seyn scheint, die Menschen sich am al-

lerwenigsten vermehren; es mag nun seyn, daß die Fruchtbarkeit des Bodens, und die Leichtigkeit seinen Unterhalt ohne Arbeit zu finden, die Menschen faul und träge macht; oder daß sie wegen dem Überflusse in allerhand Laster fallen, die die Menschen nach und nach aufreiben, so findet man beide Ursachen hier vereint. Es kommt aber hier noch eine andere Lokal-Ursache dazu. Von der benachbarten Provinz Tucuman wurden einst viele Einwohner durch eine ansteckende Seuche heraus getrieben; diese zogen sich in die Provinz Chaco, und brachten ein neues Verderben mit. Die Flüchtlinge aus Peru, die einen großen Theil der Einwohner dieses Landes ausmachten, mußten außerdem lange Zeit ein herumschweifendes Leben führen, und man weiß aus andern Erfahrungen, daß unter solchen Umständen allemahl mehr Menschen sterben, als gebohren werden.

Aus dieser Vermischung der Einwohner läßt sich auch der Unterschied der Sitten, Gemüthsart und Gebräuche, die unter den Einwohnern von Chaco angetroffen wird, leicht begreifen. Dabey aber kann man nicht in Abrede seyn, daß sie auch vieles unter einander gemein haben. Es rührt dieses ohne Zweifel von dem nahen Umgange her, den sie mit einander haben, und aus Nothwendigkeit haben müssen: denn die Spanier, die rings um sie herum wohnen, werden durch die Schönheit dieses Landes gereitzt, und suchen alle Mittel hervor, sich desselben zu bemeistern: dadurch werden diese Völker bewogen, in eine genaue Verbindung zu treten, um sich gegen diese verdrieß-

lichen Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Ein Volk bequemt sich also nach dem andern, und dadurch wir die Ungleichheit, die unter ihnen ist, nicht so sichtbar. Was andere National-Eigenschaften anbelangt, so sind sie sich auch hierin einander sehr ähnlich. Überhaupt sind alle Indianer von Chaco von einer sehr vortheilhaften Gestalt; man hat einige angetroffen, die mehr als sieben Schuh lang waren. Sie haben ganz andere Gesichtszüge, als die andern Menschen gemeiniglich haben, und die Farben, womit sie sich mahlen, geben ihnen ein fürchterliches Ansehen. Sie suchen auch dadurch ihren Feinden Schrecken einzujagen. Ein Spanischer Hauptmann, der sonst das Herz am rechten Orte sitzen hatte, bekam einst Befehl, wider eine von den Chacoischen Völkerschaften seine Mannschaft anzuführen; er wurde aber durch den bloßen Anblick dieser Wilden so erschreckt, daß er in Ohnmacht fiel. Die meisten gehen ganz nackend, und haben nichts weiter am Leibe, als einen Gürtel von Rinden, woran Vogelfedern von verschiedenen Farben hangen. Im Winter bedecken sie sich mit einer Kappe von Fellen, die mit gemahlten Figuren geziert sind. Das gemeinste Laster aller dieser Völker ist die Unbeständigkeit, die Treulosigkeit und die Trunkenheit. Sie haben zwar alle viele Lebhaftigkeit, aber nicht die geringste Fähigkeit des Geistes, etwas zu begreifen, das nicht in die Sinne fällt. Sie haben eigentlich zu reden gar keine Regierungsform. Jeder Flecken hat zwar seinen Caziken, aber dieser hat keine andere Gewalt, als die er durch seine persönlichen Eigenschaften erlangen kann. Die-

le von diesen Völkern schwärmen herum, und tragen ihr weniges Geräthe bey sich. Ihre Wohnungen verdienen kaum den Nahmen der Cabanen; es sind elende Hütten von Baumzweigen mit Gras oder Stroh gedeckt. Ihr liebstes Getränk ist Chica, welches wir oben beschrieben haben, und damit besaufen sie sich, so oft sie Gelegenheit haben. Sind sie betrunken, so fangen sie an zu zanken, und dann kommt es von Worten zu Schlägen. Die Weiber trinken zwar auch bisweilen so viel, daß sie ihre Vernunft darüber verlieren; ordentlicher Weise aber gehen sie beyseite, wenn sie merken, daß ihren Männern der Kopf warm wird. Sie leben in beständigen Zänkereyen; so bald es aber über die Spanier hergehen soll, sind sie wieder einig. Die Weibspersonen zerstechen sich das Gesicht, die Brust und Arme zum Staat, und auf gleiche Art zerstechen auch die Mütter ihre Töchter, so bald sie gebohren sind.

Dieses Volk von Chaco ist in verschiedene Völkerschaften getheilt, die mehr oder weniger von der bisher beschriebenen Art an sich haben, je nach dem sie mehr oder weniger mit andern vermischt sind. Das eine sind die Colluger, oder Suripchaciner, welches Wort in der Peruanischen Sprache so viel als Straußenfüße bedeutet; dieser Nahme ist ihnen deßwegen beygelegt worden, weil sie keine Waden an den Beinen haben, und weil ihre Füße bis auf die Fersen den Straußenfüßen gleich sind. Sie sind von einer großen Leibesstatur, und sehr kriegerisch; dabey können sie

so geschwinde laufen, daß sie kein Pferd einhohlen kann. Eine andere Nation in dem Lande Chaco sind die Chiriguaner, die einige für Flüchtlinge aus Peru, andere aber für Eingeborne halten. Dieses sind die abgesagtesten Feinde der Spanier. Man kennt in dem ganzen Lande keine hochmüthigere, härtere, unbeständigere und treulosere Völkerschaft, als diese. Gegen das Christenthum haben sie die stärkste Abneigung, und dieses deßwegen, weil sie befürchten, sie möchten von den Spaniern zu Sclaven gemacht werden, so bald sie sich erklärten, das Christenthum anzunehmen. Ein Missionar unterhielt sich einst mit einem von diesen Ungläubigen, und sagte ihm alles, was ihm sein Eifer eingeben konnte, um ihn auf den Weg des Christenthums zu bringen; allein der Indianer blieb unbeweglich, und sagte endlich zu ihm: „Du gibst dir viel nnnütze Mühe; wir haben ein Herz, das viel härter ist, als diese." Hier hielt er ihm seine Faust vor das Gesicht. Nein, sagte der Missionar, dein Herz ist wie ein Felsen. „Das mag seyn, antwortete der Indianer, unterdessen sind wir doch weit listiger als du glaubst: wenn jemand noch so verschlagen ist, so getrauen wir uns doch, ihn zu betrügen." So wenig nun der Mißionar mit Worten ausrichten konnte; eben so wenig ist durch Macht bey ihnen zu thun. Die ganze Macht, die die Spanier in Tucuman haben, ist fruchtlos gegen sie gewesen. Ja mehr als einmahl haben sie in den Spanischen Besitzungen Verheerungen angerichtet. Übrigens sind sie sehr lustig, voll Feuer, und scherzhaft; wenn sie merken, daß man sich vor ihnen fürchtet, äußerst

verwegen, aber wenn es unglücklich geht, verzagt. Das sonderbarste bey ihnen ist, daß sie nicht alle Tage einerley Menschen zu seyn scheinen. Heute sind sie ganz vernünftig, und lassen gut mit sich umgehen; morgen sind sie ärger, als die Tieger in ihren Wäldern.

So wild und unbändig diese Nationen sind, so friedfertig und leutselig sind hingegen einige andere, die uns zwar beschrieben, aber nicht genannt werden. Ihre Wohnplätze werden an dem so genannten rothen Fluß, der Rio Vermejo gesetzt. Sie greifen niemanden jemahls an, vereinigen sich aber zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung, wenn sie angegriffen werden. Ein Spanischer Geschichtschreiber sagt, daß gleich nach der Ankunft der Spanier ein großer Theil dieses Volks die christliche Religion angenommen hätte; nachdem sie aber von den Spaniern nach ihrer Art so übel wären behandelt worden, so hätten sie sich wieder vom Christenthume entfernt, und die Spanier zum Lande hinaus gejagt: dennoch aber hätten sie einige Christliche Gebräuche beybehalten, z. B. sie versammelten sich unter dem Vorgange ihrer Caziken zu einem öffentlichen Gebethe. Zu Anfang dieses Jahrhunderts machten die Spanier aufs neue einen Versuch, und schlugen den Weg der Güte ein. Der Spanische Gouverneur von Tucuman machte im Jahre 1710 einen Vertrag mit ihnen, worin dieses ein Hauptpunct war, daß ihnen Missionarien sollten geschickt werden. Es äußerten sich aber einige unbekannte Hindernisse, daß es nicht zur Vollstän-

digkeit kam. Indessen behielten sie das Spanische Original zurück, als einen Schutzbrief wider ihre Freyheit. Diese Indianer sind von einem guten Naturell, und die Fremden werden mit vieler Leutseligkeit aufgenommen. Es dient dieses zu einem neuen Beyspiele, wie schwer es ist, von einer großen Nation einen allgemeinen National-Charakter zu zeichnen. Größten Theils müssen wir uns mit Particular-Zügen begnügen.

Die andere Haupt-Nation in Paraguay machen die Guaycurner aus, eine Nation, die in Verhältniß des Landes, welches sie bewohnen, nicht sonderlich zahlreich ist. Die Ursache davon mag in dem Lande selbst liegen; denn in der Zeit, wenn die Flüsse austreten, ist das Land morastig, und zu andern Zeiten so dürr und trocken, daß man bey jedem Schritte große Risse in der Erde antrifft. Wenn die Einwohner nicht Durst sterben wollen, so müssen sie an Sümpfen wohnen, die niemahls austrocknen, deren Wasser aber auch trübe und der Gesundheit schädlich ist. Sie theilen sich zwar in drey Stämme, wovon der eine den ursprünglichen Nahmen der Nation behält, den andern nennt man Guaycaretti, und den dritten Guaycuru Guazu; allein sie haben alle einerley Gestalt, Charakter und Lebensart, nur die Eifersucht hat sie von einander getrennt. Gegenwärtig scheint es, daß sie nicht so wohl aus Mangel der Freundschaft, als vielmehr wegen ihrer Neigung zum Kriege und Räuberey von einander zerstreuet leben. Sie sind alle mit einander harte, trotzige und wilde Menschen. Wenn man

manchmahl glaubt, sie wären noch so weit von einander zerstreut, so sieht man auf einmahl, daß alle Wohnungen auf dem Lande von ihnen überschwemmt sind. Sie sind so verwegen, daß sie die Beute, die sie in dem einen Lande gemacht haben, in dem andern wieder verkaufen. Die Trunkenheit ist auch hier ein herrschendes Laster, und diese ist auch die Ursache, daß man alle Hoffnung aufgegeben, sie jemahls gesittet zu machen. Ordentlicher Weise gehen sie völlig nackend, ihre Weiber aber sind von den Lenden bis auf die Hälfte der Füße bedeckt. Wenn Kälte einfällt, welches aber sehr selten geschieht, so tragen sie Mäntel mit Kappen von Thierhäuten, die sie aber ohne viele Umstände vertauschen, wenn sie nur Wein, oder anderes starkes Getränk dafür bekommen können. Sie bemahlen ihren Leib, doch ist diese Mahlerey nach dem Alter und Stande verschieden. Ein ganzer Flecken wohnt zusammen unter einem Schupfen, der in rey Verschläge getheilt, und mit einem Dache bedeckt ist, daß sie zwar vor der Sonnenhitze bedeckt, aber von dem geringsten Winde weggeführt werden kann. In der mittlern Abtheilung wohnt der Cazike mit seiner Familie und Bedienten, auf beyden Seiten liegt das gemeine Volk ohne alle Ordnung unter einander. Sie haben gegen ihren Caziken einen pünctlichen Gehorsam. Sie leben bloß von der Jagd und Fischerey. Sie haben vor nichts einen Ekel. Sie essen Löwen, Bären, Tieger, Schlangen, und Ottern, ohne daß es ihnen Schaden thut. Es scheint, daß sie sehr hitzige Mägen haben, die alles verdauen können.

Die dritte Haupt-Nation in dieser Gegend sind die Tucumanen; sie gränzen gegen Morgen an Chaco, und erstrecken sich gegen Abend bis an die Peruanischen Gränzen. Die meisten Einwohner halten sich in sumpfigen Orten auf, und nähren sich von Fischen; die andern ziehen im Lande herum, und nähren sich von der Jagd. Hier sollen ungeheuere Riesen gewohnt haben, wovon man Skelete länger als zwanzig Schuhe will gefunden haben. Es ist dieses nicht die einzige Fabel, die aus jenem Welttheile über das Meer zu uns gekommen ist. In der Mitte des Landes sind die Einwohner viel kleiner und einfältiger, aber im übrigen eben so faul und wild, als an den Peruanischen Gränzen. Es gibt hier einige Völkerschaften, die keine anderen Wohnungen, als Höhlen unter der Erde haben, wo man kaum das Tageslicht sieht; an den Peruanischen Gränzen aber wohnen sie in Dörfern beysammen. Man trifft hier Schafe an, die so groß sind, wie ein kleines Kamel, deren sich die Einwohner anstatt der Lastthiere bedienen. Als die Spanier nach Peru kamen, war dieses Land ziemlich bevölkert; derjenige Theil, der an den Peruanischen Gränzen liegt, stand unter der Herrschaft der Inca's, die übrigen hatten ihre Caziken, die von niemand abhingen. Die herumschweifenden Völker aber waren familienweise abgetheilt, und diese erkannten niemand, als ihre Oberhäupter, für ihre Herren. Als die Spanier in diese Provinz kamen, brachten sie aus Peru einige Ochsen und Pferde mit, und ließen diese in das freye Feld und in die Wälder laufen. Diese Thiere vermehrten sich außer-

ordentlich stark, und die Spanier hatten nicht nöthig zu ziehen; sie durften nur auf die Jagd gehen, so konnten sie ganz bequem leben. Die Indianer ließen sich auch die neue Nachbarschaft ganz wohl gefallen. Allein die Spanier waren damit nicht zufrieden, sondern sie suchten Gold, fanden aber wenig. Sie waren zu stolz und zu faul, sich ihren Unterhalt selbst zu verschaffen; sie fielen den Indianern beschwerlich, und dadurch brachten sie diese Nation dermaßen gegen sich auf, daß sie ihre Streifereyen bis in ihre Wohnplätze, ja oft gar bis in ihre Städte erstreckten. Die Spanier haben von Peru aus verschiedene Colonien hierher geschickt, und Städte angebauet, die aber aus den vorhin angeführten Ursachen die ärmsten in ganz Indien sind.

Die vierte Provinz, die unsre Aufmerksamkeit verdient, ist Guayra. Es ist dieses diejenige Provinz, in welcher von den Jesuiten eine Christliche Republik angelegt worden ist, worüber so viel Lärm in der Welt entstanden ist, Es ist gegen unsern Plan, uns in diese Geschichte einzulassen; wir werden also bloß von den ursprünglichen Völkern, die in dieser Provinz gewohnt haben, reden. Die Guarayniten, welche an den Ufern des mitternächtigen Theils des Parana wohnten, hatten sich gegen Morgen bis an die Gränzen von Brasilien ausgebreitet, und sich an den Flüssen niedergelassen, die sich in den Parana ergießen. Sie lebten in ziemlich volkreichen Dörfern, worin die Caziken, die von einander

ganz unabhängig waren, eine große Gewalt über ihre Vasallen hatten. Obgleich diese Würde unter ihnen erblich war, so gelangten doch auch oft Privat-Personen, durch ihre Tapferkeit, und Geschicklichkeit ihre Sprache wohl zu reden, zu dieser Würde. Man sagt, daß ihre Sprache keiner von denjenigen, die uns bekannt sind, an Schönheit etwas nachgeben soll. Wie sich aber die Schönheit der Sprache dieses Volks mit ihrer Dummheit zusammen reimen lasse, wissen wir nicht; denn sie konnten selten bis auf zehen zählen, ohne sich zu verstoßen. Die Art, wie sie diejenigen bewillkommten, die nach einer langen Reise wieder zurück gekommen waren, hat etwas Besonderes. Wenn der Reisende angekommen war, so setzte er sich in der Cabane nieder, ohne ein Wort zu reden. Hierauf gingen die Weiber stillschweigend eine Zeit lang um ihn herum, auf einmahl aber erhoben sie ein jämmerliches Geschrey, und hierauf folgte eine lange Erzählung aller verdrießlichen Begebenheiten, die sich in der Familie des Reisenden während seiner Abwesenheit zugetragen hatten. Die Mannspersonen bedeckten ihr Angesicht, und wiederhohlten eben diese Erzählung mit leiser Stimme, und diese Ceremonie dauerte lange oder kurz, nachdem die Achtung war, die man gegen den ankommenden Reisenden hatte. Hierauf wünschte man ihm zu seiner Ankunft Glück, und beschenkte ihn, so gut man konnte. Man kann die Sitten dieses Volks nicht leicht unter einen Hauptbegriff zusammen bringen. Da sie sich an gar vielen, und oft sehr von einander entfernten Orten, und unter verschiedenen Him-

melsstrichen, niedergelassen haben; so haben sie auch die Sitten und Denkungsart, welche an solchen Orten herrschten, und die ihrer angebornen Art oft ganz entgegen waren, angenommen. Indessen bemerkte man doch an ihnen allen einen sehr stumpfen Verstand, bald mehr bald weniger Wildheit, ein frostiges Wesen, einen Abscheu vor aller Arbeit, und einen Mangel der Vorsichtigkeit, der nicht größer seyn konnte. Sie waren sehr unwissend, und man konnte sich auf die mündlichen Erzählungen, die von ihren Vorfahren auf sie waren fortgepflanzt worden, ganz und gar nicht verlassen. Ihre Berichte davon waren sehr dunkel. Sie redeten sehr viel von einer allgemeinen Überschwemmung, aber man konnte aus ihren Erzählungen nicht klug werden. Diejenigen, die sich auf dem platten Lande nieder gelassen hatten, waren viel biegsamer, und vermehrten sich auch stärker, als die andern. Jene ernährten sich von dem, was ihnen die Erde an both, durch eine mäßige Arbeit ihrer Hände; diese aber schweiften herum, und waren durch ihre öfteren Kriege und Züge, imgleichen durch die Trägheit, die ein solches Leben nach sich zieht, viel wilder und trotziger, als die ersten.

Dieses sind die Haupt-Nationen, von denen wir durch die Missionen einige Kenntniß erlangt haben. Außer diesen haben sie auch noch einige minder wichtige Nationen besucht, von denen wir auch noch eine kurze Beschreibung mittheilen wollen. Die Luller wohnen in der Gegend von Cha-

co, aber ihre Gränzen sind nicht genau bestimmt. Sie sind in verschiedene Stämme abgetheilt, wovon ein jeder seinen eigenen Nahmen hat. Ein großer Theil von ihnen hatte ehemahls die Christliche Religion angenommen; da sie aber von den Spaniern zu hart gehalten wurden, so fielen sie wieder ab, und begaben sich wieder in die Wälder. Sie haben eine sehr vortheilhafte Gestalt, sind von Natur aufgeräumt, und vergessen die Beleidigungen leicht, die man ihnen angethan hat. Ihr Verstand reicht nicht weit; sie haben in ihrer Sprache nicht einmahl solche Wörter, womit sie Dinge, die nicht in die Sinne fallen, ausdrücken können. Außer der Trunkenheit ist das Mißtrauen ihr größter Fehler. Sie sind gegen alles, was ihnen ein Fremder sagt, auf ihrer Hut; unter einander aber sind sie leichtgläubiger, als die Kinder. Was man von ihrer Leichtsinnigkeit sagt, läßt sich kaum mit demjenigen vereinigen, was man von ihrer Verstellung erzählt. Wenn sie sich rächen wollen, so wollen sie sich lange Zeit verstellen können, um ihre Rache desto besser auszuführen. Sie sind die eigennützigsten und undankbarsten Creaturen von der Welt. So lange sie etwas zu hoffen haben können sie ungemein liebkosen; haben sie es aber erhalten, so sehen sie es als eine Schuld an, die man ihnen abgetragen hätte. Wenn man bey ihnen noch einige gute Eigenschaften gewahr wird, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, daß es bloßer Instinct sey; ja man vermißt sogar einige, die man bey unvernünftigen Thieren findet. Ein Missionar sah einst, daß man im Begriffe war,

mit einer verstorbenen Frau, welche die Christliche Religion angenommen hatte, ihr säugendes Kind zu begraben. Er fragte nach der Ursache, warum man das unschuldige Kind lebendig begraben wollte, und bekam zur Antwort, weil man keine Säugamme für dasselbe finden könnte. Ob er sich nun gleich erboth, eine Frau, die dem Kinde diesen Dienst leisten würde, reichlich zu bezahlen; so fand sich doch niemand, und der Missionar mußte sich also bequemen, das Kind mit Geißmilch aufziehen zu lassen. Das Allersonderbarste bey diesen Weibern ist, daß, da sie ein Kind lieber wollen sterben lassen, ehe sie demselben etwas von ihrer überflüssigen Milch gönnen, sie doch kleine Hunde, die von ihren Müttern verlassen werden, aufnehmen und säugen. Ein Volk von einer solchen Gemüthsart scheint zu gar keinem gesellschaftlichen Leben aufgelegt zu seyn. Eine jede Familie lebt für sich allein, ohne die geringste Gemeinschaft mit den übrigen zu haben. Sie hassen alle Art der Abhängigkeit, und ihre Cazikenhaben weiter keine Gewalt über sie, als zur Zeit des Kriegs. Ein jeder ist sein eigener Herr, ja sogar der Vater einer Familie ist eine bloße Privat-Person. Hurerey und alle Arten der Liederlichkeit sind unter ihnen sehr gemein. Deßwegen ist auch mit dem Christenthume unter diesem unmenschlichen Volke gar nichts anzufangen.

In den großen Wäldern zwischen den Flüssen Parana und Uruguay findet sich eine kleine und sehr wilde Natio, die keine beständige Woh-

nung hat, sondern haufenweise hin und her zie-
het. Sie sind unter keinem andern Nahmen als
Caaiguaer, das ist, Einwohner der Wälder, be-
kannt. Ihre Sprache ist schwer zu lernen. Sie
wohnen in kleinen Hütten, die von Baumästen
gemacht sind. Sie nähren sich von der Jagd und
Fischerey. Ihre gemeinsten Speisen sind Würme,
Ameisen, Vipern, und dergleichen kriechende Thie-
re, die sie überall antreffen. Wenn sie einen Tie-
ger tödten können, so essen sie ihn. Den Affen
klettern sie auf die höchsten Bäume nach, tödten
und essen sie. Sie essen auch das wilde Honig;
auch machen sie eine Art von Getränk daraus,
das sie sehr erhitzen und vor der Kälte verwah-
ren soll. Sie vermehren sich nicht stark, indem
die meisten Weiber und Kinder von den Tiegern
gefressen werden. Sie haben fast keine mensch-
liche Eigenschaft, die sie von wilden Thieren un-
terscheidet. Die meisten sind bucklig, und ha-
ben einen eingebogenen Hals. Ihre Weiber sind
weiß, wie die Spanischen, welches vielleicht da-
her kommt, weil sie niemahls aus den Wäldern
kommen. Die Spanier haben nie einen von die-
sen Wilden zahm machen können. Wenn sie ei-
nen gefangen bekamen, so biß er in seine Fesseln
und erhungerte. Wenn man sie gehen läßt, so sind
sie sehr friedfertig. Mitten unter ihnen sind andere
Indianer, die zwar einerley Nahmen mit ihnen füh-
ren, dennoch nicht die geringste Gemeinschaft mit
ihnen haben, ja nicht einmahl einerley Spra-
che mit ihnen reden. Ihre Hauptbeschäftigung
bestehet darin, daß sie die Reisenden anfallen und
fressen. Werden sie gefangen, so nehmen sie schlech-

terdings keine Speise an, lassen sich nicht einmahl ihre Wunden verbinden, und sterben Hungers. Diese Nachrichten würden übertrieben scheinen, wenn nicht die Missionarien Augenzeugen davon gewesen wären. Sie machten den Versuch, und nahmen einige in ihre verwahrten Dörfer. Sie sperrten sie ein, aber diese elenden Menschen fielen in eine Melancholie, woran sie endlich starben. Dieses sind unstreitig die Wildesten in ganz Süd-Amerika.

An der Morgenseite von Paraguay liegt eine Reihe von Gebirgen, aus denen verschiedene Flüsse entspringen, von denen sich einige in den Parana, andere aber in den Paraguay ergießen. Mitten in diesem Lande, welches durch die gemeldeten Ströhme oft überschwemmt wird, wohnt die Nation der Itatiner, die mit den Guaraniten, von denen wir oben geredet haben, einerley Sprache reden. Ob sie eine Colonie von ihnen sind, kann nicht bestimmt werden. So viel ist gewiß, daß sie schon seit anderthalb hundert Jahren, seit dem sie den Europäern bekannt geworden sind, keine Gemeinschaft mit einander haben. Sie liegen ihren Nachbarn beständig in den Haaren, und sind starke dauerhafte Leute. Sie halten gewisse Spiele, wo diejenigen, die am geschwindesten laufen, und zwar mit einem schweren Steine beladen, einen gewissen Preis bekommen. Ihre Weiber sind am Leibe über und über zerstochen, und durch dieses Stechen und ein gewisses Pulver, womit sie sich reiben, bekommen sie eine unangenehme Farbe. Wenn jemand unter ihnen stirbt,

so stürzen sich einige von seinen Freunden von einer Höhe herab. Gegen Fremde sind sie, wie die meisten Indianer, mißtrauisch. Und vielleicht haben sie Ursache dazu. Ein Portugiesischer Priester hätte einst einen ansehnlichen Haufen dieser Itatiner zusammen gebracht, unter dem Vorwande, sie gesitteter zu machen. Es entdeckte sich aber nachher, daß er die Absicht hatte, sie nach Brasilien zu verhandeln. Die Indianer merkten es, und schlugen den Priester todt; dieser Betrug schwebt ihnen noch beständig vor Augen, und ist die Ursache, daß sie gar keinem Europäer mehr trauen.

Die Abiponen verdienen auch in dem Register der merkwürdigen Süd-Amerikanischen Nationen einen Platz. Sie sind mehr als mittelmäßig groß, gehen im Sommer nackend, im Winter aber bedecken sie sich mit Thierhäuten. Auf dem Rücken haben sie einen Köcher, in der rechten Hand einen Bogen, den sie niemahls weglegen, eben so wenig als den Pfeil oder Wurfspieß, den sie in der linken Hand führen. Sie mahlen den ganzen Leib mit verschiedenen Farben, und je mehr sie sich Ähnlichkeit mit den Tiegern geben können, für desto schöner halten sie sich. Sie machen an verschiedenen Orten Löcher in die Haut, und stecken Straußfedern hinein; sie tragen sogar einige an den Lippen und in den Nasenlöchern. Den Bart scheinen sie sehr zu verabscheuen; den so bald ein Haar zum Vorschein kommt, so reissen sie es sogleich aus. Wer die Erlaubniß haben will, daß er seine Haare darf

wachsen lassen, der muß einen Feind getödtet haben. Sie gewöhnen sich von der frühesten Jugend an zur großen Unempfindlichkeit, und verursachen sich deßwegen die schärfsten und beissendsten Schmerzen. Sie bringen es auch hierin so weit, daß sie solche endlich mit Lachen ausstehen können. Wenn ein Cazike stirbt, so verändern sie alle ihre Nahmen.

Die übrigen Völker, die gegen die Landspitze des Magellanischen Landes zu wohnen, sind unter dem allgemeinen Nahmen der Pampa's bekannt. Sie theilen sich in zwey Hauptstämme, wovon den einen die Puelcher, und den andern die Tuelcher ausmachen. Sie haben ihre besondere Sprache: doch haben sie sich auch eine allgemeine Sprache gemacht, und gleichsam einige allgemeine Zeichen mit andern verabredet, womit sie einander ihre Gedanken entdecken, welches bey allen Süd-Amerikanern etwas Gemeines ist. Übrigens sind sie, wie alle anderen Völker dieses Welttheils, leichtsinnig, unentschlossen, trotzig, führen ein armseliges Leben, und bilden sich dennoch viel ein. Sie sind außerordentlich faul, und würden lieber ganz nackend gehen, ehe sie sich die Mühe gäben, Kleider zu machen. Diejenigen, die mit den Spaniern umgehen, haben von ihnen das Spielen gelernt, welches bey ihnen jetzt eine Hauptleidenschaft ist. Sie bringen oft Tag und Nacht damit zu, und denken nicht, wo sie etwas zu leben herbekommen werden. So lange man ihnen giöt und schenkt, ist man ihnen angenehm. Sie leisten keinem Menschen einen Dienst, wenn

man sie nicht zum Voraus bezahlt. Ihr Eigennutz verleitet sie zum Stehlen. Ungeachtet sie äußerst faul sind, so laufen sie doch etliche Meilen Weges weit, wenn sie etwas zu stehlen wissen. Sie kaufen etwas ein, um es sogleich wieder zu verkaufen. Sie sind eben so große Betrüger im Handel und Wandel, als sie verwegene Räuber sind. Sie sind den gröbsten Lastern ergeben, und haben nicht einmahl die natürliche Schamhaftigkeit. So wild nun diese Völker waren, so haben dennoch die Missionarien viel bey ihnen ausgerichtet. Sie waren sehr gelehrig.

Dieses sind nun die vornehmsten Völker in dem untern südlichen Theile von Amerika in Ansehung ihrer allgemeinen Eigenschaften. Was diejenigen Völker anbelangt, die an der untersten Spize von Amerika, ingleichen auf den Inseln in dem stillen Meere, und weiter gegen Süden wohnen, diese wollen wir zu einer andern Zeit in der Folge dieses Werks beschreiben. Gegenwärtig wollen wir diese Völker in Ansehung einiger besondern Stücke näher beleuchten.

Zweyter Abschnitt.

Religion der Brasilianer und der übrigen Süd-Amerikaner.

Wenn wir den Reisebeschreibern glauben dürfen, so sind die Brasilianer in der Religion sehr unwissend. Sie haben von dem einzigen wahren

Gott nicht die geringste Erkenntniß; ja auch von der Abgötterey und Vielgötterey, die man sonst überall bey den heidnischen Völkern antrifft, wissen sie nichts. Sie haben auch keinen Ort einer ordentlichen gottesdienstlichen Versammlung. Sie leben in den Tag hinein, ohne sich zu bekümmern, woher der Erdboden, den wir bewohnen, entstanden sey. Sie zählen auch ihre Tage, Wochen und Jahre nicht, sondern die einzige Denkzeit sind die Mondscheine. Die Buchstaben sind ihnen gänzlich unbekannt. Als daher die Europäer einige Wörter aufschrieben, und sie den Brasilianern vorlasen, war ihnen dieses so unbeschreiblich, daß sie es für Zauberey hielten. Ob man sie nun also auf dieser Seite für wirkliche Ohngötter halten könnte, indem sie ihrer Sprache nicht einmahl ein Wort haben sollen, welches den Nahmen Gottes ausdrückt; so will man doch einige schwache Spuren einer Religion bey ihnen gefunden haben. Sie glauben nicht nur eine Unsterblichkeit der Seele, sondern sie halten auch dafür, daß nach dem Tode die Seelen derjenigen, welche tugendhaft gewesen sind, das ist nach ihrer Denkungsart, die sich herzhaft an ihren Feinden gerochen, oder viele derselben gefressen haben, nach ihrem Tode an einen hinter den Bergen gelegenen Ort kommen, und daselbst mit ihren Vätern sich in einen Garten mit Tanzen belustigen; da hingegen diejenigen, welche verzagt und faul gewesen wären, und sich nicht angelegen haben seyn lassen, ihr Vaterland zu vertheidigen, mit dem Aygnan, welches der Teufel ist, in Gesellschaft kommen, und unaufhörlich gemartert werden.

Schlange göttlich verehrt von den Guayacurern.

So unwissend die Brasilianer in diesem ersten Hauptpuncte der Religion, nähmlich in der Lehre von Gott sind, so treffen wir unter den übrigen Völkern noch ungleich größere Abscheulichkeiten an. Die Guayenruer, eine Nation von Paraguay, betheten eine ungeheuere Schlange an, und ernährten sie mit Menschenfleisch. Die war so groß, wie ein Ochs, und sieben und zwanzig Schuhe lang. Ihr Kopf war außerordentlich groß, und in demselben standen sehr kleine feurige Augen. Wenn sie den Rachen aufsperrte, sah man zwey Reihen krumm gebogener Zähne. Die Haut an dem Schwanze war glänzend, der übrige Theil des Körpers aber war mit großen runden Schuppen bedeckt. Von dieser Schlange glaubten die Indianer, daß sie ihnen göttliche Antworten gebe, und aus dieser Ursache verehrten sie sie als ihren Gott. Als die Spanier in diese Gegend kamen, und die Schlange zuerst gewahr wurden, so geriethen sie in einen heftigen Schrecken. Ihre Furcht aber verdoppelte sich, als einer von ihnen einen Flintenschuß auf dieses Thier that; denn es fing ein solches Geschrey an, welches dem Gebrülle eines Löwen gleich kam, und mit dem Schwanz that es einen solchen Schlag, daß der hölzerne Thurm, in welchem es sich, vermuthlich als in seinem Tempel, befand, zitterte. Unterdessen ließen sich doch die Spanier nicht abschrecken, sondern tödteten dieses abscheuliche Thier, und vernichteten diesen Götzen der Indianer.

So abscheuliche Begriffe nun dieses Volk von der Gottheit hat, so behauptet dennoch die Wahr

heit auch unter diesen wilden und ungeschlachten Völkern ihren Sieg. Wir finden merklich unter ihnen andere Völker, die ziemlich deutliche Begriffe von der Religion haben, die aber dennoch mit Aberglauben und Irrthum untermischt sind. Die Pampa's haben in ihrer Sprache einige Worte, womit sie das höchste Wesen anzeigen; man hat aber nicht gefunden, daß sie ihm einen Dienst erweisen. Die Aucaer scheinen auch einen Begriff von einer Gottheit zu haben, aber darin gehen sie von dem rechten Wege ab, daß sie die Sonne dafür halten. Man schließt dieses daraus, weil, wenn sie ein Wild auf der Jagd erlegt haben, sie das Blut desselben zum Zeichen ihres Danks gegen die Sonne sprengen. Auch sagt man, daß ihre Weiber, wenn sie nieder kommen, ihre Kinder dem Monde darstellen, gleichsam als wenn sie damit anzeigen wollten, daß sie solche von seiner Freygebigkeit erhalten hätten. Auch glauben sie durchgehends die Unsterblichkeit der Seele, aber ihr Begriff davon ist bloß sinnlich und verwirret. Wenn daher eine Person gestorben ist; so versammeln sich alle alten Weiber in der Cabane, setzen sich um den Leichnam herum, und weinen und schreyen, die Anverwandten beantworten dieses Geschrey in gleichem Tone, und wenn dieses Geschrey eine Zeit lang gewährt hat, so trägt man den Todten an den Ort des Begräbnisses, und begräbt ihn mit allem, was er in seinem Leben zu gebrauchen pflegte. Man ist sehr aufmerksam, auch nicht das Geringste zurück zu lassen, damit er nicht wieder eine Lust bekommen möge, auf die Welt zurück zu kehren.

Es wird alsdenn aus eben der Ursache der Körper mit alle dem, was man ihm mitgegeben hat, zu Asche verbrannt; ja man hält es sogar für ein schlimmes Zeichen, wenn einem ein Verstorbener nur im Traume vorkommt, weil sie sich einbilden, er komme von dem Orte jenseit der Gebirge wieder zurück.

In der Religion der Manjacicaer, einer Paraguayischen Nation, trifft man viel Besonderes an. Sie haben eine Tradition, daß ehemahls ein Weib von einer ungemeinen Schönheit, ohne einen Mann, ein sehr schönes Kind gezeugt habe, welches, da es groß geworden, viele Wunder gethan habe; dasselbe aber habe sich nachgehends in die Luft erhoben, und sey in die Sonne verwandelt worden, die den Erdboden jetzt beleuchtete. Diese Indianer erweisen auch den Dämonen große Ehre, und sagen, daß sie ihnen unter den fürchterlichsten Bildern erschienen. Sie bethen eine große Menge Götter an, und unter diesen drey, welche sie für höher achten, als die übrigen alle mit einander. Dem einen geben sie zwey Nahmen, Omequaturigni und Uragosoriso, dem andern Urasana, und dem dritten Urapo. Diese drey Götter haben auch einen allgemeinen Nahmen, und heissen Tinianiacos. In dem Sale, dessen sie sich anstatt des Tempels bedienen, ist ein Ort, vor welchen ein Vorhang gezogen, und der gleichsam das Heiligthum ist, wo die drey Götter von ihnen angebethet werden, und ihren Ausspruch thun. Der vornehmste Priester, den sie Mapono nennen, hat allein die Erlaubniß,

hinein zu gehen, allen andern aber ist es bey Lebensstrafe verbothen, einen Fuß hinein zu setzen. Die Zeit, wenn sich diese Götter in ihrem Heiligthume einfinden, ist gemeiniglich diese, wenn öffentliche Versammlungen angestellt werden, und ein großes Geschrey kündigt ihre Ankunft an. Alsdenn fragen diejenigen, die in keiner andern Absicht zusammen gekommen sind, als zu trinken und zu tanzen, mit lautem Geschreye; „Vater, bist du schon hier?" Sie hören darauf eine Stimme, welche antwortet: „Ja, meine Kinder, bleibet hier, und macht euch recht lustig; ich bin derjenige, der euch Fische und Wildbret genug gibt; ich bin es, von dem ihr alles genug habt, was ihr genießet. Diese Antwort wird mit großer Ehrerbiethung angehört. Alsdenn fängt man an zu singen und zu tanzen; und wenn jedermann betrunken ist, so setzt es Schläge, und selten wird diese Feyerlichkeit geendigt, ohne daß einer oder mehrere dabey verwundet, oder gar getödtet worden sind. Der Priester, der hinter dem Vorhange ist, will auch Antheil an dieser Feyerlichkeit haben. Man hört daher eine Stimme, daß die Götter durstig wären. Hierauf wird ein Gefäß mit Chica angefüllt, und einem angesehenen Manne oder Weibe übergeben. Der Priester öffnet den Vorhang, und nimmt es hinein. Wenn die Götter hungert, so werden sie auf eben diese Art gesättigt. Jedermann weiß, wozu dieses geschieht; jedermann weiß aber auch, daß die Priester nicht auf die Fischerey und Jagd gehen, und daß sie außer diesem nichts zu leben haben würden. Bis-

weilen gehet der Priester aus dem Heiligthume heraus, um Frieden zu stiften, wenn sie in ihren Schlägereyen zu hart auf einander losgehen. Manchmahl befiehlt ihnen dieser Dolmetscher der Götter die Waffen zu ergreifen, dieses oder jenes Dorf anzugreifen, zu plündern, und Jammer und Elend darin anzurichten. Dieser Befehl muß mit aller Strenge vollzogen werden. Unter ihren Untergottheiten sind einige über das Wasser gesetzt, und führen den Namen Jsituos. Man ruft sie zur Zeit der Fischerey an, und bringt ihnen ein Opfer von Tobaksrauch, so wie man den Göttern der Jagd die Erstlinge von dem erlegten Wilde und gefangenen Fischen bringet.

Auch dieses Volk glaubt eine Unsterblichkeit der Seele, und sie sind fest überzeugt, daß sie nach dem Tode durch ihre Maponos aus dem Leibe in den Himmel getragen werden, wo lauter Freude auf sie wartet. So bald einer von diesen Jndianern stirbt und begraben ist, so bekommt der Priester Geschenke von der Familie, wofür er den Verstorbenen in den Himmel bringen soll. Er gießet hierauf Wasser aus, um die Seele zu reinigen, tröstet die Hinterbliebenen, und verspricht ihnen, bald gute Nachricht von der Seele des Verstorbenen zu bringen. Er entfernt sich sodann eine Zeitlang, und bey seiner Zurückkunft läßt er die Freunde des Verstorbenen zusammen rufen, und meldet ihnen die glückliche Ankunft ihres Freundes im Himmel. Er erzählt ihnen mit vielen Umständen, was es ihm

für Mühe gekostet habe, mit der Seele über die Berge, Flüsse und Wälder bis an den großen Fluß zu kommen, über welchen eine Brücke geschlagen wäre, über welche der Gott Tatuseo die Aufsicht habe. Von ihrem Paradiese machen sie eben keine vortheilhafte Beschreibung. Sie glauben, daß solches ein Ort sey, der mit großen Bäumen besetzt wäre, von welchen ein Gummi herab tränfelte, das den Seelen zur Nahrung diente. Es sind viele große schwarze Affen daselbst, aber wenig Honig und Fische. Die Götter haben alle ihre Wohnungen in dem Paradiese. Die Seelen, die sich daselbst befinden, sind in drey Classen getheilt; in der ersten sind die Ertrunkenen, in der zweyten diejenigen, die in den Wäldern umgekommen, und in der dritten, die in ihren Cabanen gestorben sind. Es ist zu verwundern, daß unter einem Volke, das ganz Dummheit ist, Leute gefunden werden, die den Betrug auf einen so hohen Grad treiben können. Der Aberglaube ist bey allen Indianischen Nationen ein herrschendes Laster, nur zeigt er sich immer bey einem Volke in einer andern Gestalt, als beym andern. Wenn zum Beyspiele die Guayeurner ein starkes Ungewitter befürchten, so gehen sie alle aus ihren Hütten heraus. Die Männer sind alsdenn bewaffnet, die Weiber aber schreyen aus vollem Halse, in der Meinung, dadurch den bösen Geist zu verjagen, der das Gewitter über sie bringen will. Die Erfahrung überzeugt sie zwar, daß dieses nichts hilft; indessen thun sie es doch allemahl, weil sie glauben, der böse Geist würde es noch ärger

machen, wenn sie ihm nicht durch ihr Geschrey und Drohungen eine Furcht einjagten. Besonders halten die Guaraniten viel auf Wahrsagungen, und nichts hat den Missionarien mehr Mühe gemacht, als ihnen diese Chimäre aus dem Kopfe zu jagen. An dieser großen Anhänglichkeit an Wahrsagungen sind hauptsächlich ihre Gaukler Schuld, die zugleich ihre Ärzte sind. Diese haben sich bey ihnen in das größte Ansehen gesetzt, indem sie sie durch allerhand Ränke überreden, daß sie aus dem Gesange der Vögel künftige Begebenheiten erkennen könnten, und von dem Himmel die Macht bekommen hätten, alle Arten der Krankheiten zu heilen. Indessen besteht ihre ganze Art zu heilen darin, daß sie an dem kranken Theile saugen, und sich stellen, als ob sie hierdurch die Krankheit nebst ihrer Ursache heraus zögen; sie nehmen aber vorher etwas heimlich in den Mund, und sagen hernach, dieses wäre das Übel, welches die Krankheit verursacht hätte. Dieses Mittel hat eine starke Wirkung auf ihre ohne dieß überspannte Einbildungskraft, und sie glauben alsdenn steif und fest, daß ihnen dieses Saugen geholfen habe. Weiter machen sie nichts an den Kranken, und hieran thun sie sehr wohl; denn wenn sie auch gleich der Natur nicht zu Hülfe kommen, so stören sie sie doch auch nicht; und da sie die Kranken nicht gesund machen, so tödten sie sie doch auch nicht.

Allein dieses Volk läßt sich noch durch eine andere Art Quacksalber irre führen, die noch weit gefährlicher sind, als die vorhergehende.

Dieses sind Leute, die sich für Zauberer ausgeben, und sich rühmen, es stehe in ihrer Gewalt, jedermann, dem sie nur wollten, vermöge ihres Umgangs mit höhern Mächten, das Leben zu nehmen. Sie haben es wirklich so weit gebracht, daß die Leute glauben, sie hätten schon viele Personen durch ihre Zauberkünste ums Leben gebracht. Wenn daher jemand einen Feind hat, von dem er glaubt, daß er ihn durch die Zauberer in die andere Welt befördern könne, aber doch nicht so viel im Vermögen hat, daß er die Zauberer abkaufen kann; so ist es gar nichts Seltenes, daß Leute vor Furcht sterben, und die andern glauben alsdenn, es sey durch die Macht der Zauberer geschehen. Einer von diesen Zauberern rühmte sich einst, daß er sogar einen Missionar durch seine Zauberkünste tödten wollte. Da er aber merkte, daß der Geistliche nur über seine Drohungen lachte, so war er doch so listig, um sich bey seiner Nation in Respect zu erhalten, und gab vor, daß ihm sein, Geist gesagt habe, seine Macht erstrecke sich nicht über die Priester der Christen.

Einen ähnlichen Aberglauben fand man bey den Lullern. Sie hatten von den Gestirnen und andern natürlichen Erscheinungen die wunderlichsten Träume. Unter allen Krankheiten hielten sie keine vor natürlich, als die Blattern; von den übrigen allen mit einander lassen sie sich nicht ausreden, daß sie Wirkungen von der Bosheit eines unsichtbaren Thieres wären, das sie in ihrer Sprache Ayaqua nennen. Dieses Thier,

sagen sie, schießt mit seinem Pfeilen auf sie, und trifft sie, wo es will. Ihre Ärzte haben ihnen weiß gemacht, sie stünden mit diesem Thiere in einem vertrauten Umgange, und das Volk überläßt sich diesen Betrügern mit dem einfältigsten Zutrauen. Ein Missionar fragte einst einen Mann, dessen Sohn große Ohrenschmerzen hatte, wie sich sein Sohn befände, und bekam zur Antwort, daß er die ganze Nacht geschrien hätte; allein, setzte er hinzu, es konnte auch nicht anders seyn, denn es ist zu erbarmen, wie sein Ohr von den Pfeilen zerrissen ist, mit welchen ihn der Ayaqua getroffen hat. Der Missionar gab sich alle Mühe, ihm diese lächerliche Meinung auszureden, aber es half nichts. Ein alter Indianer, der dabey stand, sagte, es sey vergeblich, dieses solchen Leuten zu beweisen, die nichts von der Macht des Ayaqua verständen.

Auch die Brasilianer haben eine Art von Wahrsagern, die sie Caraiben nennen. Diese gehen von einem Dorfe zum andern, und suchen den Leuten glaubend zu machen, daß sie vermittelst der Gemeinschaft mit dem bösen Geiste, den sie Ayguan, auch Kaagerre nennen, ihnen in Allem beförderlich seyn könnten; durch ihre Hülfe könnten sie nicht nur ihre Feinde besiegen, sondern sie wären auch diejenigen, welche die Kräuter, Früchte und Wurzeln wachsen ließen. Es versammeln sich deßwegen die Brasilianer ungefähr alle drey oder vier Jahre mit einer großen Feyerlichkeit auf einem großen Platze. Sie theilen sich da in drey große Haufen, und die Männer, Wei-

ber und Kinder begeben sich in drey besondere Hütten. Dabey finden sich zehen bis zwölf Caraiben ein, und diese befehlen den Manns- und Weibspersonen ernstlich an, in ihren Hütten zu bleiben, und den Kindern wird ein Aufseher gegeben. Es ist dieses vielleicht die einzige Versammlung bey den Brasilianern, die den Schein einer Religions-Zusammenkunft hat; deßwegen wollen wir es etwas umständlicher beschreiben.

Die Wahrsager, welche hierbey das Amt der Vorsteher bekleiden, stimmen zuerst gewisse barbarische Lieder an, und fangen einen sehr lebhaften Tanz an, wobey sie ihre Maraca's, das ist, die mit hohlen Früchten und kleinen Steinen versehenen Stäbe, die sie in der Hand tragen, schütteln. In dieser Bewegung, und ohne daß sie aufhören zu singen, ergreifen sie alle diejenigen, die dem Feste beywohnen, und diese fangen sogleich eben so zu singen und zu tanzen an, und machen alle Stellungen und Geberden der Wahrsager nach. Die Weiber bewegen sich mit solcher Heftigkeit, daß ihnen der Schaum vor dem Munde steht, die Männer und Kinder schlagen sich auf die Brust, und machen einen unglaublichen Lärmen. Nach diesem ersten Auftritte ruht man ein wenig aus, der Ton des Liedes wird sanfter, und man nimmt überhaupt ein stilleres Wesen an, um die Kräfte zu neuen Bewegungen zu sammeln. Diese Ruhe aber dauert nicht lange; man fängt wieder an zu tanzen, nur mit dem Unterschiede, daß man sich in die

Religionstanz der Brasilianer.

Runde stellt, einander bey der Hand nimmt, und den Leib etwas vorwärts beugt. Der Tanz hält in dieser Stellung und Ordnung länger an. Wenn jedermann von der starken Bewegung müde ist, so theilet man sich in drey Kreise, deren jedem der Wahrsager seine Maraca reicht, von welcher er versichert, daß der Geist mit ihnen rede. Er nimmt darauf lange Schilfröhre, die er mit angezündetem Tobak anfüllt, und indem er sich rund herum drehet, um den Rauch davon auf die Tänzer zu blasen, so meldet er ihnen zugleich, daß der Geist ihnen Muth und Stärke eingebe. Diese Ceremonie dauert wenigsten sechs bis sieben Stunden. Correal, aus dessen Reisen diese Beschreibung genommen ist, hält diesen Tanz für einen wirklichen Religions-Tanz. So viel ist gewiß, daß der Tobak nicht nur hier, sondern auch bey andern Indianischen Völkern, zu ihren magischen Unternehmungen gebraucht wird. Sie essen nicht nur das Kraut, sondern zerreiben es auch, oder ziehen den Rauch davon in die Nase. Die narcotische Kraft dieses Krauts kommt ihnen trefflich zu Statten, indem es die Sinne betäubt, und der Einbildungskraft freyen Lauf läßt, daß sie sich tausend abenteuerliche Bilder vorstellen kann.

Lery macht von eben dieser Ceremonie eine weit merkwürdigere Abschilderung. Da er sich für einen Augenzeugen davon ausgibt, so verdient sie allerdings vorzüglich angeführt zu werden. Er wanderte einst mit noch einem Franzosen, Jacob Rousseau, und einem Dolmetscher

durch das Land, und übernachtete in einem Dorfe, welches Cotiva hieß. Den andern Morgen sehr früh, da sie sich zu ihrer weitern Reise anschickten, sahen sie die Wilden von allen Seiten her aus den benachbarten Orten ankommen; es mochten ihrer bey sechs hundert seyn. Sie theilten sich in drey Haufen, wie wir oben schon gemeldet haben. Unsre Reisenden kamen unter den Trupp der Weiber, die ihnen nicht das Geringste zu leide thaten, sondern ihnen Muth zusprachen, sich still und ruhig zu halten. Das Haus, wo die Männer waren, stand nicht weiter als dreyßig Schritte davon. Hier fing man an, und hörte ein dumpfes Geräusch von der Seite, wo die Männer waren, und sogleich wurden die Weiber aufmerksam, hielten die Ohren gegen den Ort hin, und rückten nahe zusammen. Die Stimme der Männer wurde stärker, und man hörte gar deutlich, daß sie nach zwey einfachen Noten die Sylbe he, he, he, sangen, und sie beständig wiederhohlten. Die Weiber antworteten ihnen anfänglich mit einer zitternden Stimme, und wiederhohlten eben diese Sylbe; sie fingen darauf so erbärmlich an zu schreyen, daß unsern Reisenden angst und bange dabey wurde. Sie heulten nicht allein aus allen Leibeskräften, sondern sprungen auch mit der größten Heftigkeit, ließen ihre Brüste herunter baumeln, schäumten mit dem Maule, ja einige fielen gar ohnmächtig nieder. Man konnte nicht anders glauben, als daß sie vom Teufel besessen wären. Auf die nähmliche Art fingen nunmehr auch die Kinder in ihrer Cavane an zu lärmen,

und zu schreyen. Endlich machten die Männer und nach diesen die Weiber und Kinder, nach diesem verwirrten Geheule eine Pause. Nicht lange hernach fingen die Männer aufs neue an zu singen, aber nicht in einem so wilden Tone, wie das erste Mahl, sondern mit so vieler Lieblichkeit und Harmonie, daß es mit dem vorigen Geräusche, auf eine merkliche Art abstach. Die Reisenden bekamen Lust, diesen Gesang in der Nähe anzuhören; allein die Weiber wollten sie zurück halten, und der Dolmetscher sagte zu ihnen, er habe sich seit der Zeit, als er in dem Lande sey, noch niemahls unterstanden, diesem Feste beyzuwohnen. Dennoch aber siegte die Neugierde, und Lery näherte sich dem Hause der Männer. Es war dieses sehr lang, wie unsere Alleen, mit Gitterwerk gedeckt, und bis auf die Erde mit Gras überkleidet. Noch immer hörte man in dem Hause singen, und unser Franzose war so kühn, und machte mit der Hand ein Loch in die Graswand, um zu sehen, was inwendig vorging. Die Indianer ließen es geschehen, ohne sich darüber zu beschweren. Hierdurch wuchs diesen Europäern der Muth, daß sie endlich das Herz faßten, in das Haus hinein zu gehen, um den Tanz recht in der Nähe sehen zu können. Sie beschreiben uns die Geberden und Wendungen, die sie machten, auf folgende Art. Sie standen alle zusammen dicht an einander, ohne daß sie sich bey den Händen hielten, und ohne daß sie von der Stelle rückten. So in die Runde gestellt, und vorwärts gekrümmt, hoben und wogen sie den Leib ein wenig, und bewegten nur das

rechte Bein. Ein jeder hatte auch die rechte Hand auf dem Hinterbacken liegen, und den linken Arm, und die Hand hinunter hängen, und auf diese Art sangen und tanzten sie. Über dieses waren wegen der Menge der Tänzer drey Kreise, und mitten in jedem derselben drey oder vier von den Wahrsagern, welche mit Röcken, Mützen, Armbändern von schönen natürlichen und bunten Federn, reich geputzt waren, und übrigens in jeder Hand eine Maraca, oder Klapper hatten, von einer Frucht, die größer ist, als ein Straußeney, woraus, wie sie sagten, der Geist redete. Das Anblasen der Wahrsager mit Petun = oder Tobaksrauch wird von Lery eben so erzählt, wie wir es bereits angeführt haben. Übrigens kann er sich nicht genug über die Melodie wundern, da die vielen Stimmen so wohl zusammen harmonirten, und in der Cadenz sich so unmerklich einander näherten. Die Worte, die dabey gesungen worden, beschreibt Lery ungefähr auf diese Weise: heu, huraure, heura, heurare, heura, heure, uch.

Beyde Erzählungen setzen allerdings voraus, daß die Brasilianer die Macht eines unsichtbaren Geistes geglaubt haben. Zum Beschluß der ganzen Ceremonie stampften sie mit dem rechten Fuß viel stärker, als vorher. Sie spuckten ein jeder vor sich aus, und sangen aufs neue alle zusammen, drey oder vier Mahl chorweise, ohne Veränderung des Tons, he, che, chua, che, chua, hue. Der Dollmetscher erklärte ihnen den Inhalt dieses Gesangs auf diese Art: sie hätten

in dem großen Tanzliede zuerst ihre tapfern Vorfahren bedauert, darauf hätten sie sich durch die Versicherung getröstet, sie würden nach dem Tode wieder zu ihnen kommen, und sich hinter den großen Bergen lustig mit ihnen machen; sie hätten ihren Feinden gedrohet, sie wollten sie fangen und fressen, endlich hätten sie von einer alten Überschwemmung des Wassers gesungen, welche alle Menschen ersäuft hätte, außer den Urheber ihres Geschlechts.

Noch einen Umstand müssen wir anführen, der noch mit zu der Religions-Geschichte der Brasilianer gehört. Sie sahen einstens Europäer ihr Tischgebeth verrichten, und wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Ein alter Mann trat zu ihnen, und sagte in einem bescheidenen Tone: was bedeutet das, was ich euch habe thun sehen, daß ihr eure Hüte abgenommen, ohne den Mund zu eröffnen, unterdessen da einer von euch allein redete? Mit wem sprach er? mit euch selbst, die ihr gegenwärtig waret, oder mit einem andern, dessen Abwesenheit ihr bedauertet? Man ergriff diese Gelegenheit, und sagte ihnen etwas vom Christenthume; man erklärte ihm diese Sache ungefähr auf diese Weise: „Der Mann sprach mit Gott, an welchen wir unser Gebeth richten; und obgleich der große Gott nicht sichtbar ist, so hat er uns doch gehört, und weiß, was wir im Grunde unsers Herzens denken." Die Brasilianer hörten diesen Vorstellungen mit Vergnügen zu. Endlich sagten sie: „Ihr lehret uns viele hübsche Sachen, wovon wir niemahls etwas gehört

haben; indessen erinnern uns doch eure Reden an das, was uns unsere Väter oftmahls erzählt haben. Lange Zeit vor ihnen, und schon so lange, daß sie es nicht mehr an Monden herrechnen konnten, kam ein alter und eben so bärtiger Fremdling, wie ihr, in dieses Land, welcher eben das sagte, was ihr da saget, aber er überredete keinen Menschen. Darauf kam ein anderer, der uns seinen Fluch nebst einer Keule gab, deren wir uns jederzeit bedient haben, einander nieder zu machen; gegenwärtig ist es eine unter uns eingeführte Gewohnheit; wollten wir sie verlassen, so würden wir allen unsern Nachbarn zum Gelächter werden. Man that ihnen Vorstellungen, sie wurden darüber bewegt, und gingen hin, und sangen ihr Tanzlied, wie zuvor. So unbeständig und leichtsinnig sind sie.

Dritter Abschnitt.

Privatleben der Brasilianer und übrigen Süd-Amerikaner.

So unterschieden die Süd-Amerikaner in ihren Religions-Begriffen sind, eben so unterschieden sind sie in ihrer häuslichen Lebensart. Hier sehen wir den Wilden, wie er, ohne sich nach andern zu richten, sich selbst überlassen, sein Leben ein-

richtet, und sich dem natürlichen Zustande bald nähert, bald sich unter denselben erniedrigt. Wir wollen also diese Völker durch die verschiedenen Scenen des menschlichen Lebens begleiten. Hier sehen wir sie bloß nach eingeführten Gewohnheiten handeln, die bald den Grundsätzen der Vernunft gemäß, bald denselben entgegen sind.

Wir machen mit den Heurathen der Brasilianer den Anfang. Aus der wilden Gemüthsart dieser Völker wird man von selbst auf den Gedanken kommen, daß sie sich aus dem Ehestande eben nicht sonderlich viel machen werden. Und so ist es auch in Ansehung der Ceremonien, die dabey vorfallen; mit desto mehr Genauigkeit aber halten sie das einmahl geknüpfte Band unversehrt. Sie sind gerade das Widerspiel der alten Römer, die bey ihren Heurathen außerordentlich viele feyerliche Ceremonien beobachteten, aber sich eben kein großes Gewissen daraus machten, die eheliche Treue ohne viele Umstände zu brechen. Die Brasilianer sehen bey ihren Heurathen nur auf die drey nächsten Grade der Blutsfreundschaft, so, daß niemand seine Mutter, Schwester und Tochter heurathet, alle übrigen Grade der Verwandtschaft kommen in keine Betrachtung. Wenn sich jemand entschliesset, eine Person zu heurathen, so wendet er sich zuvörderst an sie, und macht ihr sein Vorhaben bekannt; alsdenn sucht er die Einwilligung ihres Vaters, oder, wenn dieser gestorben ist, des nächsten Anver-

wandten. So bald von allen Seiten das Jawort gegeben ist, so nimmt er sogleich die verlangte Person zu sich in sein Haus, und so ist sie ohne weitere Umstände seine Frau: wird sie ihm aber verweigert, so steht er augenblicklich davon ab, und niemand macht ihm den Vorwurf, daß er einen Korb bekommen habe. Die Vielweiberey wird unter ihnen für eine Tugend gehalten, und es darf einer nicht nur so viel Weiber nehmen, als er ernähren kann, sondern derjenige, der die meisten hat, wird als ein tapferer und munterer Mann angesehen, und es werden oftmahls sogar Loblieder auf ihn gesungen. Wir Europäer können uns nicht vorstellen, wie bey solchen Umständen Ordnung und Einigkeit in Familien erhalten werden könne, da es fast unvermeidlich scheint, daß sich die Eifersucht mit allen ihren schädlichen und unangenehmen Folgen nicht einschleichen sollte: allein bey den Brasilianern ist just das Widerspiel. Ein Mädchen trägt gar kein Bedenken, einen Mann, der ein ganzes Heer Weiber um sich hat, zu heurathen; allein, auf der andern Seite nimmt es der Mann auch nicht so genau, was seine Frau vor ihrer Verheurathung für ein Leben getrieben hat. Denn es ist Sitte im Lande, daß sich die Mädchen nicht allein, ohne den Vorwurf der Schande zu befürchten, den ledigen Mannspersonen überlassen, sondern ihre Anverwandten biethen sie auch dem nächsten dem besten an, und liebkosen noch dazu ihre Liebhaber. Daher kommt es, daß selten eine Weibsperson als Jungfer in die Ehe tritt. Ungeachtet sie sich nun vor ihrer Verheurathung

alle Arten der Ausschweifungen erlauben; so beobachten sie dennoch die gelobte eheliche Treue mit aller Pünktlichkeit, und es findet sich auch niemand, der sie in den Stand der Versuchung führte: denn der Ehebruch ist bey ihnen ein Gräuel, und wird an dem Leben bestraft. Ungeachtet der Mann die Freyheit hat, so viel Weiber zu nehmen, als er will, und sie auch wieder zu verstoßen, wenn er will; so darf er sich doch zu keiner nahen, als derjenigen, die er unter dem Titel, als seine Frau, angenommen hat. Übrigens schlafen die Männer nicht in den Cabanen der Weiber, sondern jeder hat seine besondere Wohnung. Bey einigen ist das Ceremoniel so strenge, daß die Männer nur gleichsam verstohlen zu ihren Weibern gehen, und es würde etwas Unerhörtes seyn, wenn sie selbige bey Tage besuchen wollten.

Was die andern Völker in dem untersten Theile von America anlangt, so haben sie hierin mit den Brasilianern eines und das andere gemein, in andern Stücken sind sie unterschieden. Bey den Guayenruern ist die Vielweiberey etwas ganz Unbekanntes, aber dennoch machen sie sich aus den Ehen gar nichts. Man trennt sich, ohne viele Umstände zu machen, von einander, so bald man einander nicht mehr gefällt. Was bey andern Völkern im Verborgenen geschieht, das thun diese Indianer ohne alle Scham öffentlich. Ihre Weiber haben es sehr hart; sie werden wie Sclavinnen behandelt. Die ledigen Weibspersonen ziehen mit den Soldaten in das Feld, um ihnen

zu dienen, und man schont ihrer auch auf keine Weise. Die einzige Gelegenheit, wo die Männer einige Achtung gegen ihre Weiber an den Tag zu legen scheinen, ist, wenn sie aus dem Felde zurück kommen. Da sie keine anderen Siegeszeichen als die Haare ihrer getödteten Feinde mit sich zurück bringen, so machen sie ihren Weibern ein Geschenk damit, und diese brauchen sie ihren Männern zu Ehren als einen Putz. Ob sie gleich ordentlicher Weise nur eine Frau haben, so wird doch den Tapfersten unter ihnen, gleichsam zur Belohnung ihrer Verdienste, erlaubt, sich unter den Gefangenen die jüngsten auszusuchen, und sie zu Beyschläferinnen zu haben.

Bey den Guayraniten ist noch ein besonderer Gebrauch in Ansehung der Heurathen üblich. Wenn eine Jungfer im Stande ist zu heurathen, so wird sie von ihren Ältern einem Weibe übergeben, bey der sie die härtesten Arbeiten verrichten muß, dabey schlechte Kost bekommt, und Tag und Nacht keine Ruhe hat. Es ist dieses die Probezeit, und aus ihrer Aufführung schließt man alsdenn, ob sie zur Sparsamkeit und Arbeitsamkeit geschickt sey, oder nicht. In diesem Prüfungszustande muß sie eine Zeitlang aushalten. Ist sie nun durch alle Proben hindurch tüchtig befunden worden, eine gute Hausmutter zu werden, so werden ihr die Haare abgeschnitten, und prächtige Kleider angezogen. In diesem Aufzuge wird sie gleichsam zur Schau aufgestellt, und für mannbar erklärt. Wenn ein Mädchen vor Verlauf dieser Probezeit den geringsten Umgang mit

einer Mannsperson hat, so wird es ihr für ein großes Verbrechen gehalten. Verdienen sie hierin unsere Verachtung oder Bewunderung?

Die gewöhnliche Beschäftigung der Weiber unter den Brasilianern ist, daß sie Baumwolle spinnen, um Hamacken und Seile daraus zu verfertigen. Diese Arbeit verrichten sie auf folgende Art. Aus den Büschen, woran die Baumwolle wächst, zupfen sie solche heraus, und breiten sie mit den Fingern aus einander, ohne sie weiter zu kämmen. Ihre Spindel ist ein runder Stock eines Fingers dick, und einen Schuh lang, welcher gerade mitten durch ein rundes Bret geht. Sie heften die Baumwolle an das längste Ende dieses Stockes, drehen sie auf ihren Hüften, und ziehen sie mit der Hand, so daß die Rolle an der Seite herunter läuft. Sie haben hölzerne Weberstühle, die vor ihnen stehen, so wie unserer Tapetenwirker ihre; auf diesen zetteln sie an, und fangen das Gewebe von unten an; sie machen es bald wie Fischernetze, bald wie groben dichten Canevaß. Die Hamacken, welche bey den Brasilianern Inis heissen, sind meisten Theils fünf bis sechs Schuh lang, und eine Klafter, mehr oder weniger, breit. Sie haben alle an den beyden Enden zwey Ohre, die auch von Baumwolle gemacht sind, woran man zwey Stricke bindet, damit man sie an ein Stück Holz aufhängen könne, welches quer durch ihre Hütten geht. Sind sie auf Streiffereyen, so hängen sie solche zwischen zwey Bäume. Wenn sie schmutzig sind, so säubern sie sie mit einem Schaum,

den sie aus einer Art von Kürbissen bereiten. Sie bereiten auch die irdenen Gefäße, die zu ihren Speisen und Getränken dienen. Sie sind zwar von außen rauh und grob, inwendig aber glatt.

Alle Frauenzimmer, so wohl wilde als gesittete, haben eine Neigung zum Putz, und erstere um so viel mehr, je näher sie in ihrer Denkungsart an die Kindheit gränzen. Manns- und Weibspersonen haben bey den Brasilianern dieses mit einander gemein, daß sie nackend gehen, und alle Haare auf dem Kopfe, Augenbraunen und Augenliedern, mit Scheeren und Zangen ausreissen. Die Haare auf dem Kopfe scheeren die Mannspersonen vorn ganz ab, und hinten spitzen sie sie zu; die Weiber aber lassen solches lang wachsen, und kämmen und waschen es sehr sorgfältig. Zuweilen binden sie es mit einem roth gefärbten baumwollenen Bande auf, und lassen es über die Schultern hangen; gemeiniglich aber gehen sie mit fliegenden Haaren. Die Haut im Gesichte durchstechen sie nicht, aber ihre Ohren durchstechen sie, und die Ohrringe die sie hinein machen, sind von großen Seemuscheln gemacht. Diese Ohrgehänge sind weiß, rund und lang, hengen ihnen über die Schultern, ja manchmahl über die Brüste herunter, so daß sie, wenn man sie von fern ansieht, nicht anders aussehen, als wie die Ohrlappen eines Spürhundes. Der Hauptschmuck des Brasilianischen Frauenzimmers aber ist im Gesichte, welches sie auf die wunderbareste Art bemahlen. Sie lassen sich mit einem kleinen Pinsel mitten auf den

Backen einen kleinen Kreis mahlen, fahren alsdenn mit demselben schneckenweise herum, und zeichnen eine Rolle darauf; diese wird alsdenn mit gelber, rother, blauer Farbe ausgefüllt, so daß das ganze Gesicht verstellt wird. Über den Augen, wo die Augenbraunen sind, wird mit dem Pinsel ein Hauptstrich gemacht; und dieses halten sie für eine der größten Schönheiten. Sie machen sich außer dem große Armbänder von vielen Stücken weisser Knochen, die wie große Fischschuppen zerschnitten sind, welche sie so wohl zusammen zu passen, und mit untergemischtem Wachse und Gummi zusammen zu fügen wissen, daß man sich darüber verwundern muß. Sie sind ungefähr anderthalb Schuhe lang, und können füglich mit den Armschienen verglichen werden, die man bey dem Ballschlagen anlegt. Sie tragen auch weisse Bänder um die Arme gewunden, und diese zieren sie mit den kleinen Glasknöpfen, die ihnen von den Europäern zugebracht werden, aus. Bey aller ihrer Neigung zum Putz aber können sie doch nicht dazu gebracht werden, Hemden oder Röcke anzuziehen. Zur Ursache dieser Abneigung gegen diese Kleidungsstücke führen sie an, weil sie gewohnt wären, bey allen klaren Brunnen und Flüssen, die sie anträfen, nieder zu kauern, oder hinein zu steigen, und sich mit beyden Händen Wasser über den Kopf zu gießen, so würde es ihnen zu beschwerlich seyn, sich allemahl auszukleiden. Ja sogar die Gefangenen, die in die Gewalt der Europäer gekommen sind, lassen sich kaum durch Schläge zwingen, Kleider auf dem Leibe zu lei-

den. Sie stehen lieber die brennende Sonnenhitze aus, als daß sie etwas auf dem Leibe trügen. So unüberwindlich ist die Tyranney der Gewohnheit.

Wenn man einige Völkerschaften in Brasilien ausnimmt, deren Wildheit vollkommen thierisch ist, so trifft man doch in den Hütten der andern eine Art von Wirthschaft an. Sie bereiten sich ihre Speisen mit einer gewissen Kunst, und begnügen sich nicht, sie so zu essen, wie sie roh aus den Händen der Natur kommen. Der Mais ist von den innersten Theilen von Brasilien bis an das äußerste Ende von Canada die gemeinste Nahrung aller derjenigen Wilden, die keine herumschweifende Lebensart haben. Wenn diese Frucht noch zart und milchig ist, so wird sie ein wenig geröstet, jedoch ohne daß die Hülsen abgehen, und wird gegessen. Man bereitet ihn aber auch noch auf eine andere Art. Nachdem er in den Hülsen gekocht worden, thut man die Blätter davon, und läßt ihn ein wenig dürren; hernach wird er ausgekörnet, auf Baumrinden an der Sonne getrocknet, und bis zum nöthigen Gebrauche aufgehoben. Wenn man ihn zur Speise bereiten will, so wird er in hölzernen Mörsern mit Keulen gestampft, und durch ein gröblich geflochtenes Sieb gestäubt. Hierauf wird Wasser hinzu gegossen, und dieser Brey wird alsdenn gekocht und gegessen. Ehe ihnen von den Europäern Kessel zugebracht wurden, so bedienten sie sich gewisser von Thonerde verfertigter Gefäße dazu, die unten her rund, oben aber sehr geräumig waren. Die herumschweifenden

Nationen aber haben nichts als hölzerne Kessel; darin kochen sie ihr Essen, indem sie verschiedene heiße Kieselsteine in das Wasser werfen, wodurch es nach und nach erwärmet, und für sie heiß genug wird, da sie gewohnt sind, die Speisen halb roh zu essen. Wenn dieser Brey fertig ist, so wird er in so viele kleine Kessel, oder kleine aus Baumrinden oder Wurzeln gemachte Schüsseln gethan, als Personen in der Cabane sind, aus diesen essen sie, wenn es ihnen beliebt; denn sie halten sich an keine gewissen Stunden, sondern wenn sie der Hunger antreibt, so greifen sie zu.

Außer dem Mais nähren sich die Brasilianer noch mit zweyerley Arten von Wurzeln, der Aipy, und Manioc. Die Pflanzen davon brauchen nicht über drey Monathe in der Erde zu seyn, so werden sie schon einen halben Fuß hoch und so dick, wie ein Arm. Man trocknet sie am Feuer auf Hurden, nachdem vorher der Saft heraus gepreßt ist. Die getrockneten Wurzeln werden hernach mit zwey scharfen Steinen geschabt, und ein Mehl daraus gemacht, dessen Geruch, wie das Stärkmehl ist. Dieses wird hernach in großen Töpfen gekocht, und umgerührt, bis es dick wird. Wenn es erkältet ist, so bekommt es eine gewisse Festigkeit, und hat einen Geschmack, wie weisses Brot. Wenn sie auf Streiffereyen ausgehen wollen, so nehmen sie eine Vorrath davon mit sich auf den Weg, und damit er desto dauerhafter seyn möge, so wird er so lange gekocht, bis er hart ist. Dieses ist eine sehr nahrhafte Speise, und wenn sie mit

Fleischbrühe zugerichtet wird, so kommt sie dem gekochten Reiß nahe. Diese Wurzeln sind nicht von einerley Güte, sondern es gibt verschiedene Gattungen davon, und es gibt immer eine bessere Nahrung als die andere. Das wunderbarste dabey ist, daß in einer so vortrefflichen Wurzel ein so schädliches Gift befindlich ist; denn es ist gewiß, daß der vierte Theil eines mit diesem Safte angefüllten Glases einen Menschen in einer Viertelstunde tödten kan, wenn nicht ein schleuniges Hülfsmittel zur Hand genommen wird. Die Indianer wissen auch die Wirkung dieses Safts. Im Anfange, da die Europäer in das Land kamen, haben die Indianer aus Verzweiflung über das unerträgliche Joch derselben einander häufig zu Gast geladen, und von diesem Safte genommen, um mit einander in Gesellschaft zu sterben. Die Meinungen der Naturkündiger über diese verschiedene Wirkung dieser Wurzel sind sehr getheilt. Einige glauben, daß dasjenige, was in dem Safte dieser Wurzel schädlich sey, bloß von einer allzu starken Nahrung, die der Magen nicht ertragen könne, herkomme; den ob er gleich wahrhaftig tödtlich sey, so wirke er doch auf eine Art, die den andern Giften ganz entgegen sey: man bemerke bey denen, die daran gestorben waren, weiter nichts, als eine Aufschwellung des Magens, welche der Grund der Erstickung sey. Andere glauben, daß das Schädliche dieser Wurzel in der Feuchtigkeit bestehe; wenn das Feuer dessen Unverdaulichkeit verbessert hätte, und das Wässerige ausgedünstet wäre, so verliere sie alle Schädlichkeit. So

viel ist gewiß, daß die Indianer aus diesem Saft, wenn sie ihn an die Sonne oder an das Feuer setzen, einen herrlichen Trank machen, der insonderheit bey Krankheiten eine kräftige Herzstärkung ist.

Wenn sie sich zu einem Schmause versammeln, wozu meisten Theils die Hinrichtung eines Gefangenen die Gelegenheit gibt, wovon wir in dem folgenden Abschnitte umständlicher reden werden, so ist alsdenn das Fleisch desselben das vornehmste Gericht. Die Weiber müssen dazu nicht nur die Speisen, sondern auch das Getränk zubereiten. Die Verfertigung des letztern ist sehr ekelhaft; dennoch müssen wir sie anführen. Die Weiber schneiden die vorhin genannten Wurzeln ab, und lassen sie im Wasser kochen. Wenn sie weich sind, so nehmen sie sie vom Feuer weg, und lassen sie erkälten. Alsdenn kauern sie sich um den Topf herum, nehmen die Wurzeln heraus und kauen sie. Keine Jungfrau darf dabey Hand anlegen; denn sie glauben, das Getränk würde sonst nicht so gut; auch keine Mannsperson, denn sie halten es für eine Unanständigkeit ihres Geschlechtes. Bloß die verheuratheten Weiber haben die Ehre, ihren Männern die Materialien ihres Getränkes vorzukauen. Die gekaueten Wurzeln thun sie wieder in den Topf, und lassen sie zum zweyten Mahle kochen, und rühren sie während dem Kochen sehr wohl um. Alsdenn gießen sie den Trank in kleinere Gefäße, schäumen ihn ab, lassen ihn verkühlen, und tragen ihn ihren Männern auf, die sich damit bis

zur Ausschweifung ergetzen. Die größte Lust aber, die sie dabey genießen, ist das Tanzen. Sie mögen viel oder wenig getrunken haben, so ist dieses ihr bester Zeitvertreib, denn sie nicht entbehren können. Sie besetzen alsdenn ihren Schild mit Federn, und lassen ihn auf den Rücken herab hangen. An ihre Beine hängen sie Klappern von getrockneten hohlen Früchten; und so springen sie die ganze Nacht hindurch von einer Hütte in die andere. Beyde Geschlechter sind im Tanzen niemahls beysammen, sondern jedesmahl tanzen sie von einander abgesondert. Noch eine besondere Gewohnheit haben die Brasilianer, daß sie nicht zu gleicher Zeit essen und trinken, sondern jedes hat seine besonders ausgesetzte Zeit. So mäßig sie im Essen sind, so unmäßig sind sie im Trinken. Unter dem Essen reden sie nichts mit einander, sondern warten, biß sie satt sind. Alsdenn aber, und unter dem Trinken stehet ihnen der Mund nicht stille; besonders reden sie sehr stark von ihren Feinden, wie sie sie fangen, mästen und fressen wollen.

Dieses Volk, welches in allem Betrachte beynahe unter die niedrigste Classe der Wilden gehört, wenigstens nicht viel Gefühl von Menschlichkeit und moralischer Güte hat, beweist doch gegen Fremde, besonders wenn sie Bundsgenossen sind, eine große Leutseligkeit. Man erstaunet sogar, daß man bey ihrer Bewirthung in einem jeden Dorfe eine gewisse Ähnlichkeit antrifft, wie sie ihre Fremden aufnehmen. Wenn man sie weiter auf keiner andern, als auf dieser Seite

ansähe, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, es müsse wirklich ein gesellschaftlicher Umgang unter ihnen angetroffen werden. Lery, der dieses Volk durch einen Aufenthalt von etlichen Jahren hat kennen gelernt, bemerket, daß, wenn man mehr als einmahl in ein Dorf käme, so müsse man sich' gleich das erste Mahl den Mussacat, das ist, denjenigen Hausvater aussuchen, bey welchem man in Zukunft einkehren wolle; denn, wenn man zuvor bey jemanden gewesen ist, und wählt sich hernach einen andern Wirth, so hält sich der erste für sehr beleidigt. Wenn nun ein Fremder in ein Dorf kommt, und es sieht ihn einer vor der Thür seiner Hütte, so kommt er ihm sogleich entgegen, und nöthiget ihn, bey ihm einzusprechen; er läßt ihn in ein baumwollenes Hängebett, das quer durch die Hütte hangt, sitzen, und läßt ihm einige Zeit, ohne ein Wort zu reden. Mittlerweile versammelt er seine Weiber, die sich auf die Erde um sein Bett nieder kauern, und beyde Hände vor ihr Gesicht halten. Bald darauf fangen sie an Freudenthränen zu vergießen, und sagen ihrem Gast unter dem Weinen tausend Schmeichelyen, z. B. du bist doch recht gut! du hast dir Mühe gegeben, und bist hierher gekommen! du bist recht hübsch! du bist tapfer! was für Verbindlichkeit haben wir dir nicht! welches Vergnügen machst du uns! Mit einem Worte, sie freuen sich im eigentlichen Verstande, wie die Kinder. Will der Fremde eine gute Meinung von sich geben, so muß er sich dadurch gerührt zeigen, und wenigstens einige Seufzer ausstoßen. Lery sagt, er

habe Franzosen angetroffen, die geweint hätten, wie die Kälber. Wenn dieser erste Auftritt vorbey ist, so kommt der Hausvater, der während dieser Zeit in einer Ecke der Cabane gesessen, und sich etwas zu thun gemacht hat, zum Vorscheine, und stellt sich, als wenn er nichts von dem, was während der Zeit vorgegangen ist, wüßte. Er geht an das Bett, und fragte den Fremden, wie er sich befände; ferner, was seine Geschäfte wären, die ihn hierher gebracht hätten? Alle diese und noch andere Fragen muß er beantworten. Endlich fragt er ihn auch, ob er etwas zu essen verlange? wird nun die Frage bejahet, so müssen seine Weiber dem Fremden zu erst die Füße waschen, und alsdenn trägt man in irdenen Gefäßen so wohl Mehl, welches sie anstatt des Brots gebrauchen, als auch Fleischwerk von Fischen und Vögeln, auf, ja sie tragen auch manchmahl ein Gericht von Menschenfleisch auf, und werden böse, wenn der Fremde nichts davon essen will. Weil sie nichts von Tischen wissen, so wird alles dieses auf die Erde gesetzt, und der Fremde kann davon essen, so viel als er will. Nach dem Essen wird ihm nach Landesgebrauch auch zu trinken gereicht. Will der Gast die Nacht über da bleiben, so wird eine saubere Schlafdecke, Inis, aufgehängt, und ob es gleich in Brasilien nicht kalt ist, so werden doch wegen der in der Hütte befindlichen Feuchtigkeit etliche kleine Feuer um das Bett herum gemacht, welche die ganze Nacht hindurch mit kleinen Fächern unterhalten werden. Sie sind überhaupt sehr freundlich gegen Fremde, die nicht ihre Feinde

sind; denn es würde sich es jedermann für eine Schande halten, wenn er jemanden woran Mangel leiden sähe, und ihn nicht mit seiner Nothdurft zu Statten kommen sollte. Die Ursache, warum sie so wohl bey Bewirthung eines Fremden, als auch sonst in ihren Cabanen das Feuer nicht verlöschen lassen, ist diese, weil sie glauben, der Teufel, vor dem sie sich sehr fürchten, nähere sich keinem Orte, wo Feuer wäre. Des Morgens, wenn der Fremde weggehet, so ist es gewöhnlich, daß er seinem Wirthe ein kleines Geschenk macht. Der vorhin gemeldete Lery sagt, daß er oft bey den Brasilianern übernachtet habe, aber niemahls seines Lebens wegen besorgt gewesen sey; sie verabscheueten zwar ihre Feinde und fräßen sie, aber gegen Fremde und Freunde hätten sie eine solche Neigung, daß sie sich lieber würden in Stücke zerhauen lassen, als zugeben, daß ihr Gast beleidiget würde.

Der entscheidende Charakter eines Wilden ist, daß er seine Nahrungsmittel, wodurch er so wohl sich selbst unterhält, als auch seine Gäste bewirthet, von der Jagd und Fischerey hernimmt. Auch von diesem Puncte müssen wir noch reden. Die Fischerey treiben die Brasilianer mit besonderer Geschicklichkeit. Die großen Fische schiessen sie mit Pfeilen, wie das Wild, und wenn sie einen getroffen haben, so springen sie gleich den Wasserhunden in das Wasser, und bringen ihn an das Land; denn Männer, Weiber und Kinder sind im Schwimmen außerordentlich geschickt. Die kleinen Fische fangen sie mit Angeln, die sie

aus Dornen zu verfertigen wissen. Die Angelschnüre machen sie aus einem gewissen Kraut, Tucon, welches sich wie Hanf bearbeiten läßt, aber noch weit stärker ist. Sie fischen damit nicht allein am Ufer, sondern sie begeben sich mit ihren baumrindenen Fahrzeugen, die aus fünf bis sechs rund zusammen gefügten Balken bestehen, auf die Seen und Flüsse, worin süßes Wasser anzutreffen ist.

Was die Jagd der Brasilianer anbelangt, so hat sie viel Besonderes. In den großen ungeheuren Ebenen, die sich von Buenos Ayros bis Chili, und noch weiter gegen Mittag erstrecken, haben sich einige Ochsen und Pferde, welche die Spanier auf freyem Felde verlassen haben, dergestalt vermehrt, daß man um daß Jahr 1628. ein sehr gutes Pferd um zwey Nadeln, und so nach Proportion eintauschen konnte. Heut zu Tage aber muß man schon weiter gehen, wenn man sie antreffen will; unterdessen ist aus der ungeheuren Zahl Ochsenhäute, welche aus Brasilien heraus gebracht werden, schon ein Schluß auf die große Anzahl dieser Thiere zu machen; denn wenn z. B. funfzig tausend Ochsenhäute nach Europa gebracht werden, so müssen wenigstens achtzig tausend solche Thiere getödtet werden, indem nur diejenigen Häute, die von Stieren sind, und eine gewisse Länge haben, zur Handlung tauglich sind. Doch alles ist noch nicht hinreichend, uns einen deutlichen Begriff von der Menge dieser Thiere zu geben; man muß noch dazu rechnen, wie viel dieser wilden Ochsen

von Löwen und Tiegern zerrissen werden; ingleichen was für eine Menge durch die wilden Hunde zu Grunde gerichtet werden. Kurz die Menge dieser Thiere ist sehr beträchtlich. Die Art, wie die Brasilianer und die ihnen benachbarten Völker diese Ochsenjagd anstellen, ist sehr besonders. Eine Gesellschaft von Jägern versammelt sich, und begibt sich zu Pferde auf eine große Ebene, die völlig mit diesen Thieren bedeckt ist. Alsdenn theilen sie sich von einander, worauf ein jeder mit einer besondern Axt, deren Schneide die Gestalt eines halben Mondes hat, zur Rechten und Linken um sich hauet, den hintern Füßen der Ochsen einen Hieb beybringt, und ihnen die Gelenke abschneidet. Sodann fällt das Thier nieder, und kann sich nicht wieder aufhelfen. Unterdessen lassen es die Jäger liegen, und fahren immer fort, rechts und links um sich zu hauen, so lange sie Ochsen antreffen. Wenn diese Thiere dadurch in Schrecken gerathen, so laufen sie einander in den Weg, indem sie die Flucht nehmen wollen. Dadurch bekommen die Jäger Zeit, wieder auszuruhen. Nachdem sie nun eine so gewaltsame Übung einige Tage fortgesetzt haben, so kehren sie auf den Weg, auf welchem sie gekommen sind, wieder zurück, bringen die Ochsen, die sie da haben liegen lassen, vollends um, und nehmen so viel davon, als sie können mit, die übrigen lassen sie liegen. Es ist leicht zu vermuthen, daß eine so große Menge Äßer die Luft anstecken müßte, wenn sie lange daselbst liegen blieben. Aber ganze Wolken von Geyern, die so groß sind, wie die Adler, und noch andere Raubvögel, fallen auf

sie herab, und in kurzer Zeit siehet man nichts mehr da liegen, als die Gebeine, von denen das Fleisch abgefressen ist. Die wilden Pferde fangen sie mit Schlingen. Die Indianer, die auf diesen Fang sehr listig sind, treiben sie an solche Orte, wo sie wissen, daß sie nicht leicht entwischen können. So bald sie ihnen nahe genug sind, so werfen sie ihnen Schlingen an die Füße, springer hernach auf sie, und in kurzer Zeit sind sie gebändigt. Sogar große Schlangen fangen sie mit bloßen Händen, ohne daß ihnen ein Schade geschieht, und machen sich aus ihren Häuten Gürtel. Gegen die Tieger haben diese Indianer ein sehr gutes Mittel, wenn sie dieselben nicht erlegen können. Sie sind sehr geschwinde, und so bald sie einen Tieger auf sich zukommen sehen, so klettern sie auf einen hohen Baum. Die Bestie, die ihnen nicht nachsteigen kann, hält sich unten am Fuße des Baums auf, und würde sich so lange daselbst verweilen, bis ihr ihr Raub von selbst in den Rachen käme. Allein da man bemerkt hat, daß die Tieger den Geruch von Menschen-Urin nicht vertragen können, so macht sich der Indianer dieser Erfahrung zu Nutze, der Tiger entfernt sich, und der Mensch hat Zeit sich in Sicherheit zu setzen. Es ist dieses nicht das einzige Mittel, wodurch sich diese Indianer gegen die Tieger vertheidigen. An einigen Orten, wo diese Thiere sehr zahlreich sind, sind sie beständig unter dem Gewehr. Sie suchen sie hauptsächlich in der Gegend der Lenden zu verwunden, weil sie bemerkt haben, daß das Thier hier am schwächsten ist. Von der Jagd auf die übri-

gen Thiere wollen wir nichts sagen, weil sie nichts Besonderes hat.

Nun ist von den Privat-Umständen der Südlich-Amerikanischen Völker nichts mehr übrig, als die beiden allgemeinen Schicksale des menschlichen Geschlechts, geboren werden, und sterben, und wir wollen mit den Gebräuchen, die uns davon bekannt geworden sind, diesen Abschnitt schliessen. Wenn sich eine Brasilianerinn in gesegneten Umständen befindet, so hütet sie sich sorgfältig, keine schwere Last zu tragen; im übrigen aber verrichtet sie ihre Arbeit, wie sie sonst gewohnt ist. Bey der Niederkunft stehet ihr niemand bey, als ihr Mann, welcher die Stelle einer Hebamme vertritt. So bald das Kind zur Welt gebracht ist, so ist das erste, was der Vater thut, daß er es in seine Arme nimmt, ihm die Nabelschnur bindet, und mit seinen Zähnen abbeißt. Darauf beugt er ihm die Nase zurück, denn die Stumpfnasen werden für eine große Schönheit gehalten; er durchbohrt ihm auch die Unterlefze, und steckt einen kleinen Knochen hinein. Nach diesem reinigt er es, und bemahlt es mit rother und schwarzer Farbe; hierauf legt er es ohne Windeln in eine baumwollene Hangmatte, die in der Luft hangt. Ist es ein Knabe, so macht er ihm einen kleinen Bogen, und einige kleine Pfeile, die mit Papagey-Federn befiedert sind; er legt solche zu dem Kinde, küßet es, und sagt: mein Sohn, wenn du deine Jahre erreichst, so sey beflissen, die Waffen zu führen, und unsern Feinden Schaden zu thun. Den Nahmen, der ihnen beygelegt wird, empfan-

gen sie entweder von den Waffen, oder von einigen wilden Thieren. Lery war einst bey der Niederkunft eines Brasilianischen Weibes, wo der neugeborne Sohn den Nahmen Orapacam, das ist, Bogen und Sehne, bekam. Die Nahrung des Kindes besteht nebst der Muttermilch in gekauetem Mehl, und andern weichen Speisen. Die Mutter hält sich nicht länger, als zwey Tage in ihrer Cabane; nach dieser Zeit hängt sie ihr Kind in einer baumwollenen Binde um den Hals, und geht ihren gewöhnlichen Verrichtungen nach. Der Mann aber legt sich ins Bett, und empfängt in dieser Positur die Glückwünsche von seinen Freunden über die Vermehrung der Familie. Keine Mutter leidet, außer in höchsten Nothfalle, daß ihr Kind von einer andern Frau gesäuget werde. Ungeachtet die Kinder niemahls in Windeln gewickelt werden, so sieht man doch nicht leicht geradere und wohlgestaltetere Gliedmaßen als die ihrigen; auch befleißen sie sich der Reinlichkeit mehr, als man vermuthen sollte; denn ob sie schon keine Leinengeräthe haben, so gebrauchen die Mütter dennoch große Baumblätter, oder Laubwerk von Kräutern dazu, sie beständig damit abzutrocknen.

Noch eine Anmerkung macht Lery über das Brasilianische Frauenzimmer. Er war ein ganzes Jahr im Lande, und ging beständig unter diesen nackenden Personen herum, und gleichwohl bemerkte er niemahls, daß die Brasilianerinnen ihre monathliche Reinigung hatten. Er vermuthet, daß sie eine andere Art haben müßten, die Natur zu reinigen. Er sah, daß die Mütter ihre Töchter, wenn sie zwölf

bis vierzehn Jahre alt waren, gerade aufgerichtet mit zusammen gehaltenen Beinen auf einen Sandstein stehen ließen, und ihnen alsdenn mit einem Thierzahne, der scharf war, wie ein Messer, unten von den Achseln an die ganze eine Seite lang hinunter, und die Schenkel bis an das Knie, bis auf das Blut aufritzten, so daß diese Mädchen, die vor Schmerzen die Zähne zusammen bissen, eine Zeitlang blueten. Er glaubt, daß sie dadurch gleich im Anfange der Natur einen andern Weg zeigten. Wir wollen nicht darüber urtheilen, sondern es den Ärzten überlassen.

Die Niederkunft der Weiber in Guayra hat gleichfalls viel Besonderes. Wenn eine Frau niedergekommen ist, so beobachtet ihr Mann ein strenges funfzehntägiges Fasten; er geht während der Zeit nicht auf die Jagd, und hat mit niemand einen Umgang. Diese Indianer glauben, daß das Leben des Kindes von der strengen Beobachtung dieses Gebrauchs abhange. Sie sollen auch eine Art von Taufe haben, wovon man aber noch nichts Zuverlässiges erfahren hat. Was die Beylegung des Nahmens anbelangt, so geschieht sie auf eine Art, die der Wildheit dieser Nation vollkommen angemessen ist. Wenn ein Kind geboren ist, so wartet man mit dieser Ceremonie so lange, bis man einen Kriegsgefangenen gemacht hat. Dieser wird alsdenn zum Tode bestimmt, nachdem er einige Zeit vorher wohl gemästet worden. Man gibt ihm auch Mädchen und Weiber so viel er will. Wenn nun der angesetzte Tag erscheint, so würgt man ihn unter vielen Feyerlichkeiten. So bald er todt ist, so geht

jedermann herbey, rührt den Körper mit der Hand an, und schlägt ihn mit einem Stecken. Bey dieser Gelegenheit bekommen alle diejenigen einen Nahmen, die bisher noch keinen gehabt haben. Hierauf wird der todte Leichnam in Stücke zerschnitten, und eine jede Familie trägt ihren Antheil Fleisch nach Hause. Hier wird es so lange gekocht, bis es sich in einen Brey verwandelt, und alsdenn nimmt ein jeder von der Familie einen Löffel voll; sogar die Mütter pflegen ihren Kindern, die noch an ihren Brüsten liegen, ein wenig davon in den Mund zu geben. Schaudernde Scene des wilden Menschen!

So wie der Charakter der Nation ist, so ist auch ihre Erziehungsart. So bald die Knaben heran wachsen, so nimmt sie der Vater mit auf die Jagd, und hält sie zu andern Verrichtungen, womit sich die Männer zu beschäftigen pflegen, an; die Töchter aber werden zur Haus- und Feldarbeit angehalten, so bald es ihre Kräfte erlauben. Diejenigen Nationen, die beständig Krieg führen, erziehen auch ihre Kinder auf diesen Fuß. Die Guayenruer zeichnen sich auch hierin vor andern aus. So bald einen Kinde die Haare anfangen zu wachsen, so werden sie ihm sogleich ausgerissen, bis auf diejenigen, die einen Haarschopf mitten auf dem Kopfe bilden können. Die Knaben werden bis in ihr vierzehndes Jahr schwarz, und bis in das sechzehnte roth gemahlt. Man gibt ihnen sodann ein Armband, einen Gürtel, der ihnen bis über den Nabel geht, und eine Mütze, wie ein Jägergarn. Bis auf diese Zeit werden die Knaben strenge gehalten, und es

kann ihnen jedermann befehlen, wer nur will. Man sticht sie beyzeiten an verschiedene Orte des Leibes, und obgleich diese Operation sehr schmerzhaft ist, so sieht man doch Knaben von vier bis fünf Jahren, die solche mit der größten Begierde verlangen. Auf diese Art werden sie frühzeitig zum Kriege angezogen; aber kein Mensch denkt daran, ihren Verstand aufzuklären. Man bringt ihnen weder Achtung noch Liebe für ihre Ältern bey. Die Mütter dürfen sich gar nicht unterstehen, sie zu bestrafen, und wenn sie die Grobheit noch so weit treiben. Sollte es geschehen, daß ein Vater im Zorn seinen Sohn schlüge, so ist es ihm sogleich wieder leid; er stellt Gastereyen an, um sich wieder mit ihm auszusöhnen. Die einzige Züchtigung besteht darin, daß sie ihnen Wasser ins Gesicht gießen. Bey diesen Umständen ist es gar nicht zu verwundern, daß die Knaben die Frechheit auf das höchste treiben, und wohl gar ihre Ältern schlagen, wenn es ihre Kräfte erlauben.

Wenn ein Knabe sechzehn Jahre alt ist, so wird er zu einem Soldaten angenommen, und dieser erste Schritt, den er in seine große Welt thut, kommt ihm theuer zu stehen. Die Aufnahme verrichtet allemahl ein alter Soldat, der einiges Ansehen unter ihnen hat. Den Anfang macht er damit, daß er seinen Candidaten neben sich sitzen läßt, und ihm einen grossen Theil Haare ausreißt. Dieses muß er leiden, ohne sich zu bewegen, oder zu klagen. Er sticht ihm sodann mit einem spitzigen Knochen in alle Theile des Leibes, und selbst an die heimlichen und höchst empfindlichen Orte. Mit dem Blute,

das er auf diese Art bekommt, reibt er ihm den Kopf. Alsdenn packt er ihn bey dem Haarschopf an, reißt mit aller Gewalt daran, bindet und zieht ihn so fest zusammen, als er kann, und wickelt ihn in ein Jägernetz ein. Alsdenn reibt er ihn über den ganzen Leib mit rother Erde, und erklärt ihn auf diese Weise zum Soldaten. Nunmehr ist er von aller Abhängigkeit frey; er kann thun was er will, und kein Mensch hat ihm mehr etwas zu befehlen.

Wir eilen nunmehr zum Beschlusse dieses Abschnitts, und wollen noch etwas Weniges von den letzten Auftritten des menschlichen Lebens reden. Wenn ein Brasilianer krank wird, so ist das erste, was man thut, daß entweder einer seiner Freunde, oder einer von ihren Quacksalbern, die sie Pagen nennen, an dem schmerzhaften Orte saugt; denn sie glauben, daß dadurch der Schmerz heraus getrieben werden könnte. Der Kranke muß einen ganzen Monath lang in seiner Hangmatte bleiben, und bekommt höchstens nur so viel zu essen, daß er nicht Hungers stirbt; seine Verwandten verlassen ihn die ganze Zeit über nicht, und machen sich an seiner Statt mit Fressen, Saufen, Tanzen und Springen lustig, und erregen ihm so viel Getöse, daß er schon davon den Geist aufgeben möchte. Stirbt er, so verwandelt sich das Jauchzen augenblicklich in ein Klagen, und das Geheul wird dergestalt allgemein, daß fast kein einziger im Dorfe ist, der seine Klagen nicht mit den Leidtragenden vereinigen sollte. Die Weiber thun sich hierin besonders hervor, und ma-

chen ein so entsetzliches Geheul, daß es von dem Geheule der Hunde und Wölfe wenig unterschieden ist. Sie hucken sich auf die Erde, umfassen sich einander, schlagen die Augen nieder, und fahren mit ihren Klagen so lange fort, als der Todte in der Hütte ist. Hierauf fangen sie an, seine Thaten zu besingen; und dieses dauert einen halben Tag, denn länger leiden sie keinen Todten im Hause. Sie machen alsdenn eine Grube, nicht der Länge nach, sondern in die Runde, und der Verstorbene wird mit umwundenen Armen und Beinen gleichsam sitzend hinunter gelassen. Mit ihm werden zugleich einige Federsträuße und andere Nothwendigkeiten, die er in seinem Leben gebraucht hat, eingescharrt; nicht weniger werden Lebensmittel auf sein Grab gesetzt; denn sie glauben, wenn sich der böse Geist, Aynam, bey den Grabe einfände, und nichts zu essen anträfe, so grübe er den Todten heraus, und verzehrte ihn. Die Gräber beschütten sie mit dem großen Kraute Pindo, damit die Vorübergehenden abnehmen könnten, daß es eine Grabstätte sey, und sich die Angehörigen dabey noch einmahl an den Verstorbenen erinnern möchten.

Wenn bey den Guayenuern ein Cazike, oder einer seiner Anverwandten stirbt, so kommt das ganze Dorf darüber in Trauer. Sie enthalten sich während der Trauerzeit ihrer Weiber, und essen keine Fische, welche sonst ihr größter Leckerbissen ist. Die Trauer währt lange oder kurz, nachdem der Verstorbene vornehm oder geringe war. Sie gehen alsdenn in trauriger Gestalt ein-

her, und bemahlen weder das Gesicht, noch den Leib. So bald eine Person von Ansehen gestorben ist, so erwürgt man eine Anzahl Weiber und Männer, die ihr in der andern Welt zur Gesellschaft dienen sollen. Man darf sich nicht viele Mühe geben, sie zu bekommen; es finden sich allemahl Leute genug ein, denen das Leben eine Last ist. Bey den Leichenbegängnissen werden viele Umstände gemacht. Der todte Leichnam wird mit allem, was man Schönes hat, ausgeschmückt, und dieses geschieht alles mit gutem Willen. So viele Umstände aber man hier bey einem Todten macht, so wenige machen die Chacoer. Diese scharren den Todten an den Ort ein, wo er gestorben ist; sie stecken einen Wurfspieß auf das Grab, und hängen den Hirnschädel eines seiner erschlagenen Feinde daran. Darauf verläßt man den Ort, und vermeidet ihn so lange, bis man den Verstorbenen gänzlich vergessen hat. Wenn bey den Guayruern ein Mann stirbt, so stürzen sich seine Weiber von einem hohen Orte herab, und verstümmeln sich dadurch manchmahl auf ihre ganze Lebenszeit. Sie glauben, daß sich die Seele, wenn sie aus dem Leibe scheide, nicht weit von dem Körper entferne, und wohl gar bey demselben im Grabe bleibe; sie lassen deßwegen einen Platz neben ihm leer, damit der Geist Raum haben möge. Diese Gewohnheit ist so eingewurzelt bey ihnen, daß sie auch durch das Christenthum nicht ausgerottet werden kann. Man erwischte sogar einige Christliche Weiber, welche heimlich an den Ort, wo ihre Männer oder Kinder begraben waren, gingen, und die Erde, womit das Grab bedecket

war, durch ein kleines Sieb laufen ließen, um ihrer Seele eine Erleichterung zu verschaffen, die, wie sie sagten, ohne diese gebrauchte Vorsicht, allzu sehr gedrückt werden würde. Die Mataranen begehen alle Jahre den Gedächtnißtag ihrer Verstorbenen auf die lächerlichste Weise. Sie laden alle ihre Freunde ein, und jeder ist verbunden, einen todten Strauß mitzubringen. Wenn der Gedächtnißtag von mehrern Verstorbenen zugleich gefeyert wird; so muß man so viele Sträuße haben, als Verstorbene zu betrauern sind, als welche dadurch gleichsam als Sinnbilder vorgestellt werden. Alle Gäste bekommen ein Geschenk, und jeder muß sich anheischig machen, bey Trauerfällen in seiner Familie ein Gleiches zu thun; und dieses Versprechen verbindet auch seine Erben, wenn er in der Zeit sterben sollte. Hält jemand sein Wort nicht, so ist dieses Ursache genug, das ganze Dorf mit Krieg zu überziehen. Diese Feste dauern vier Tage; man beweint aber die Todten nur eine Stunde lang; alsdenn erfolgt auf die Thränen ein unmäßiges Gelächter, Tänze, und Schmaus, wobey es Pflicht ist, sich zu berauschen. Den Beschluß macht eine Art von Bacchanalien, wobey alle diejenigen Unordnungen begangen werden, die man von Wilden in einem solchen Zustand erwarten kann. Einige Völker in diesem Weltstriche sollen noch jetzt die Gewohnheit haben, ihre verstorbenen Freunde aus Mitleiden zu fressen, denn sie glauben ihnen ein weit ehrlicheres Begräbniß dadurch zu verschaffen, als wenn sie sie der Verwesung überlieferten; andere sollen die Körper ihrer Kriegsmän-

ner zerfleischen, das Fleisch verzehren, die Gerippe eine Zeitlang mit vieler Ehrfurcht aufheben, und hernach im Kriege anstatt der Fahnen brauchen. Bey so verschiedenen Begräbniß-Ceremonien finden wir doch kein einziges Volk, welches, wie die Asiaten seine Todten verbrennt Was mag wohl die Ursache davon seyn? Sollte sie nicht in der Hochachtung, die die Süd-Amerikaner gegen das Feuer haben, zu suchen seyn?

Vierter Abschnitt.

Kriegswesen der Brasilianer, und der übrigen südlichen Völker in Amerika.

Daß Krieg in der Welt gewesen ist, so lange es Menschen gegeben hat, ist eine Wahrheit, die durch die Geschichte aller Zeiten bestätigt wird. Doch sind die Ursachen, wodurch die Völker gegen einander die Waffen zu ergreifen angereizt werden, nicht bey allen Völkern einerley. Einige werden durch Ehrsucht angetrieben, und suchen sich durch ihre Eroberungen einen ewigen Nahmen zu machen; andere treibt der Eigennutz an, sich der Güter der andern zu bemächtigen; noch andere die Herrschsucht, ihre Macht durch Unterjochung der andern zu befestigen. Alle diese und noch andere

Ursachen, wodurch Krieg in der Welt entstehen kann, treffen bey den Brasilianern nicht ein; sondern die einzige Triebfeder, wodurch sie zum Kriege angereitzt werden, ist, ihrer Rachbegierde Genüge zu leisten, Gefangene zu machen, und Waffen zu erbeuten. Wenn also einmahl ein Krieg unter diesen Völkern angefangen ist, so ist an keine Wiederherstellung des Friedens zu gedenken; denn es mag der Ausgang eines Feldzugs seyn, wie er will, so haben beide streitenden Parteyen das Schicksal, daß einige von ihnen getödtet, oder gefangen worden, und dieses ist Ursache genug, so bald sie können, den Krieg wieder aufs neue anzufangen. Die Beleidigungen, die einer einzelnen Privat-Person angethan werden, bringen gemeiniglich einen Krieg auf die ganze Nation. Die Brasilianer erkennen keine Könige und Fürsten, sondern jeder hat mit dem andern gleiches Recht; daher sind sie so leicht gegen jedes andere Volk in Harnisch zu bringen.

Wenn nun einer aus ihnen beleidigt worden ist, so bringt er seine Beschwerden bey ihren Aeltesten an. Diese haben zwar im eigentlichen Verstande nichts zu befehlen; aber sie stehen doch wegen ihrer Erfahrung in großem Ansehen unter ihnen. Ein jedes Dorf hat seine Pororupicheh, dieß ist ihr Nahme, und jedermann bedient sich ihres Raths. Sie liegen in ihren baumwollenen Matten, und geben darin Audienz. Zu ihnen versammeln sich die Brasilianer, wenn sie Krieg anfangen wollen. Hier werden die Berathschlagungen angestellt, und diese Alten ermangeln nie-

mahls, sie zur Rache gegen ihre Feinde anzufeuern, wenn sie einen glücklichen Erfolg vermuthen, außer dem aber thun sie ihnen Vorstellungen, ihre Rache bis auf eine gelegenere Zeit aufzuschieben. Sie verfahren aber gar nicht dictatorisch, sondern ein jeder der Anwesenden kann seine Meinung frey sagen, ohne daß ihm ein anderer in die Rede fällt. Kommt diese mit der Meinung des Alten nicht überein, so klopft dieser mit seinen Händen auf seine Schultern und Lenden und sagt: Nicht also, meine Landsleute, so müßt ihr es nicht anfangen, und dergl. Eine solche Versammlung dauert oft sechs Stunden, bis es zu einen Entschlusse kommt; alsdenn geht ein jeder nach Haus, und macht den Seinigen das Resultat von der Berathschlagung bekannt. Und hierauf rüstet sich ein jeder zum bevorstehenden Feldzuge.

Die Waffen, die sie führen, sind von verschiedener Art. Ihr gewöhnliches Gewehr ist der Tacape, eine Art von einer Keule aus Brasilien- oder anderm harten Ebenholze, welche fünf bis sechs Schuh lang ist. Ihre Gestalt ist am Ende rund, oder auch länglich, ungefähr zwey Hand breit, mitten eines Daumens dick, an beiden Seiten aber geschärft. Sie können sie so wohl zum Zuschlagen, als zum Hauen gebrauchen. Ferner führen sie einen Bogen, den sie in ihrer Sprache Orapat nennen. Er ist aus eben dem Holze, aus welchem die Keule ist, gemacht. Die Sehne dieser Bogen ist von dem Kraute Tocon gemacht, sehr dünn, aber so stark, daß ein Pferd daran ziehen könnte, ehe sie zerreißt. Ihre Pfei-

le sind ungefähr eine Klafter lang, und bestehen aus drey Stücken; das mittelste ist von Schilf, die beyden äußersten Enden aber von schwarzem Holz gemacht, und diese Theile sind durch Baumbast so künstlich mit einander verbunden, daß sie nur ein Stück auszumachen scheinen. Sie haben nur zwey Federn, die mit baumwollenen Faden sehr sauber angebunden sind. An die Spitze des Pfeils machen einige zugespitzte Knochen, andere ein Holz von trocknem und harten Rohr, eines Schuhes lang, das vorn her wie eine Lanzette zugespitzt ist; noch andere die Spitze eines Rochenschwanzes, der sehr giftig ist. Seitdem die Portugiesen und Franzosen dieses Land besucht, und Eisen eingeführt haben, machen sie auch Pfeileisen, oder wenigstens eine Nagelspitze daran. Endlich führen sie auch einen Schild, welcher aus dem Rücken, als der dicksten Haut, des Thieres Tapirussu, gemacht wird; er ist breit, platt und rund, und wird bloß zur Abhaltung der Pfeile gebraucht; wenn es aber zum Handgemenge kommt, so lassen sie ihn über den Rücken herab hangen. Wenn es zum Treffen geht, so haben sie nichts als ihre Federmützen, Armbänder und kurze Federdecken an sich; alles übrige halten sie für überflüssig und zum Fechten hinderlich. Mit dieser Rüstung versammeln sie sich, manchmahl hundert, manchmahl etliche tausend Mann stark, nachdem die Unternehmung wichtig ist, oder nicht. Zu Heerführern werden diejenigen gewählt, die in den vorigen Feldzügen die meisten Feinde getödtet haben. Bey ihrem Zuge finden sich auch ihre Weiber ein,

die die Lebensmittel fortbringen müssen; ingleichen auch ihre Ältesten, die sie zur Tapferkeit ermuntern. Bey ihrem Zuge halten sie keine gewisse Ordnung, indessen geht doch alles ohne Verwirrung vor sich. Ihr Losungszeichen geben sie mit einem Horn, das sie Inubia nennen, und mit kleinen Pfeiffen, die aus den Knochen der Gefangenen gemacht worden, die ihnen bey ihren vorigen Unternehmungen in die Hände gerathen sind. Wenn sie zur See einen Zug thun, so besteigen sie ihre Canots aus Baumrinden, die sie Ygat nennen; doch wagen sie sich nicht weit vom Ufer.

Die Art, wie sie Krieg führen, ist ganz besonders. Sie greifen ihren Feind niemahls in einer Schlachtordnung und sehr selten in freyem Felde an, sondern sie suchen sie meisten Theils hinterlistig zu überraschen. Wenn sie auf eine Streiferey ausgehen, so thun sie oftmahls eine Reise von dreyßig bis vierzig Meilen weit, ehe sie an das Dorf kommen, an dessen Einwohnern sie ihre Rache ausüben wollen. Sie rücken aber nicht mit ihrer ganzen Macht an, sondern die Tapfersten unter ihnen gehen einige Tagreisen ganz stille voran, und lassen die andern nebst den Weibern zurück. Sie nehmen ihren Weg durch die Gebüsche, und nähern sich dem Dorfe ganz unvermerkt. Sie überfallen sie plötzlich, und nehmen Männer, Weiber und Kinder, so viel sie können, mit sich fort; wenn sie nach Hause kommen, so schlagen sie sie todt, rösten und verzehren sie. Diese Überraschung ist um so viel leichter, weil die Hütten der Indianer

mit keinen Thüren und Schlössern versehen sind: Die Gränzdörfer sind zwar mit Pfählen befestigt, aber auch da kostet es nicht viele Mühe, sie zu übersteigen. Sind sie vorher von der Ankunft einer feindlichen Macht benachrichtigt, so wenden sie alle mögliche List an, den Angriff zu vereiteln; allein die Belagerung ist dessen ungeachtet nicht von langer Dauer. Die hölzernen Pfähle werden entweder in Brand gesteckt, oder untergraben, oder auf andere Weise unbrauchbar gemacht. Und dann ist nichts der Wuth zu vergleichen, mit welcher sie über ihre Feinde herfallen. Haben sie aber Zeit, sich in offenem Feld in Vertheidigungsstand zu setzen; so ist die Hitze, mit welcher sie einander anfallen, nicht auszusprechen. Der Anfang wird mit einem fürchterlichen Geschreye gemacht, und bey näherer Zusammenstoßung läßt sich ihre Feldmusik hören. Sie fangen darauf an, einander mit den fürchterlichsten Geberden zu drohen; sie zeigen einander die Zähne ihrer vorigen gefressenen Gefangenen, die sie an einer Schnur am Halse hangen haben. So wie sie schußrecht sind, so drücken sie ihre Pfeile gegen einander los. Diejenigen, die dadurch verwundet werden, reissen sie mit größter Bitterkeit aus der Wunde, zerbrechen sie, und zerbeissen wie die Hunde die Stiele in kleine Stücke; und gehen alsdenn aufs neue in den Streit. Sie sind so erbittert, daß sie, so lange sie noch Arme und Beine regen können, stehen bleiben, und unaufhörlich streiten. Wenn sie nun endlich handgemein werden, und ein jeder seinen Mann vor sich sieht; so richten sie ein erbärmliches Metzeln an. Einige Franzosen hatten einst

die Neugierde, ein solches Scharmützel in der Nähe mit anzusehen, und wir wollen unsern Lesern die Erzählung von diesem Vorfall um so viel lieber mittheilen, da sie von Augenzeugen geliefert wird.

Da die beyden streitenden Parteyen noch ungefähr eine Viertelstunde von einander waren; so fingen sie dergestalt an zu heulen, daß, wenn es gedonnert hätte, man es nicht würde haben hören können. So wie sie sich näherten, verdoppelten sie ihr Geschrey, bliesen ihre Hörner, streckten die Arme aus, droheten einander, und zeigten einander die Knochen von den Gefangenen, die sie gefressen hatten, und sogar die angereiheten Zähne, wovon sie über zwey Klafter am Halse hangen hatten. Dieser Anblick war entsetzlich; aber er wurde noch fürchterlicher, da sie sich einander näherten. Denn da sie zwey oder dreyhundert Schritte von einander waren, so begrüßeten sie einander mit vielen abgeschossenen Pfeilen, daß die ganze Luft damit angefüllet war. Diejenigen, die davon getroffen wurden, rissen sie mit einer unglaublichen Herzhaftigkeit aus ihrem Leibe, zerbrachen und zerbissen sie, und unterließen nicht, ihnen, ungeachtet ihrer Wunden, die Spitze zu biethen. Als sie zum Handgemenge gekommen waren, so ließen sie die hölzernen Keulen mit beyden Händen spielen, und schlugen einander grimmig, so daß derjenige, der seinen Mann an den Kopf traf, ihn augenblicklich zu Boden stürzte und todtschlug. Es war ein wahres Schauspiel, diese Wilden fechten zu sehen. Ihre Sprünge und

hurtigen Wendungen, so viele Pfeile mit ihren großen Befiederungen von rothen, blauen, grünen und fleischfarbenen Federn, unter den Strahlen der Sonne funkeln und fliegen, so viele Mützen und Armbänder von eben diesen natürlichen Federn schimmern zu sehen, war ein angenehmer Anblick für ein Auge, das außer Gefahr ist. Nachdem der Streit ungefähr drey Stunden gedauert hatte, und auf beyden Seiten eine gute Anzahl Todter und Verwundeter war; so machten die Sieger ungefähr dreyßig Mann zu Gefangenen, und führten sie mit sich fort. Da diese zu dem siegreichen Haufen gebracht, und gebunden worden waren; so entstand ein allgemeines Frohlocken unter ihnen. Sie tanzten, sprangen, klopften in die Hände, und die armen Gefangenen mußten mit singen.

Nichts ist abscheulicher, als die Art, wie die Brasilianer mit ihren Gefangenen umgehen. Das erste, was sie mit ihnen vornehmen, ist, daß sie sie zu den Gräbern derjenigen führen, an deren Stelle sie zum Todtenopfer gebracht werden sollen. Alsdenn werden sie in das Dorf gebracht. Sie werden aber gar nicht übel gehalten, oder in ein Gefängniß geworfen, ob man sich gleich ihrer Person versichert. Alles, was die Verstorbenen, deren Todtenopfer sie jetzt werden sollen, in ihrem Leben gehabt haben, wird ihnen gebracht, und sie müssen solches erstlich waschen, alsdenn können sie es nach Gutbefinden gebrauchen. Haben die Verstorbenen Wittwen hinterlassen, so werden sie ihnen zu Weibern gegeben;

sonst aber überliefert man ihnen die Schwestern derjenigen, denen sie geopfert werden sollen. Ja sie haben sogar hierüber einige festgesetzte Regeln, und niemand wird sich ein Bedenken daraus machen, einem solchen Gefangenen seine Schwester zu geben. Diese Weiber leisten ihm alle Dienste an dem Tage, an welchem er geschlachtet und gegessen werden soll. Inzwischen bringt er seine noch übrigen Tage mit Vergnügen zu, und wird gleichsam noch gemästet. Derjenige, der der Herr des Sclaven ist, wählt hierauf diejenige Person, die ihm den tödtlichen Streich beybringen soll; denn dieses wird für eine Ehre gehalten, und dieser ladet hierauf die ganze Nation zu diesem Freudenfeste ein. Nunmehr wird der Tag zur Execution fest gesetzt, und von den eingeladenen Gästen bleibt nicht leicht einer aus. Der Gefangene siehet alle diese Zubereitungen an, ohne im Geringsten darüber bewegt zu werden. Jeder von den Gästen wählet sich ein Glied zur Speise, und obgleich der Gefangene siehet, wie man sich noch bey seinem Leben in seinen Körper theilt, so zeigt er doch nicht die geringste Unruhe dabey. Die Weiber bereiten indessen die Chica, und die Männer erlustigen sich etliche Stunden mit Trinken. Einige Tage vor der Execution wird er verschiedene Mahle an den Ort geführt, wo er hingerichtet werden soll. Hier muß er mit den Anwesenden tanzen und springen. Den nächsten Tag vor seinem Tode hohlen ihn die Weiber ab, und binden ihm einen Strick um den Hals. Eine von ihnen bemahlt ihm den ganzen Leib mit allerhand Farben, und streuet ein

aschfarbiges Pulver von gebrannten Eyerschalen darauf. Sie schmücken ihn mit allerhand Federn, als wenn er einen prächtigen Einzug halten sollte. Während der Zeit, als er auf diese Art geputzt wird, umgeben ihn die übrigen Weiber, und lassen die Luft von dem Lärmen ihrer Gesänge erschallen, und die Erde von dem Aufstampfen ihrer Füße erschüttern. Unter gleichen Ceremonien wird auch die traurige Keule, die sie Butu nennen, und womit er den Todesstreich empfangen soll, gemahlt, und alsdenn in eine leere Cabane gebracht. Den übrigen Theil bringen sie mit Trinken zu.

So bald sich am folgenden Morgen die Sonne am Horizonte blicken läßt; so versammeln sich alle Gäste an dem Orte, wo das Fest gehalten werden soll, und stellen den Gefangenen mitten unter sich. Indessen zünden die Weiber ein kleines Feuer an, um das Getränk, welches sie einige Tage zuvor gekocht haben, zu wärmen. Sie präsentiren alsdenn solches den Männern, welche einen Topf nach dem andern ausleeren. Der Gefangene wird dabey nicht vergessen, er läßt keine Schale vorbey gehen, sondern schluckt das Getränk mit großer Begierde hinunter. Ob er gleich weiß, daß sein Tod nahe ist, so ist er doch lustig und munter. Er singt und tanzt nach seinem besten Vermögen: und da ein jeder von denen die ihn umgeben, entweder seine, oder seiner Vorfahren Heldenthaten besingt, und sich bemühet, den Ruhm der feindlichen Nation zu verkleinern; so singt der Gefangene nicht weniger Triumph-

lieder von seinen großen Unternehmungen, und schont dabey seiner Überwinder im geringsten nicht, sondern er belegt sie mit den empfindlichsten Schimpfreden. Nunmehr wird der Gefangene seiner Freyheit völlig beraubt. Zwey handfeste Kriegsmänner bemächtigen sich seiner, ohne daß er Widerstand thut, und binden ihm den Strick, den er bisher um den Hals gehabt hat, um den Leib. Sie stellen sich auf beyde Seiten, und ziehen den Strick an, so daß er nicht einen Schritt aus ihrer Mitte thun kann. Jedermann freuet sich schon im voraus, wie er sein Fleisch kochen und verzehren helfen will. Hier muß er ihnen zum Schauspiele dienen. Man ermahnet ihn, seinen bevorstehenden Tod zu rächen, und legt ihm deßwegen einen Haufen Steine, und zerbrochene Scherben vor die Füße, mit denen er um sich werfen sollte: die Wächter aber bedecken sich mit ihren Schildern. Ergrimmt ergreift der Gefangene die Steine, und wirft sie auf diejenigen los, die um ihn stehen, und manchmahl werden auch einige verwundet. Wenn diese übel angebrachte Ergetzlichkeit geendigt ist; so bringt eine Frau die Keule, womit der Gefangene todt geschlagen werden soll, mit großem Pomp herbey, und fängt ein lautes Freudengeschrey an. Sie überliefert sie einem Kriegsmann, und dieser hält sie dem Gefangenen eine Zeit lang vor das Gesicht. Nun kommt derjenige, dem die Ehre zugedacht ist, daß er dem Gefangenen den Todesstreich versetzen soll, zum Vorscheine; denn bis auf diesen Augenblick hat er sich verborgen gehalten, um sich desto besser zu dieser

wichtigen Handlung anzuschicken. Er ist von funfzehen bis zwanzig Kriegsmännern begleitet, die ihm gleichsam Ehrenhalber zur Seite stehen. Alle diese sind gemahlt, und auf das herrlichste nach ihrer Art geputzt. Das Oberhaupt des Dorfs nimmt die Keule aus der Hand desjenigen, der sie bisher gehalten hat, bringt sie dem, der den Streich verrichten soll, und steckt sie aus Ehrerbiethung durch die Beine durch. Dieser ergreift sie mit beyden Händen, macht eine Stellung, als wenn er zuschlagen wollte, und sagt zu dem Gefangenen: Bist du nicht von der oder der Nation, die mit der unsrigen in Feindschaft lebt, und viele von unsern Vätern, Brüdern, Weibern und Kindern umgebracht hat? Ja, unfehlbar, antwortet der Gefangene, bin ich einer davon, und ich mache mir eine Ehre daraus; ich habe auch selbst nicht unterlassen, euch Übels zu thun; so und so viel Personen habe ich getödtet, und ihr Fleisch gefressen; laß mich frey, so will ich dich und die Deinigen auch fressen. Nun wohl, antwortet der andere, wir wollen dir schon zuvor kommen; du sollst uns nicht entwischen, ich werde dich todt schlagen, und wir wollen alle deine Glieder braten, und bis auf die Knochen fressen. Viel Glück dazu, antwortet der Sclave, aber wisset, daß meine Landsleute meinen Tod nicht ungerochen werden bleiben lassen. Kaum sind diese Worte ausgesprochen, so erfolgt auch sogleich der Schlag, daß er todt zur Erde nieder stürzt.

So bald der Streich geschehen ist, so nähert

sich diejenige Weibsperson, die diesem Unglücklichen wenig Tage vor seinem Tode zur Frau gegeben worden ist, seinem Leichnam, fällt über ihn her, und vergießt einige Thränen, um seinen Tod zu beweinen. Die Trauer aber währet nicht lange, und geht ohne Zweifel nicht von Herzen; denn sie ißt von dem Leichnam ihres Geliebten mit eben solcher Begierde, als die andern. Nunmehr nehmen die Weiber den todten Leichnam, und rösten ihn auf einem gelinden Feuer; sie waschen ihn so lange mit heißem Wasser, bis er ganz weiß ist. Der Herr des Gefangenen stellt sich alsdenn mit seinen Gehülfen hin, und zerstückt den Körper. Zuerst schneidet er die Arme in den Gelenken der Achsel, und die Beine unter den Knien ab, welche die Weiber gleichsam als Triumphzeichen mit großem Freudengeschrey durch das ganze Dorf tragen. Hernach zertheilt er den übrigen Körper wie ein Fleischer in verschiedene Stücke. Die Mannspersonen behalten das derbe Fleisch für sich, der Kopf und das Eingeweide aber fällt den Weibern zu, jedoch so, daß sie bloß das Gehirn und die Zunge verzehren. Das übrige Fleisch wird wie anderes Fleisch geröstet und gegessen. Mit dem herauslaufenden Blute reiben die Anwesenden die Angesichter, Arme, Hüften und Beine ihrer Kinder, auf daß sie noch in ihren zarten Herzen einen desto unversöhnlichern Haß gegen ihre Feinde bekommen möchten. Der Henker, der diesen Menschen todt geschlagen hat, erwirbt sich durch diese That einen solchen Ruhm, daß er unter den Seinigen gleichsam verewiget wird, und er

muß auch hernach die Ehrenzeichen davon in seinem ganzen Leben an sich tragen. Er bekommt einen neuen Nahmen, der ihm während dieser Handlungen beygelegt wird; es werden ihm mit einem scharfen Zahn eines Thieres Striemen auf die Schultern, Brust, Arme und Beine geritzt, welche mit Kohlen ausgerieben werden, und nimmermehr ausgelöscht werden können; und dieses sind unauslöschliche Zeichen seiner Tapferkeit. Die Hirnschale des Hingerichteten wird im Dorfe als ein Denkmahl des Sieges und der Tapferkeit aufgehängt.

Diese Begierde, die gefangenen Feinde zu fressen, ist fast allen Völkern, in dem südlichen Amerika, gemein. Ihre Art Krieg zu führen ist auch eben diejenige, die wir jetzt beschrieben haben. Selten kommen sie mit offenbarer Gewalt, sondern ihr Angriff ist allemahl heimliche Überraschung. Wenn sie sich vorgenommen haben, einen Ort auszuplündern, so versuchen sie alle Mittel, die Einwohner einzuschläfern. Sie lauern oft ein ganzes Jahr auf Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen. Sie haben unaufhörlich Kundschafter im Felde, die nur bey Nacht ausgehen, ja wenn es nöthig ist, auf dem Leibe kriechen. Bogen, Pfeile, Keulen und Wurfspieße sind ihre Waffen. Wenn sie einen Gefangenen machen, so sägen sie ihm den Hals mit einem Fischkinnbacken ab; darauf ziehen sie ihm die Haut vom Kopfe, den Hirnschädel heben sie als ein Denkmahl des Sieges auf, den Körper aber fressen sie. Man kann nicht sagen, ob dieses Ver-

fahren aus einer Begierde nach Menschenfleische, oder aus toller Rachsucht herkomme. Auf der einen Seite ist bekannt, daß sie nur diejenigen von ihren Feinden fressen, die ihnen lebendig in die Hände gerathen, und die Leichname derer, die auf dem Schlachtfelde liegen, unangetastet lassen; auf der andern Seite aber werden uns so viele traurige Geschichten erzählt, von unglücklichen Europäern, die ihnen unschuldiger Weise in die Hände gerathen, und von ihnen verzehrt worden sind, daß man es fast nicht in Abrede seyn kann, sie müssen am Menschenfleisch einen besondern Geschmack finden. Je weiter man gegen Mittag kommt, desto rasender ist diese Begierde.

Sitten und Meinungen der Apalachiten in Florida.

Dieß war eine der merkwürdigsten und zahlreichsten Völkerschaften, die in dem Strich Landes, dem die Spanier bey seiner Entdeckung den Nahmen Florida beygelegt haben, wohnten. Sie bewohnten ein schönes großes Land, das sich vom drey und dreyßigsten bis zum sieben und dreyßigsten Grade Nordbreite erstreckte. Von der Morgenseite waren sie durch ein langes und hohes Gebirge von Virginien getrennt, auf der andern aber gränzten sie an verschiedene kleine Völkerschaften, die größten Theils ihre Bundsgenossen waren. Sie hatten ihre Colonien bis nach Mexico geschickt, wo sie sich aber mit den Landeseinwohnern dermaßen vermischt haben, daß sie ganz naturalisirt wurden, und sich durch nichts anders, als durch einige Worte ihrer Muttersprache, die sie beybehalten haben, unterschieden. In ihrem ursprünglichen Vaterlande sind sie auch, nachdem die Spanier festen Fuß darin gesetzt hatten, dermaßen zusammen geschmolzen daß man nur hier und da noch einige Überbleibsel von ihnen antrifft. Wir wollen sie näher kenenn lernen.

Erster Abschnitt.

Schicksale und allgemeine Schilderung der Nation.

Die Apalachiten hielten sich für das älteste Volk in ganz Amerika; und ob sie sich gleich nicht, wie ehemahls die Arkadier rühmten, noch vor der Erschaffung des Mondes gegenwärtig gewesen, und unmittelbar aus der Erde hervor gewachsen zu seyn; so wollten sie doch behaupten, daß sie durch viele Geschlechter hindurch dieses Land bewohnt hätten. Allein die Überlieferung aller Amerikanischen Völker ist allzu ungewiß, als daß man etwas Zuverlässiges davon behaupten könnte. So viel scheint ziemlich wahrscheinlich zu seyn, daß sie aus Asien, und zwar aus den Gegenden, die jezt von Tartarn bewohnet werden, nach Amerika gekommen sind. Die Gründe, worauf diese Vermuthung beruhet, sind, weil sie mit den Tatarn einerley Farbe, einerley Gesichtszüge, Leibesstellung, Haare, und ins besondere einerley Augen haben; ihre Meinungen in Religions- und andern Sachen stimmen auch sehr genau mit einander überein; und endlich, wenn man die Sitten, Sprache und Polizey beyder Völker mit einander vergleicht, so findet man auch hierin eine allzu große Ähnlich-

keit, als daß man sie dem bloßen Zufalle zuschreiben sollte.

Dieses Volk lebte lange Zeit ruhig in seinem Lande, als es auf einmahl durch die Einfälle eines Mitternächtigen Volks beunruhiget wurde. Sie hatten durch die Wegschickung ihrer Colonien ihr Land von bewaffneter Mannschaft sehr entblößt, und so wie sie von ihren Nachbarn keine Eroberungen machen wollten; so vermutheten sie auch nicht dergleichen von ihnen. Allein sie betrogen sich in ihrer Meinung. Die Cofachiten, ein gegen Mitternacht in einem morastigen und unfruchtbaren Lande wohnendes Volk, nahmen diese Gelegenheit in Acht, und machten einen Versuch, die Apalachiten, mit denen sie bisher ganz friedlich gelebt hatten, entweder ganz aus ihrem schönen Lande zu vertreiben, oder sie doch wenigstens zu nöthigen, es mit ihnen zu theilen. Sie griffen die Sache mit der größten Behutsamkeit an. Die Oberhäupter der Cofachiten gingen erstlich in allen Dorfschaften herum, und suchten die Einwilligung der Hausväter dazu zu bekommen. Diese ließen sich auch nicht lange dazu bitten. Sie nahmen ihren Vorrath, den sie hatten, zündeten ihre Dörfer an, und machten sich mit Weib und Kind auf den Weg, mit dem festen Entschlusse, entweder zu siegen, oder zu sterben. Unvermuthet, wie ein Donnerwetter, überfielen sie die Apalachiten, die eben beschäftigt waren, ihre Felder zu bestellen. Diejenigen, die an dem großen See Thuomi wohnten, flüchteten beym Anblicke eines so zahlreichen Heeres

auf die benachbarten Gebirge, und überließen ihre Dörfer der Willkühr ihrer Feinde. Hierauf eilten sie durch die Wälder, und brachten diese traurige Nachricht den Einwohnern der zwischen den Bergen liegenden Thäler, wo ihr König mit der größten Macht seines Reichs war. Sogleich wurden die Zugänge der Gebürge durch hinreichende Mannschaft besetzt, und alle Anstalten gemacht, dem Feinde das weitere Eindringen zu verwehren. Diese beschäftigten sich indessen mit der Plünderung, und ließen dadurch den Apalachiten Zeit, sich in gute Gegenverfassung zu setzen. Dennoch aber waren ihre Anstalten nicht hinreichend, die Cofachiten zurück zu halten. Sie bekamen einige Apalachitische Fischer gefangen, die ihnen einen andern Weg durch die Wälder, Gebirge und Thäler zeigten. Von hier aus kamen sie unvermerkt mitten in das Land. Sie überrumpelten die ersten Plätze ohne Mühe, weil sie nur von schwachen und unvermögenden Leuten vertheidigt wurden. Nunmehr wurden die Cofachiten immer muthiger, und suchten ihre Eroberungen weiter fortzusetzen. Sie hatten den Rücken frey, indem sie die Plätze, die sie eingenommen hatten, mit hinreichender Mannschaft besetzten. Und nun gingen sie dem Könige der Apalachiten gerade entgegen, in der Absicht, ihn durch ein entscheidendes Treffen zu zwingen, ihnen einen Theil seines Landes abzutreten. Der König war zwar über die Nachricht von der unvermutheten Annäherung der Feinde anfangs bestürzt; dennoch aber verließ er sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, und ging ihnen entge-

gen. Er und seine Leute griffen die Cofachiten mit einer überlegten Tapferkeit an. Das Treffen war auf beyden Seiten hitzig, und da sie zum Handgemenge kamen, so wurde mit den Keulen ein unerhörtes Metzeln angerichtet, welchem erst die einbrechende Nacht ein Ende machte; und dennoch wurde an diesem Tage nichts entschieden. Die Cofachiten sahen nunmehr, daß sie es mit einem tapferern Feinde zu thun hatten, als sie anfangs geglaubt hatten. Sie entschlossen sich, also, in Güte zu versuchen, ob ihnen nicht die Apalachiten ein Stück Landes abtreten würden. Gleich den Tag nach der Schlacht schickten sie eine Gesandtschaft an den König, und ließen ihm Friedensvorschläge thun, zugleich aber auch ankündigen, wenn er sie nicht annehmen würde, so sollte er sich auf einen neuen Angriff gefaßt machen, der noch heftiger als der vorige seyn sollte, indem sie nunmehr ihre ganze Macht beysammen hätten. Der Grundsatz ihrer Friedensvorschläge war ein Mahl vor alle Mahl, sich entweder in der Güte oder mit Gewalt in ihrem fetten und guten Lande nieder zu lassen; sie verlangten also ein Volk mit ihnen auszumachen, und diejenigen Plätze, die durch die vorhin gemeldete Auswanderung leer geworden waren, zu besetzen. Der König brachte die Forderungen der Cofachiten vor die Oberhäupter seines Volkes, und nach einigen Überlegungen entschlossen sie sich, dem Verlangen ihrer Feinde zu willfahren. Es wurde ihnen also zwar verwilligt, in den Städten und Flecken der Apalachiten unter ihnen zu wohnen; sie sollten überall als wirkliche

Eingeborne des Landes angesehen werden, und einerley Vorrechte und Freyheiten genießen; sie sollten dem Könige so wohl als die Apalachiten unterthänig seyn; sie sollten die Religion und Gewohnheiten des Landes annehmen: allein die Cofachiten wollten lieber, daß ihnen die Landschaft Amana zum gänzlichen Eigenthume abgetreten werden möchte, wo sie dessen ungeachtet den König der Apalachiten für ihren Oberherrn erkennen wollten. Auf diesen letzten Punct wurde der Friede geschlossen. Beyde Theile legten die Waffen nieder. Die neu angekommenen Gäste nannten sie Caraiben, das ist, tapfere Fremdlinge, und dieser Nahme ist ihnen auch in Zukunft geblieben.

Beyde Völkerschaften hatten sich also nunmehr vereiniat, und einem blutigen Kriege, der sie alle beyde hätte aufreiben können, ein Ende gemacht. Allein die Ruhe dauerte nicht lange. Denn da sich die Caraiben stark vermehrt hatten; so wollten sie anfangs die Religion der Apalachiten, welche die Sonne anbetheten, nicht annehmen, welches doch ein Hauptpunct in dem Friedenstractat war; sie weigerten sich auch, sich bey ihren Feyerlichkeiten in ihrem Tempel einzufinden. Hernach gingen sie noch weiter, und wollten auch den König der Apalachiten nicht für ihren Oberherrn erkennen, wie sie doch versprochen hatten. Der Krieg ging also wider aufs neue an. Die Caraiben waren von ihren Gegnern aller Orten eingeschlossen, und dermaßen in die Enge getrieben, daß sie sich nicht ausbreiten konn-

ten: hingegen hatten auch die Apalachiten in dem Mittelpuncte ihres Landes einen unversöhnlichen Feind, der sie beständig in Unruhe und unter den Waffen erhielt. Beyde Völker führten ein elendes Leben, und oft wurde der eine oder andere Theil durch die kurz vor der Arnde unternommene Verwüstung der Felder in großen Mangel gesetzt, wodurch ihrer mehrere als durch die Waffen umkamen. Diese Neckereyen dauerten etliche Jahrhunderte lang. Endlich fanden die Caraiben ein Mittel, gleichsam aus ihrem Gefängnisse durchzubrechen. Sie bemächtigten sich der Landschaft Matike, die auf der Mittagsseite an ihr Land angränzte, und sich auf der Abenseite bis an den Fluß, der von den Apalachiten Safainina, heut zu Tage aber der Mayfluß genannt wird. Da die Caraiben diesen Vortheil auf ihrer Seite hatten, so fingen die Apalachiten an, gelindere Saiten aufzuziehen, und machten mit den Caraiben einen Stillstand, vermöge dessen zwar die Feindseligkeiten aufhören, die Caraiben aber in dem ruhigen Besitze des ihnen ehemahls angewiesen Landes, als eines Eigenthums, bleiben sollten.

Die Apalachiten, die den Verlust dieser ansehnlichen Provinz mit dem größten Widerwillen ansahen, waren diesen Stillstand bloß deßwegen eingegangen, um während desselben Zeit und Gelegenheit zu haben, sich gegen die Caraiben in gute Verfassung zu setzen. Sie hielten deßwegen verschiedene geheime Berathschlagungen, wie sie die Oberhand wieder über sie bekommen möch-

ten. Sie hatten nunmehr aus der Erfahrung gelernt, daß mit Gewalt nicht viel auszurichten sey; sie nahmen deßwegen ihre Zuflucht zur List. Sie wollten nähmlich den Samen der Uneinigkeit unter sie streuen, um sie hernach desto leichter unter das Joch zu bringen, und ihre Priester schafften ihnen bald Gelegenheit dazu. Sie hatten gleich anfangs bemerkt, daß die Caraiben ein Volk ohne Religion, und ohne die geringste Kenntniß einer Gottheit wären; und ob sie zwar eine Furcht vor einem bösen Geiste, den sie Maboya nannten, hatten, sie ihm doch keine besondere Verehrung erwiesen. Sie suchten sie also, gleich im ersten Jahre, da die Einigkeit unter ihnen wieder hergestellt war, zu bewegen, der Sonne eben diejenige Verehrung zu erweisen, die sie ihr erwiesen. Sie unterrichteten sie in ihren Grundsätzen, und diese Bemühung war bey einigen Caraiben auch nicht fruchtlos. Diejenigen, die den Sonnendienst annahmen, verließen die Landschaft Amana, und begaben sich nach Bemarin, der Hauptstadt der Apalachiten, und wohnten daselbst auf ihren heiligen Bergen ihren Festen bey. Da der Krieg wieder aufs neue ausgebrochen war, so unterblieb zwar die Ausübung dieser Religion eine Zeitlang, aber der Same derselben wurde doch nicht gänzlich erstickt. Der Waffenstillstand, der zwischen ihnen errichtet war, gab ihnen Gelegenheit, die Funken der Religion, die gleichsam unter der Asche lagen, wieder anzublasen. Sie ließen also unter den Caraiben bekannt machen, daß sie zu Anfang des Monaths März der Sonne zu Ehren ein

großes Fest feyern würden, wobey allerhand Lustbarkeiten angestellet, und Geschenke ausgetheilt werden würden, und luden sie dazu ein. Die Caraiben konnten nicht den geringsten Argwohn schöpfen, daß eine List hierunter verborgen sey; denn dieses Fest war nicht nur seit vielen Jahren gefeyert worden, und also etwas Gewöhnliches, sondern man wußte auch, daß die Apalachiten während selbem keine Waffen führten, und sich die ärgsten Feinde zu der Zeit mit einander versöhnten. Sie setzten also in die Einladung der Apalachiten nicht das geringste Mißtrauen. Sie erschienen zur gesetzten Zeit, und ob sie gleich sonst fast nackend gingen, so bedienten sie sich doch gegenwärtig verschiedener Zierathen. Sie bestrichen das Gesicht, die Hände und alle bloßen Theile des Körpers mit einer hochrothen Farbe, und auf ihre Köpfe setzten sie Kränze von den schönsten Federn; die Weiber behängten sich mit Muschelwerk, und unterließen gleichfalls nichts, um sich nach ihrer Art recht schön zu putzen. Die Avachaliten erwarteten sie mit einer andächtigen Stellung, und empfingen sie auf das höflichste, und so freundlich, als ob niemahls einige Mißhälligkeit unter ihnen gewesen wäre. Auf dem ganzen Wege waren sie herrlich bewirthet worden. An dem zum Opfer bestimmten Tage ging der König in Begleitung der Caraiben und der Vornehmsten seines Landes an den Versammlungsort, und nachdem das Opfer vorbey war, theilte er nach der Gewohnheit des Festes eine große Menge Pelzwerk aus. Ins besondere bewies er seine Freygebigkeit ge-

gen die Caraiben. Seinem Beyspiele folgten die Reichsten unter seiner Nation, und kein einziger Caraibe ging mißvergnügt nach Hause. Wie sie zu den Ihrigen kamen, so konnten sie von der Freygebigkeit der Apalachiten nicht Rühmens genug machen, und dieses machte, daß sie sich das folgende Jahr, da sie wieder zum Feste eingeladen wurden, um die Wette beeiferten, diesem Feste beyzuwohnen, und wenn nicht ihre Vorsteher mit Gewalt einige zurück gehalten hätten, so würde das ganze Land von Einwohnern entblößet worden seyn. Die Apalachiten bewiesen dieses Mahl eben eine solche Freygebigkeit, wie das Jahr vorher, und setzten die Freundlichkeit einige Jahre lang fort, welche die Caraiben, die nicht vermuthen konnten, daß etwas Schlimmes darunter verborgen sey, als bares Geld annahmen. Da nun die Apalachiten sahen, daß sie sich das Zutrauen der Caraiben hinlänglich erworben hatten, so zogen sie nunmehr die Maske vom Gesichte. Die Zeit des Waffenstillstandes war zu Ende. Sie erklärten ihnen also nunmehr rund heraus, wenn sie den Sonnendienst nicht in seiner völligen Ausdehnung annehmen, und den König von Apalache, ihrem ehemahligen Versprechen zu Folge, für ihren Oberherrn erkennen würden; so sey ihnen nicht nur in Zukunft der Zutritt zu ihren Feyerlichkeiten versagt, sondern ihnen zugleich der Krieg förmlich angekündigt.

Die Apalachiten erreichten hierdurch die Absicht, die sie gehabt hatten, so gut, als sie es

wünschen konnten: denn über diesen Antrag theilten sich die Caraiben in ihren Meinungen. Diejenigen, die für den Sonnendienst eingenommen waren, bequemten sich nach dem Verlangen der Apalachiten, und sagten, daß, weil sie seit einigen Jahren die Annehmlichkeit des Friedens genossen, und bey so vielen Gelegenheiten die Güte, Aufrichtigkeit und Treue ihrer Nachbarn erfahren hätten; so sey es nicht wahrscheinlich, daß sie sich einige Unbequemlichkeit zuziehen würden, wenn sie sich den Apalachiten unterwürfen; die Forderungen wären von der Art, daß sie weder in Betracht ihres Ansehens, noch auch ihres erlangten Ruhms, etwas Nachtheiliges zu befürchten hätten; über dieß hätten sie keine Priester, die in dem Sonnendienste unterrichtet wären, und die Ceremonien wüßten; wenn sie die Priester der Apalachiten nachahmen wollten, so wäre zu besorgen, sie möchten sich durch ein Versehen den Unwillen derjenigen Gottheit zuziehen, die sie verehren wollten; sie hätten in ihrem ganzen Lande auch keinen Berg, auf welchem sie den Dienst der Sonne verrichten könnten, und was dergleichen mehr war. Kurz, sie entschlossen sich, die Oberherrschaft der Apalachiten zu erkennen, um in Zukunft die Erlaubniß zu haben, dem Sonnenfeste beyzuwohnen. Die Gegenpartey aber, von welchen die Vornehmsten der Nation waren, behaupteten, daß sie ihre Ehre nicht auf das Spiel setzen könnten, und dieses würde gewiß geschehen, wenn sie sich unter dem Vorwande der Religion für Unterthanen der Apalachiten ausgeben wollten; sie wären frey geboren, und

in dieser Würde hätten sie ihr eigenes Land verlassen, und einen fruchtbaren Boden durch die Gewalt ihrer Waffen eingenommen; diese Freyheit müßten sie vertheidigen, und Blut und Leben dafür lassen; es würde eine unverantwortliche Niederträchtigkeit seyn, wenn sie unter dem Vorwande der Religion, und durch eine bloße Neubegierde einigen Opfern beyzuwohnen, dem Besitz dessen, was sie mit so vielem Blut erworben hätten, entsagen wollten. Sie theilten sich nunmehr wirklich in zwey Parteyen, und die Apalachiten hatten ihre Absicht vollkommen erreicht.

Diese zwey Parteyen der Caraiben richteten unter einander viel Unheil an. Die Apalachiten schlugen sich zu denjenigen, welche ihre Religion angenommen hatten, und nach verschiedenen Scharmützeln wurde die Gegenpartey gezwungen, die Flucht zu ergreifen. Sie zogen sich an das Meer, und brachten den Winter in großer Mühseligkeit zu. Das folgende Frühjahr fanden sie einige Fahrzeuge an der Küste, die von den Lucayschen Inseln dahin waren verschlagen worden. Von den Personen, die darin waren, wurden ihnen diese Inseln so fruchtbar und schön beschrieben, daß sie sich entschlossen, ihren Wohnsitz daselbst aufzuschlagen. Sie bemächtigten sich verschiedener Fahrzeuge, die sie an der Küste fanden, und fuhren damit hinüber. Und hier sind sie in der Folge der Zeit den Europäern als die ersten Einwohner von Amerika bekannt geworden. Wir werden in Zukunft weitläufiger von diesen

Caraiben handeln. Die zurück gebliebenen Caraiben befestigten nunmehr ihre Gränzen, und stellten ihre tapfersten Leute auf die Vorposten, damit sie den Vertriebenen alle Hoffnung zur Rückkehr benehmen möchten. Sie schlossen darauf mit den Apalachiten ein festes Bündniß, und machten nunmehr nur ein Volk mit ihnen aus.

In dieser Verfassung blieben sie, bis die Spanier im Jahre 1539 dahin kamen, und in den folgenden Jahren das Land größten Theils eroberten. Es kamen auch Franzosen in das Land, welche Colonien anlegten. Die alten Apalachiten schmolzen hierdurch dermaßen zusammen, daß ihrer nur ganz wenige übrig blieben, die sich an die Küste von Mauhile zogen, und sich noch größten Theils daselbst aufhalten.

Was die körperliche Beschaffenheit dieser alten Einwohner von Florida betrifft, so sind sie groß von Statur, und wohl proportionirt; ihre Haut ist olivenfärbig. Sie werden zwar ganz weiß gebohren; jedoch sie ändern ihre natürliche Farbe durch den öftern Gebrauch einer gewissen Salbe, die sie aus Bärenschmalz, und einem gewissen Kraut bereiten, das die Kraft hat, die Haut wider Hitze und Kälte zu verwahren. Insgemein tragen sie lange schwarze Haare, und diejenigen Fremdlinge, die sie mit blonden Haaren zu sehen bekamen, schienen ihnen als etwas Wunderbares. Sie haben keinen Bart, und wenn sich ja ein Haar um das Kinn äußert; so reissen sie es sorgfältig aus; sie gebrauchen hierzu ein bei-

tzendes Öhl, welches die Öffnungen verstopft, und die Wurzeln der Haare verbrennt, daß sie nicht weiter zum Vorscheine kommen können. Männer und Weiber halten ihre Haare sehr reinlich, und flechten sie artig zusammen, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Weiber in Gestalt eines Kranzes auf dem Kopfe zusammen winden, die Männer aber in zwey Flechten hinter den Ohren herab hangen lassen. Dieses geschieht besonders zu der Zeit, wenn sie Bogen und Pfeile gebrauchen, damit ihnen die Haare nicht hinderlich fallen, außerdem aber lassen sie einen Theil über die Schultern fliegen. Die Bewohner des Gebirges schneiden ihre Haare an der rechten Seite gänzlich ab, an der linken hingegen lassen sie dieselben wachsen, und winden sie oberhalb des Kopfes zusammen, doch so, daß der Zipfel davon über das rechte Ohr herab hangt. Die mehresten haben weder Mützen noch Schuhe, und den übrigen Theil des Leibes bedecken sie mit wilden Thierhäuten, die sie wie einen Überrock zusammen nähen. In einigen Gegenden gingen ehemahls die Einwohner von Kopf bis auf den Nabel im Sommer ganz nackend, und bedeckten sich nur im Winter.

Eine besondere Anmerkung machen die ältesten Reisebeschreiber von diesen Einwohnern von Florida. Sie sagen, man habe in diesem Lande außerordentlich viele Hermaphroditen gefunden; diese müßten Weiberkleider tragen; man erlaube ihnen nicht, wie den übrigen Einwohnern, die Haare abzuschneiden; ihre Beschäftigung bestand

bloß darin, daß wenn eine Horde einen Zug vor hätte, sie das Gepäck und die Lebensmittel tragen, das Fleisch rösten, den Saft aus dem Mais zum Getränke auspressen, die Todten aus dem Treffen schleppen, und überhaupt alle harte Sclavenarbeit verrichten müßten. Es ist hier unserm Vorhaben nicht gemäß, die natürlichen Ursachen einer solchen außerordentlichen Erscheinung, wenn sie wahr ist, zu untersuchen. Vielleicht verursacht die Hitze des Klima's in einigen Theilen der natürlichen Glieder eine solche widernatürliche Ausdehnung, daß man den Unterschied der Geschlechter verkennt. Neuere Reisebeschreiber aber wollen gar nichts davon wissen, sondern sie schränken ihre Beobachtungen in diesem Punct nur darauf ein, daß sie sagen, man fände daselbst eine große Menge Mannspersonen, welche Weiberkleider trügen; diese wären alle mit einander Sclaven, dürften nicht heurathen, und müßten die schwersten Lasten tragen. Der Pater Lafitau erkläret dieses auf eine sehr wunderbare Weise. Er meinet, diese Völker wären ehemahls aus Carien und Phrygien auf die Antillischen Inseln, und von da nach Florida gekommen; sie hätten den Dienst der Cybele und der Venus Urania, deren Priester in Weibskleidern gehen mußten, mit dahin gebracht, und davon stamme noch gegenwärtig diese Gewohnheit her. Sollte wohl diese Meinung verdienen, daß man sie im Ernst widerlege? So viele Sätze, so viele unerwiesene Voraussetzungen. Andere glauben, daß diese Amerikaner durch diese Kleidungstracht eine widernatürliche Art der Wol-

last zu verbergen suchten. Noch andere erklärten sie auf folgende Weise: sie sagen, die Floridanischen Frauenzimmer müßten sich gegen das zwanzigste Jahr ihres Alters einer gewissen Operation unterwerfen, da ihnen von alten Matronen gewisse Auswüchse, die in hitzigen Gegenden nur allzu gewöhnlich wären, der Fruchtbarkeit wegen abgeschnitten würden; diejenigen nun, bey welchen dieses Hülfsmittel unwirksam wäre, würden zu einer ewigen Sclaverey verdammt. Nimmt man dieses an, so läßt sich leicht begreifen, wie die ersten Europäer, die eine unvollkommene Kenntniß von der Beschaffenheit der Indianer bekamen, auf den Einfall gerathen konnten, daß so viele Hermaphroditen unter ihnen angetroffen würden. Wir wollen uns nicht weiter in diese Sache einlassen; sie gehört mehr für den Zergliederer, als den Geschichtschreiber.

Wir wollen nunmehr diese Apalachiten in Florida auch auf der geistigen und moralischen Seite ansehen. In ihren Sitten haben sie eine gewisse natürliche Einfalt, die sich bey verschiedenen Vorfällen äußert, bey denen sie für Verwunderung ganz außer sich sind, wovon die Ursache in nichts anders, als in ihrer sehr eingeschränkten Erkenntniß zu suchen ist. Wenn sie im Anfange, da die Europäer hinein kamen, jemand schreiben sahen, so war ihnen dieses etwas ganz Unbegreifliches, zumahl wenn sie aus der Erfahrung gewahr wurden, daß durch Hülfe weniger Zeilen die Europäer ihren Freunden die Beschaffenheit ihres Zustandes und die geheimsten Dinge entdeckten. Eben

eine solche Verwunderung bezeigten sie bey dem Anblicke anderer Dinge, die ihnen, so wie andern Indianern auch, fremde vorkamen. Am meisten wunderten sie sich, wenn sie sahen, daß alte Leute Brillen gebrauchten, ob man ihnen gleich die Ursache davon erklärte. Sie beurtheilten die Europäer nach sich; denn unter ihnen trifft man Leute an, die hundert Jahre und darüber alt sind, und die an ihren Augen nicht den geringsten Abgang spüren. Die große Sorgfalt, die sie anwenden, den Rauch, und alles, was den Augen schädlich ist, zu vermeiden, trägt nicht wenig zu dieser muntern Beschaffenheit bey. Sie nähern sich dem Feuer nicht eher, als bis es die Noth erfordert. Zu dem Ende haben sie im Winter eine Art Kachelöfen in ihren Kammern, die aus getrockneter Erde gemacht sind, und an einem solchen Orte gesetzet sind, daß sie die Kammer erwärmen, keinen Schaden verursachen, und den Rauch abführen können. Dennoch aber haben sie, wie die meisten Amerikaner, eine besondere Hochachtung gegen das Feuer, und halten es für das lebendige Ebenbild der Sonne. Sie leiden deßwegen nicht, daß man Speichel, oder sonst eine Unreinigkeit in die Glut werfe, indem sie glauben, es widerführe dadurch der Sonne, dem Urbilde des Feuers, eine Beleidigung. In ihrem äußern Betragen sind sie höflich und liebreich, bey ihren ordentlichen Mahlzeiten mäßig, aber bey ihren Ergetzlichkeiten überlassen sie sich der Ausschweifung desto mehr.

Sie sind gelehrig, und wissen leicht etwas zu

fassen; daher auch viele unter ihnen, ohne viele Mühe, lesen und schreiben, Künste und Handwerke lernen. Alle Einwohner von Florida haben zwar einerley Sprache, aber jede Provinz hatte ihre besondere Mundart. Die Einwohner derjenigen Gegenden, wo noch die Überbleibsel der alten Caraiben wohnen, haben noch jetzt einige Wörter aus ihrer alten Sprache beybehalten. Die Hauptleute aber, und die Häupter der Familien, wie überhaupt alle diejenigen, die nach Ehrenstellen trachten, befleißen sich einer reinern Mundart, als der gemeine Mann. Ihre Ausdrücke sind nachdrücklich, und ihre Perioden kurz. Sie halten viel auf gute Einfälle; sie lieben in ihrem Vortrage die Gleichnisse, und wissen ihren Reden dadurch eine gewisse Annehmlichkeit zu geben. Alle Ausländer, die mit ihnen Umgang haben, geben ihnen das Zeugniß, daß sie weder die Trockenheit anderer Amerikanischen Völker, als welche viele Worte gar nicht haben, um gewisse Begriffe auszudrücken, noch den unnützen Überfluß der Worte haben. Sie bedienen sich einer ungekünstelten Reinigkeit, die durch ein gewisses Feuer belebet wird, und einen angenehmen Wohlklang in ihren Worten veranlasset.

In ihrem moralischen Charakter sind sie ungemein mißtrauisch, eigensinnig, jähzornig, und einer hinterlistigen Rache ergeben. Einige lassen sogar ihre Feindschaft erblich werden; woher oftmahls ganze Familien mit einander öffentlich in Uneinigkeit gerathen, und nicht anders als durch das Ansehen ihrer Oberhäupter wieder in Ord-

nung gebracht werden können. Sie sind nicht weniger abergläubisch in ihren Träumen; es gibt gewisse alte Weiber unter ihnen, welche aus dem Traumdeuten eine ordentliche Profession machen, und das arme Volk ihres Vortheils wegen in einem beständigen Aberglauben unterhalten. So viel von dem allgemeinen Charakter dieser Völker; nun wollen wir auf das Besondere gehen.

Zweyter Abschnitt.

Religion der Apalachiten.

Die Apalachiten hatten dieses mit vielen andern Amerikanischen Völkern gemein, daß sie der Sonne göttliche Ehre erwiesen, sie in ihren Tempeln anbetheten, und ihr durch ihre Priester Opfer brachten. Andere Floridanische Völker erkannten zwar auch die Sonne für ihre Gottheit, aber in ihrem Dienste waren sie so saumselig, daß sie weder Gebeth noch Opfer an sie richteten, und die Tempel, die sie hatten, bloß dazu brauchten, ihre Todten darin beyzusetzen, und dasjenige darin einzuschliessen, was sie Kostbares in ihrem Leben gehabt haben. Diese Religion schreibt Garcillasso de Vega allen Florianern überhaupt zu; allein es ist gewiß, daß sein Urtheil zu allgemein ist. Es hält überhaupt schwer, das Besondere der Völkerschaften, die in einer Gegend

beysammen wohnen, und von den Europäern insgemein für ein Volk gehalten werden, gehörig zu unterscheiden. Es ist wahr, viele Floridanische Völker hatten eine solche unsinnige Abgötterey, daß sie, wie die alten Peruaner, alles anbetheten, was ihnen außerordentlich vorkam; ja, man erzählt, daß, als einst ein Französischer Hauptmann auf einer Anhöhe einen Pfeiler mit dem Französischen Wapen aufgerichtet hatte, sie solchen angebethet, ihm Opfer gebracht, und alle Arten einer hohen Verehrung erwiesen haben. Sie haben zwar einen dunkeln Begriff von einem gewissen obern Gott, setzen ihm aber ein böses Wesen, welches sie Toja, oder Teufel, nennen, an die Seite. Sie glauben zwar, daß ihnen jener nichts Böses zufüge, deßwegen bekümmern sie sich aber auch nichts um ihn; von diesem aber meinen sie, daß er sie grausam martere, ihnen Schnitte ins Fleisch gebe, sie durch Gesichter erschrecke, und ihnen von Zeit zu Zeit erscheine, um sie zu nöthigen, daß sie ihnen Menschen opfern sollten: und deßwegen suchen sie den Toja zu besänftigen, daß er ihnen nicht schade. Außer diesen nehmen sie noch eine Menge Untergottheiten und Geister an, von welchen sie glauben, daß sie sich um die Geschäfte der Menschen bekümmerten.

Obgleich die Apalachiten gleichfalls in Abgötterey versunken waren, so hatten sie sich doch vergleichungsweise keine solchen abscheulichen Dummheiten zu Schulden kommen lassen. Sie nahmen die Sonne als ihre Hauptgottheit an, und hat-

ten eine sehr erhabene Meinung von dieser ihrer National-Gottheit. Sie glaubten, daß ihre Strahlen die Kraft hätten, allen Geschöpfen das Leben zu geben, allerley Krankheiten zu heilen, und die unfruchtbarsten Länder fruchtbar zu machen; sie nahmen ferner ohne Widerrede an, daß die Welt bloß durch den Einfluß dieses Königes der Gestirne bestehe; als sie daher einst ihren Lauf vier und zwanzig Stunden lang eingestellt hätte, so wären die Gewässer des großen Sees Theomi dermaßen ausgetreten, daß sie die höchsten Berge überschwemmt hätten, den einzigen Berg Olaimy ausgenommen, als welchen die Sonne vor der allgemeinen Überschwemmung verwahrt hätte, weil sie sich daselbst einen Tempel erbauet, den die Apalachiten hernach als einen heiligen Ort angesehen, und Wallfahrten dahin angestellet hätten; durch diese Freystätte wären alle diejenigen, die seine Spitze erreicht hätten, von dem Verderben verwahrt geblieben, und von diesen wäre die Welt aufs neue bevölkert worden: denn nach vier und zwanzig Stunden wäre diese Königinn des Himmels aus ihrer Verbergung wieder hervor getreten, durch ihre Gegenwart wären die Gewässer wieder in ihre Abgründe verwiesen, und der Erdboden von allen schädlichen Dünsten gereinigt worden. Diese Traditionen beynahe aller Amerikanischen Völker von einer allgemeinen Überschwemmung (von Asiatischen ist es gleichfalls bekannt) bestätigen die Mosaischen Nachrichten von der Sündfluth gegen die Einwendungen der Feinde der Religion. Zur Dankbarkeit gegen die Verdienste der Sonne,

sagen die Apalachiten ferner, hätten ihre Vorfahren die Sonne als ihre einzige Gottheit angenommen, und den Berg Olaimy zum Orte ihrer Verehrung fest gesetzt. Auf diesem Berge halten sich eine große Menge Vögel auf, die sie Tonazuli nennen, und diese halten sie für die Bothen und Musikanten der Sonne, die ihr beständig Loblieder sängen.

Wir haben schon anderwärts bemerkt, daß, außer einem Begriffe von einer Gottheit, beynahe alle Wilden auch die Unsterblichkeit der Seele annehmen. Auch diesen Lehrsatz hatten die Apalachiten, ob sie ihn gleich durch allerhand Meinungen sehr verunstaltet haben. Sie glauben nähmlich, daß diejenigen, welche gut gelebt hätten, gen Himmel führen, und daselbst unter die Sterne versetzt würden; den Gottlosen aber weisen sie nach ihrem Tode die Abgründe der höchsten Berge gegen Norden, unter den Bären, mitten unter Eis und Schnee, zur Wohnung an. Andere Völker in diesem weitläufigen Reiche glauben ebenfalls eine Belohnung der Guten, und Bestrafung der Bösen nach diesem Leben. Den Himmel nennen sie Hamanpascha, oder die Oberwelt, und die Hölle, Ucupascha, oder die Unterwelt. An diesem letztern Orte glauben sie, daß ein böser grausamer Geist, den sie Cupai nennen, die Regierung habe, zu welchem die Bösen kämen, und von ihm gemartert würden. Noch andere Völker glauben eine Wanderung der Seelen, und wenn jemand von ihnen stirbt, so begraben sie Lebensmittel und einiges Geräthe zu seiner Nothdurft

mit ihm ein. Hieraus siehet man, daß die Begriffe der Amerikaner auch in dieser Sache bloß bey dem sinnlichen Leben stehen bleiben, und sich nicht bis zur deutlichen und vernünftigen Erkenntniß der eigentlichen Unsterblichkeit der Seele erheben; sie schreiben der Seele bloß das thierische Leben zu.

Der äußere Gottesdienst der Apalachiten war ihrem innern Religionsbegriffe vollkommen gemäß. Die ganze Verehrung der Sonne, ihrer Gottheit, bestand darin, daß sie sie alle Morgen, wenn sie aufging, grüßeten, und einige Loblieder anstimmten; eben dieses thaten sie auch des Abends, und bathen sie zugleich, sie möchte doch zu gehöriger Zeit wieder kommen, und sie mit ihrem Lichte erfreuen. Dieses war ihr täglicher Dienst, den jedermann an seiner Hausthür verrichten konnte. Außer dem hatten sie aber auch noch öffentliche Feyerlichkeiten, die zu Ehren der Sonne angestellt wurden. Es geschah dieses des Jahres viermahl, da sie auf dem Berg Olaimy mit großer Pracht, und unter allgemeinem Zulaufe aller Einwohner des Landes und der benachbarten Provinzen, die mit ihnen in einer gewissen Verbindung standen, zusammen kamen, Rauchopfer brachten, und Lob- und Danklieder anstimmten.

Dieser Berg ist unstreitig einer der schönsten und anmuthigsten in ganz Amerika; er hat eine so reitzende Aussicht, daß man sie nicht leicht schöner antreffen wird. Er liegt in der Land-

schaft Bemarin, und nimmt eine kleine Meile von Melitot, der Hauptstadt der Apalachiten, seinen Anfang. Seine Gestalt ist völlig rund, und so steil, daß man, um das Aufsteigen zu erleichtern, rund herum einen breiten Weg hat bauen müssen, auf welchem drey Personen bequem neben einander gehen können. Dieser Weg zieht sich schlangenweise um den ganzen Berg herum, und ist ungefähr dritthalb Meilen lang, bis man auf den Gipfel kommt. Er wird auf gemeinschaftliche Kosten des Landes unterhalten, und an verschiedenen Orten, sind in gleicher Weite von einander Ruheplätze angelegt, die wie kleine Höhlen zur Bequemlichkeit der Pilgrimme und Reisenden in den Felsen gehauen sind. Der ganze Umfang des Berges ist von unten an, bis auf zweyhundert Schritte von der Spitze, mit Zitronenbäumen, Fichten, Palmen, Cypressen, und andern Bäumen besetzt, die mit ihrem balsamischen Geruche die Luft erfüllen, und den Aufenthalt angenehm machen. Oben auf der Spitze des Berges ist eine Ebene, die ungefähr eine Meile im Umkreise hat. Hier und da ist kleines Buschwerk von den Bäumen, mit denen der Berg unten her besetzt ist, angelegt, welches einen angenehmen Schatten verursacht. Wegen den beständigen Winden, denen diese Stauden ausgesetzt sind, können sie nicht sonderlich hoch wachsen. Es ist hier ein reitzendes Gemische von schattigen und grün bewachsenen Flächen, die mit hunderterley Arten von schönen Blumen schattiert sind, und so wohl dem Gesichte, als dem Geruche eine angenehme Erquickung geben. Etwas Besonders

an diesem Berge ist dieses, daß, ob er gleich höher ist, als alle anderen Berge des Landes, er doch des Winters selten mit Schnee bedeckt ist. Mitten auf der Ebene des Bergs ist ein schöner Teich, der zu allen Jahreszeiten helles und klares Wasser hat, womit die Reisenden ihren Durst stillen können.

Dieser Berg ist der Ort ihrer öffentlichen Religions-Versammlung. Sie haben auf demselben keinen Tempel, wenn man darunter ein Gebäude versteht, das durch Kunst in die Höhe aufgeführt ist, sondern der Ort, der ihnen anstatt eines Tempels dient, ist eine schöne geräumige Höhle, welche von der Natur auf der Morgenseite in den Felsen gearbeitet ist. Ihre Öffnung ist breit und verhältnißmäßig hoch, gleich dem Eingange in einen prächtigen Pallast; und obgleich die Kunst nichts dazu beygetragen, so sollte man sich doch, wenn man ihn in der Ferne sieht, einbilden, daß ein erfahrner Baumeister alle seine Kunst bey dieser seltenen Vorspitze angewendet hätte. So bald die Sonne aufgeht, so wirft sie ihre Strahlen an dieses Portal, und dient ihnen also nach ihren Religions-Begriffen recht zur Anbethung der Sonne. Über diesem Eingange der Höhle ist ein schöner und weiter Altan, der bloß zu dem Ende angebracht zu seyn scheint, damit er diesem prächtigen Tempel zu einem Vorplatze diene. Das Innere der Höhle ist länglich rund, ungefähr zwey hundert Schritte lang, und verhältnißmäßig breit. Das Gewölbe, welches auf dem Gipfel dieses Berges ist, und durch keine

andere Hand als von der Natur angelegt seyn soll, erhebt sich allmählig von unten in Gestalt eines halben Zirkels, ungefähr sechs und zwanzig Schuhe in die Höhe, woselbst es sich schließt. In der Mitte dieses Gewölbes sieht man eine große Öffnung, welche bis auf die obere Fläche des Berges durchgehet, und wodurch von oben her das Licht in die Höhle fällt. Diese Öffnung ist oben her rings herum mit Steinen eingefaßt, die drey Schuh hoch über dergleichen Erde stehen, und um das Loch herum einen Rand ausmachen, damit nicht jemand aus Unvorsichtigkeit hinein fallen könne. Gerade unter diesem Loche stehet der Altar des Tempels, der aus nichts weiter, als aus einem steinernen Tische, ohne den geringsten Zierath besteht, und auf einem dicken Zapfen ruht. Dieses natürliche Gebäude ist inwendig ganz mit Salpeter überzogen, der einen Schein, wie weisse Korallen, gibt, er ist mit der Zeit sehr hart geworden, und in verschiedene grottenhafte Vermischung und Bilder verwandelt, die einen ungemein angenehmen Anblick verursachen. Das Pflaster auf dem Boden bestehet nur aus einem einzigen Stein, und hat, wie das Gewölbe und die Seitenwände, weder Spalten noch Fugen; es ist so eben und glatt, daß, wenn man ohne zu fallen, darauf gehen will, man zuvor Sand darauf streuen muß. In der Tiefe des Tempels, dem Eingange gegen über steht ein Becken, welches beständig mit frischem Wasser angefüllt ist, welches aus einer kleinen und fast unerforschlichen Quelle herab schießt. Der ganze Tempel ist von einem Ende bis zum

andern blendend weiß, und alle seine Theile sind in der schönsten Gleichförmigkeit, welches dem Auge einen reitzenden Anblick giebt.

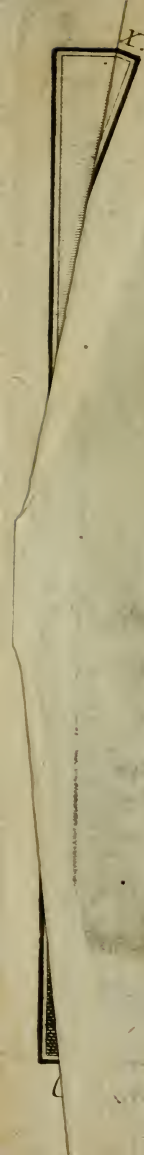
In diesem Tempel brachten sie ihre Opfer, wobey aber weder von Menschen noch von Thieren ein Tropfen Blut vergossen wurde; denn sie glaubten, die Sonne, die sie als ihre Gottheit verehrten, könnte unmöglich einen Dienst billigen, wobey man ihre besten Geschenke vernichtete. Ihr einziges Opfer besteht darin, daß sie Weihrauch und andere Spezereyen der Sonne zu Ehren verbrennen, und während der Zeit, als sie sie anzünden, Loblieder singen, und dabey tanzen. Den Tag vor dem Feste steigen ihre Priester, die sie Jauas nennen, auf den vorhin genannten Berg, und begeben sich in eine Einsamkeit, damit sie sich zur Feyer dieses Tages vorbereiten können. Noch vor Aufgang der Sonne kommt das Volk aus allen Enden hierher zusammen. Das Obere des Bergs, und der Weg der hinauf geht, ist von einer Menge Feuer, welche aller Orten angezündet werden, erleuchtet. Während dieser Zeit bleibt das Volk auf dem Berge, kein Mensch aber unterstehet sich dem Tempel, oder vielmehr der Grotte, die der Sonne, ihrer Gottheit, gewidmet ist, zu nähern. Nur allein den Priestern ist der Zugang gestattet. Diesen übergeben die andern ihre Opfer und Geschenke, die sie der Sonne bringen wollen, und von diesen werden sie hernach zu beiden Seiten des Eingangs an Stangen aufgehängt. Diese Geschenke bestehen in Kleidern,

und andern Kostbarkeiten, die ihr Land hervor bringt. Hier bleiben sie stehen, bis die ganze Ceremonie geendigt ist, und hernach werden sie unter diejenigen ausgetheilt, für welche sie die Geber bestimmt haben. So wie sich die Sonne über dem Horizont zeigt, so fallen die Priester auf ihre Knie, und fangen an ihre Loblieder zu singen, und dieses wird verschiedene Mahle wiederhohlet. Hierauf werfen sie das Rauchwerk in das heilige Feuer, welches vor der Thür des Tempels angezündet ist. Die Priester nähern sich in Processión dieser heiligen Kohlpfanne, und jeder wirft einige Körner davon hinein. Wenn diese Ceremonie vorbey ist, so geht ein Priester zu einem hohlen Stein, welcher ausdrücklich dazu bestimmt ist, und vor einem steinernen Tische steht, und gießt ein wenig Honig hinein; rings herum streuet er einige Hände voll Mais, der von seinen Hülsen ein wenig gereiniget und halb zerstoßen ist; auch noch verschiedene andere Samenkörner. Wir haben oben gesagt, daß sich auf diesem Berge eine große Menge derjenigen Vögel aufhalte, die sie Tonazuli nennen, und die sie für die Bothen der Sonne halten. Diese sind nun dermaßen gewöhnt, daß sie, so bald sich die Versammlung weggegeben hat, haufenweise hierher kommen, und diese Leckerbissen auffressen. Und zu ihrem Besten verrichtet der Priester diese Ceremonie. Während der Zeit nun, da diese Priester alle diese heiligen Handlungen verrichten, beugen sich alle diejenigen, die zugegen sind, vielmahl auf die Erde, fallen zuweilen auf ihre Angesichter, und verrichten auf diese

Weise ihre Andacht. Dieses dauert fort bis um Mitternacht. Alsdenn stellen sich die Priester rund um den Tisch, verdoppeln ihr Singen und ihr Freudengeschrey, und bleiben hier so lange stehen, bis des Morgens die Sonne anfängt, die Ränder des Tisches zu vergolden; in dieser Zeit werfen sie alles, was sie vom Rauchwerk noch übrig haben, in das Feuer, welches sie sorgfältig bis an den Morgen erhalten. Sie sorgen dabey, daß sich der Rauch überall hin verbreiten, und ein jeder etwas von dem angenehmen Geruch empfinden möge. Wenn nun das letzte Rauchwerk verbrannt ist; so begeben sich die Priester wieder an das Thor des Tempels, bis auf sechs, die durch das Los heraus gezogen werden. Diese müssen bey dem Tische stehen bleiben, und im Nahmen ihrer Provinzen sechs Tonazuli, die sie in Käfigen mitgebracht haben, die Freyheit geben. So bald nun diese Vögel, oder Bothen der Sonne, in dem Tempel der Sonne herum fliegen, und zu der Thür nicht hinaus können, indem sie von den Priestern mit Zweigen in den Händen bedeckt ist; so werden sie endlich genöthigt, ihren Flug zu dem Loche, das oben in dem Tempel ist, hinaus zu nehmen. Wenn sie oben über der Versammlung des Volks herum fliegen, so sieht dieses das Volk als eine Erklärung der Sonne an, daß ihr der gegenwärtige Dienst angenehm gewesen. Sie fangen von neuem ein grosses Freudengeschrey an, und danken der Sonne für ihre Zufriedenheit mit ihrer Verehrung. Diese geheimnißvollen Vögel aber verbergen sich in die Gebüsche. So wie sie nun dem Volke aus

dem Gesichte kommen, so fangen die Leute an, den Berg wieder herab zu steigen, aber nicht unter einander, sondern sie beobachten dabey eine wohl anständige Ordnung. Sie tragen in den Händen Palmen oder andere Zweige; wenn sie an den Vorplatz des Tempels kommen, so lassen sie die Priester mit Beobachtung eines tiefen Stillschweigens in den Tempel hinein gehen, damit sie sich in dem Becken, worein das Wasser aus einer Quelle fließt, Gesicht und Hände waschen. Die Armen, wovon die Priester ein Verzeichniß haben, bleiben bis zuletzt auf dem Vorplatze des Tempels; alsdenn werden ihnen die Kleider und andere Geschenke, welche die Reichen vorher den Priestern zugestellt haben, ausgetheilt, darauf folgen sie den andern nach, und damit hat die ganze Feyerlichkeit ein Ende.

Einige Völker, die nicht weit von den Apalachiten wohnen, haben noch heut zu Tage eine abscheuliche Art von Opfern, die den gräulichen Opfern, die ehemahls dem Moloch gebracht wurden, nichts nachgeben. Sie opfern nähmlich der Sonne, oder ihren Repräsentanten, dem Landesherrn, den sie Parausti nennen, ihre Erstgeburt. Wenn eine Frau das erste Mahl nieder gekommen und einen Sohn zur Welt gebracht hat, so bringt sie solchen vor den Parausti zum Opfer. Wir wollen diese Ceremonie aus dem Munde einiger Franzosen, die Augenzeugen von diesem abscheulichen Opfer gewesen waren, erzählen. Es ist eine Gewohnheit, sagen sie, bey diesem Volk, welches seinen Pa-

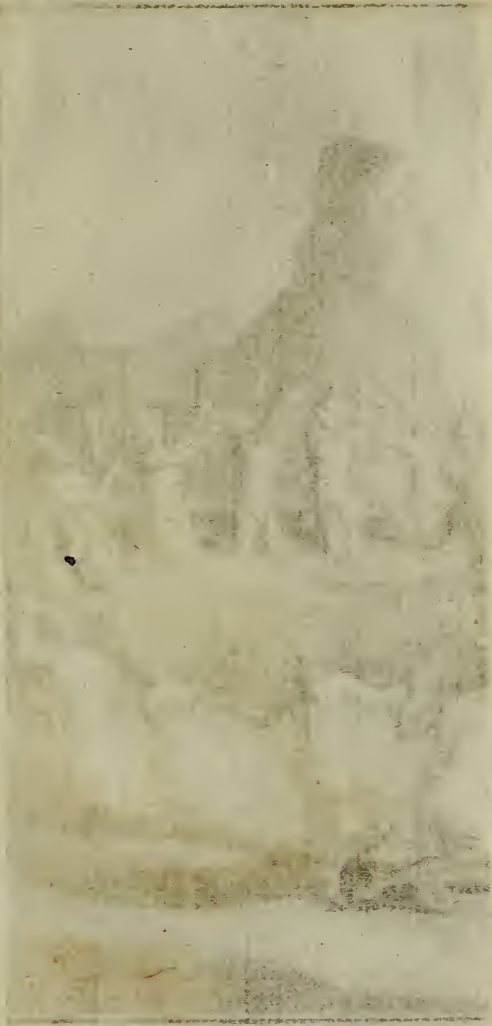


Opfer welches die FLORIDANER der Sonne mit ihrer erstgeburt bringen

rausti für einen Sohn der Sonne hält, demselben die Erstgeburt zu opfern, wozu derselbe selbst den Tag ansetzt. Wenn nun der Tag erscheint, so begibt sich der Regent auf den Platz, wo die Ceremonie vor sich gehen soll. Hier wird ihm eine Bank, anstatt eines Throns, zubereitet. Mitten auf dem Platze wird ein Block gelegt, der zwey Fuß im Umkreise, und eben die Höhe hat. Vor diesen kauert die Mutter, deren Kind geopfert werden soll, auf ihre Fersen nieder, bedeckt mit ihren Händen das Gesicht, und beweinet das Schicksal ihres unschuldigen Schlachtopfers. Eine von den nächsten Anverwandtinnen dieser betrübten Mutter, nimmt sodann das Kind, und bringt es vor den König. Alsdenn fangen die übrigen Weiber, die dabey sind, einen Tanz im Zirkel an; mitten unter ihnen tanzt auch diejenige, die das Kind hält, und singt einige zum Lobe des Prinzen eingerichtete Lieder. Während dieses Tanzes stellen sich sechs dazu auserlesene Indianer an die eine Ecke des Platzes, und haben denjenigen, der das Opfer verrichten soll, und der mit einer Keule versehen ist, in ihrer Mitte. Wenn der Tanz geendigt ist, nimmt der Opferer das Kind, legt es auf den Block, und schlägt es mit der Keule todt. Doch wir wenden die Augen von dieser traurigen Scene.

Die Wilden, die einen Begriff von einer Gottheit haben, suchen fast insgesammt ihre Verehrung durch Darbringung gewisser Opfer an den Tag zu legen. Diese sind meisten Theils ein

Kennzeichen von der Gemüthsart der Völker; je wilder diese sind, desto mehr Grausamkeit leuchtet auch bey ihren Opfern hervor. Völker, die sich noch nicht tief unter den Stand der Natur erniedrigt haben, beweisen auch hierin ihre Unschuld, und bringen Thiere aus ihren Herden, Pflanzen, Früchte, und andere Dinge, womit sie sich nähren; Barbaren, im Gegentheile, lieben Menschenopfer, die sie mit der größten Grausamkeit ihren vermeinten Göttern darbringen. Bey allen aber hat der Aberglaube außerordentlich vielen Wiedersinn mit eingemischt. Die Einwohner einiger Landschaften in Florida geben uns einen neuen Beweis hiervon. Einige, besonders diejenigen, die in den nördlichen Gebirgen wohnen, richten eine Stange auf, und binden oben an deren Spitze einen lebendigen Hund, und lassen ihn in solcher Positur ihrer Gottheit zu Ehren sterben; andere opfern ihrer Sonnengottheit ein Bild von einem Hirsche, Sie suchen dazu die Haut von dem größten Hirsche, den sie finden können. Diese stopfen sie mit allerhand Kräutern aus, damit sie die ordentliche Gestalt eines Hirsches bekomme. Sie schmücken ihn darauf mit Blumen und Früchten, und stellen ihn auf den Gipfel des höchsten Baumes, so daß der Kopf gegen Aufgang der Sonne gerichtet ist. Diese Ceremonie geschieht alle Jahre zu Ende des Hornungs. An der Spitze des Volks findet sich der Paraustl ein, und stimmt Loblieder an, dem die übrigen hernach folgen. Die Hirschhaut bleibt auf dem Baume stecken, bis das folgende Jahr. Bey einigen Moguliſchen



Opfer welches die FLORIDANER *der Sonne mit einem Hirsche bringen.*

Völkern in dem nördlichen Theile von Asien findet man eine ähnliche Art von Opfern. Da der größte Reichthum ihres Landes in Pferden besteht, so hängen sie alle Jahre eine Pferdehaut an einer Stange auf, wenigstens ist dieses der einzige Gebrauch, von dem man bey ihnen bemerkt, daß er den Schein einer Religions-Ceremonie hat. Sollte hieraus nicht ein neuer Vermuthungsgrund entstehen, daß beide Völker ehemahls aus einem Stamme entsprossen sind?

Außer dem vorhin bemerkten Sonnenhirschenfeste, haben die Floridaner noch ein anderes. Sie versammeln sich unter der Anführung ihres Parausti, um dem Toja ihre Schuldigkeit abzustatten. Die Reisenden, welche nicht gewußt haben, was Toja eigentlich sey, haben kurz heraus gesagt, daß es der Teufel sey; andere machen eine besondere vielleicht Untergottheit daraus. Wenigstens scheint die Ceremonie, die sie ihm zu Ehren anstellen, eine Bußhandlung zu seyn. Sie kommen nähmlich auf einem großen Platze zusammen, welchen die Weiber den Tag vorher zurecht gemacht und aufgeputzt haben. Die Versammlung schließt darauf einen Kreis, in dessen Mitte drey Priester, die mit mancherley Farben vom Kopfe bis auf die Füße gemahlt sind, mit Trommeln erscheinen, nach deren Klange sie singen, und mit den wunderbarsten Geberden tanzen. Die Versammlung antwortet chorweise auf das Singen der Priester. Diese tanzen drey- bis viermahl herum, verlassen alsdenn die Gesellschaft, und fliehen aus allen

Kräften in den Wald. Hier geben sie vor, sie wollten den Toja um Rath fragen. Diese geheimnißvolle Flucht unterbricht die Andacht der Männer; die Weiber aber setzen sie den ganzen Tag mit Heulen und Weinen fort. Sie schneiden ihre Töchter mit scharfen Muschelschiefern in die Arme, und sprengen das Blut, welches aus diesen Wunden fließt, unter dreymahliger Anrufung des Toja in die Luft. Zwey Tage hernach kommen die Priester wieder aus dem Gehölze zurück, wohin sie sich unter dem Vorwande, die Gottheit zu befragen, begeben hatten. Das Fest endigt sich nun mit einer Mahlzeit, welche ihnen nach einem dreytägigen Fasten wohl bekommt; denn so lange die Priester abwesend sind, enthalten sie sich aller Speise, weil sie glauben, daß sich die Götter nur demjenigen frey offenbaren, die ein strenges Fasten beobachten, indem alsdenn das Gehirn frey von den Dünsten wäre, die dem Eindrucke einer Begeisterung hinderlich wären. Sie gehen alsdenn vergnügt nach Hause, und halten die Wirkungen einer zerrütteten Einbildungskraft für wirkliche Offenbarungen.

Nun zum Beschlusse dieses Abschnitt noch etwas von den Floridanischen Priestern. Sie sind nicht nur Diener ihrer Religion, sondern zugleich Ärzte, wie bey andern Amerikanischen Nationen, und über dieses noch die Räthe und Staatsbedienten des Parausti. Dieses dreyfache Amt ist mit einer Ernsthaftigkeit, Bescheidenheit und außerordentlichen Enthaltsamkeit verbunden. Ehe

sie zum Priesterthume kommen, müssen sie sich lange Zeit der Zucht und den Prüfungen der andern Priester unterwerfen, die sie in den Geheimnissen der Religion unterrichten, die sie einst dem Volke beybringen sollen. Man übet sie durch Fasten, durch die Enthaltung, durch die Eingezogenheit, durch die Beraubung der sinnlichen Vergnügen; und diese Zucht dauert drey Jahre lang. Sie tragen an ihrem Gürtel einen Beutel voll Arzeneykräuter und anderer Mittel. Sie kennen die Kraft dieser Medicamenten ziemlich gut. Übrigens besteht ihre ganze Medicin in Brechen, Purgieren und Schröpfen. Das Blut, welches bey der letzten Operation heraus fließt, wischen sie nicht ab, sondern saugen es mit dem Munde, und auch zuweilen mit einem Röhrchen aus. Sie stehen bey den Floridanern in einem solchen Credit, daß sie glauben, das bloße Anhauchen und Anrühren ihrer Priester mache sie gesund. Alle medicinischen Verrichtungen, die der Priester vornimmt, begleitet er mit einigen Worten. Will von den vorigen Arzneymitteln keines wirken, so schreibt er ein Bad vor, und wenn auch dieses nichts hilft, so legt er den Kranken an die Thür seiner Hütte, mit dem Gesicht nach dem Aufgange der Sonne gekehrt. Er beschwört dieses Gestirn, dem Kranken durch den sanften Einfluß seines Lichtes die Gesundheit wieder zu geben. Dieses ist das letzte Mittel, das er braucht; hilft auch dieses nicht, so wird der Kranke seinem Schicksale überlassen. Diese Priester und Ärzte sind auch in ihrer Kleidung unterschieden; und ob-

wohl die Art derselben lächerlich und abgeschmackt ist, so glauben sie doch, daß nichts mehr mit der Ernsthaftigkeit ihres Amtes überein komme, und nichts fähiger sey, ihnen Ehrerbiethung und Bewunderung zu erwerben, als ihre Tracht. Ihre Kleidung besteht aus einem langen Rocke, der aus Fellen verschiedener wilder Thiere gemacht, und aus lauter Streiffen von ungleicher Breite zusammen gesetzt ist, wovon die Mannigfaltigkeit der Haare von außen einen fürchterlichen Anblick geben. Dieser Pelz, der ihnen bis über die Lenden reicht, wird um den Leib mit einem Gürtel von Hirschhaut zusammen gehalten, vor welchem sie die vorhin gemeldeten medicinischen Schnappsäcke tragen. Über diesem Rocke tragen sie anstatt eines Mantels die ganze Haut eines Löwen, Tiegers, oder Leoparden, wovon der Kopf und die Klauen ihnen auf der Brust und beyden Seiten herab hangen. Sie gehen allezeit barfuß; ihr Kopf aber ist mit einer hohen und spitz zugehenden Mütze bedeckt, die aus Häuten verschiedener Thiere, und folglich auch aus mancherley Farben besteht; sie suchen die häßlichsten, die sie nur finden können, dazu aus. Die Arme tragen sie bis an den Ebogen bloß, und diese sind mit verschiedenen Charakteren und andern Bildern, die ihnen beym Antritte ihres Amtes eingegraben werden, bezeichnet. Wer möchte nicht einen solchen Floridanischen Herrn in seinem Staate sehen?

Dritter Abschnitt.

Staats- und Kriegsverfassung der Apalachiten.

Die Apalachiten irreten ehemahls in Wäldern und Wüsteneyen herum, so wie heut zu Tage die Tartarn und Araber zu thun pflegen; bis sie sich in dem Theil von Amerika festsetzten, wo sie für die Zukunft ihre Wohnung befestigt haben. Wenn sie die Baumfrüchte an einem Orte aufgezehrt hatten, so brachen sie auf, und suchten eine andere Gegend. Auf diese Art waren sie bey ihrer herumschweifenden Lebensart der Ungemächlichkeit aller Jahreszeiten ausgesetzt, und führten in der That das armseligste Leben von der Welt. Sie wurden endlich des Herumwanderns müde. Sie nennen noch mit vieler Hochachtung den Stifter ihrer Nation. Es ist dieses der Paracusse, so nennen sie ihre Regenten, Mayrdock, dessen Vorstellungen so viel bey ihnen vermocht haben, daß sie ihre herumschweifende Lebensart verlassen, und sich unter einer ordentlichen Polizey an einem Orte nieder gelassen haben. Er gab ihnen Gesetze, und brachte sie zu einer mildern Lebensart. Er ging ihnen mit seinem Beyspiele vor, und theilte sie in Gemeinheiten, Dörfer und Städte. Um sie gegen die Angriffe ihrer Feinde in Sicherheit zu setzen, lehrte er sie, ihre Flecken und Dörfer mit Hecken und

Umpfählungen einzuschliessen. Seine Verdienste stehen noch jetzt in so gutem Ansehen unter ihnen, daß sie solche nicht nur an ihren Festtagen nach der Reihe her erzählen, sondern sie auch in Lobliedern besingen. Besonders rühmen sie von ihm, daß unter seiner Regierung die Gränzen ihres Reichs mit so viel Ruhm und Glück befestigt gewesen wären, daß während seiner Regierung sich keine benachbarte wilde Nation unterstanden habe, sich ihnen zu nähern, und den geringsten Unfug anzufangen. Weder vor noch nach seiner Zeit lebten die Apalachiten in solcher Ruhe und Sicherheit, wie denn noch jetzt die Huftamiten und Elamiten diese und andere benachbarte Provinzen fast alle Jahre durchstreifen, und aller Orten, wo sie keinen Widerstand finden, alles verwüsten; ihre Geräthschaft bestehet auch in weiter nichts, als in ihren Waffen und einigen Gezelten von schlechten Fellen. Sie nennen auch den Stifter ihrer Religion. Es ist dieses der Parausti Karakayri. Dieser führte den Sonnendienst unter ihnen ein, und ordnete die Gebräuche an, die sie dabey beobachteten. Seine Unterweisungen gingen aber noch weiter. Er lehrte sie das Feld bauen, und die wilden Thiere fällen, die ehedem ihr Land so sehr verwüstet hatten.

Seit dieser Zeit haben die Apalachiten ihr gemeines Wesen in guter Ordnung unter der Anführung eines Oberhaupts erhalten. Der Hauptsitz ihres Reichs war ehemahls zu Apalacha, jetzt aber zu Melilot. In jeder Provinz ist ein Pa-

racusse, und in jeder Stadt ein Statthalter, welche alle von dem Paracusse von Apalache abhangen. Es scheint nicht, daß die Regierungsform hier so despotisch gewesen, wie in Peru, noch so unordentlich und unabhängig, als in den Brasilianischen Landschaften. Sie stehen zwar unter einem allgemeinen Oberhaupte der Nation, dieser aber kann wenig nach eigener Willkühr thun, sondern wenn Sachen von Wichtigkeit vorkommen, so muß er die Häupter der Familien zusammen berufen, und mit ihnen gemeinschaftliche Uiberlegungen anstellen. Was diese Reichsversammlung alsdenn für einen Schluß gefaßt hat, den muß das Haupt der Nation zur Vollziehung bringen. In der Bestellung der Unterbedienten im Reiche, ist die Macht des Königs gleichfalls sehr eingeschränkt. Die Häupter der Familien haben jederzeit das Recht gehabt, sie in diese Würde einzusetzen. Es ist kein Dorf so klein, welches nicht seinen Hauptmann hätte, der die Obrigkeit in demselben vorstellt.

Diese obrigkeitlichen Personen sind vom größten bis zum kleinsten äußerlich durch ihre Kleidungstracht unterschieden. Sie sind durchaus reicher und besser gekleidet als der gemeine Mann. Dieser trägt nur enge Hemden von Ziegenhaaren, jene aber, nachdem sie den Gebrauch der Baumwolle und Leinwand haben kennen gelernt, haben weite Hemden, deren Ränder und Ärmel mit bunter Seite ausgenähet sind. Im Sommer tragen sie Röcke, die mit verschiedenen Borden verbrämt sind, und im Winter, mit den besten

Rauchwerke. Sie tragen auch einen Gürtel, der aus Seide, oder anderm kostbaren Zeuge gemacht ist; und wenn sie sich in ihrem größten Staat wollen sehen lassen, so hängen sie über dieses alles, einen langen Mantel, der hinterwärts bis auf die Erde herab reicht, vorwärts aber nicht über den halben Leib geht. Wollen sie sich leichter ankleiden, so ziehen sie anstatt des Mantels nur einen Überrock mit weiten Ärmeln darüber, der vorwärts offen ist, damit man die übrige Kleidung sehen kann. Auf der Brust tragen sie eine Platte von Silber, oder feinem Kupfer, die einer Hand breit ist: dadurch suchen sie gleichsam, als wie durch das Zeichen eines Ritterordens, ihren Vorzug anzuzeigen. Sie suchen auch einen großen Staat in kostbaren Baretten, welche entweder durch die schönen Felle und vortreffliches Rauchwerk, oder durch die schönen Federn und reichen Bänder, ihre Schönheit erhalten. Ihre Schuhe und Halbstiefeln sind auch von der gemeinen Tracht unterschieden, und obgleich die Künste in diesem Lande noch nicht sonderlich gestiegen sind, so sind sie dennoch sehr artig und nutzbar gemacht.

In Ansehung der inneren Regierung des Landes sind uns einige sehr besondere Einrichtungen bekannt geworden. Alle unbeweglichen Güter sind unter ihnen gemein, daß also, ihre Häuser und die kleinen daran stoßenden Gärten ausgenommen, kein Feld, noch Wiese, weder Holz, noch sonst etwas vorhanden ist, das einem oder dem andern eigenthümlich zugehören sollte. Ihre Fel-

der bestellten sie mit einander gemeinschaftlich, und wenn die Zeit kommt, wo die Feldarbeit angeht, so führen die Hauptleute, oder andere Bediente, alle diejenigen, die unter ihnen stehen, zur Arbeit an, denen das Alter und ihre Gesundheitsumstände hinlängliche Kräfte dazu verstatten. Bey dieser Arbeit stellen sie sich insgesammt ohne Zwang mit der größten Bereitwilligkeit, gleichsam als zu einer Ergetzlichkeit, ein. Sie beobachten dabey eine gewisse Ordnung. Sie ziehen in Schlachtordnung mit Bogen und Pfeilen hinaus, damit, wenn sie etwa über der Arbeit von ihren Feinden überfallen würden, sie sich im Stande befinden möchten, solche herzhaft zurück zu treiben. Während dieser Zeit, die durch gemeinschaftliche Arbeit zum Besten des Staats angewendet wird, sind die Oberhäupter bedacht, den gemeinen Mann mit einigen Getränken zu erfrischen; und die Weiber ermangeln nicht, ihren Männern bessere Speisen, als sonst gewöhnlich, zuzubereiten, damit sie sich mit desto größerm Muthe um die gemeine Wohlfahrt bekümmern möchten. Sie sehen den Ackerbau als eine Staatsbeschäftigung an. Die ganze Arnde schütten sie in die öffentlichen Vorrathshäuser auf, welche in einer jeden Stadt und Dorf angelegt sind. Bey jedem Vollmonde theilen diejenigen, die darüber gesetzt sind, jeder Familie so viel aus, als sie nöthig hat, und hierbey sehen sie nicht auf den Rang, sondern auf die Anzahl der Personen, die eine Familie ausmachen.

Die Gerechtigkeitspflege ist bey den Apalachi-

ten sehr kurz, und sie dulden schlechterdings keine Weitläufigkeit der Processen und Chicanen. Die Hauptleute und die Unterbedienten machen an einem jeden Orte die Rathsversammlung aus; diese halten monathlich zweymahl Gericht, nähmlich bey dem Eintritte des neuen Mondes, und hernach im Vollmonde. Hier werden alle Zwistigkeiten, die sich in den Familien eräugnen, abgethan. Ist es aber eine Sache von Wichtigkeit, so wenden sie sich an den Statthalter, oder den Paracusse der Provinz, welcher solche in der letzten Instanz schlichtet. Wenn es sich zutragen sollte, daß die Statthalter unter sich selbst, oder mit ihren Unterthanen, in Uneinigkeit gerathen sollten; so ziehet der Paracusse von Apalacha, der seinen Sitz zu Melilot hat, Erkundigung von der Sache ein, und entscheidet sie unter dem Ansehen der höchsten Landesobrigkeit nach gepflogener Überlegung mit dem Senate, der ihn aller Orten, wo er sich hin begibt, begleiten muß. Ihre Strafen sind meisten Theils sehr scharf. Verräther, Mordbrenner, Todtschläger, die eingeschlafenen Schildwachen, werden allemahl an dem Leben gestraft. Diejenigen, welche eines Verbrechens überführt worden sind, werden an einen Baum gebunden, und mit Pfeilen durchschossen, oder mit Keulen todt geschlagen. Straßenräuber aber haben keine andere Strafe, als die Beschimpfung; sie werden aller Orten, wo sie hin kommen, mit Schmach belegt. Und dieses ist für sie eine so empfindliche Strafe, daß die mehresten, die eine solche Unthat begangen haben, sich lieber in die Wüsteney zu den herum-

schweifenden Hustamiten und Elamiten begeben, als daß sie länger als unehrliche Leute unter ihrem Volke leben wollen. In Ansehung des Ehebruchs haben sie in einigen Provinzen ganz besondere Verordnungen. In der Provinz Coza hat man ein Gesetz, welches bey Lebensstrafe gebiethet, daß, wenn jemand hinlängliche Anzeigen hätte, daß ein Weib eine Ehebrecherinn wäre, er davon weitere Erkundigung einziehen, und sie bey dem Richter des Orts anklagen soll. Der Richter stellet alsdenn heimlich Untersuchung wider die angeklagte Person an, und bemächtigt sich derselben, wenn er sie schuldig findet. Darauf befiehlt er bey dem ersten Feste, das man anstellt, alle Einwohner sollten sich nach dem Essen an einem gewissen Orte außerhalb des Dorfes versammeln, und sich daselbst in zwey Reihen stellen. Wenn dieses geschehen ist, so kommen die Richter, und zwey davon treten an das eine Ende, und zwey an das andere Ende dieser Reihen. Die ersten befehlen, man solle die ehebrecherische Frau vorführen. Während dieses Proceßes muß der Mann derselben zugegen seyn. Die Richter machen ihm alsdenn bekannt, seine Frau sey von ihrem schändlichen Leben überführt, und er sollte nunmehr mit ihr nach der Schärfe des Gesetzes verfahren. Der Mann zieht sie alsdann ganz nackend aus, und bescheiert sie mit einer Art Scheermesser von Kieselsteinen. Er geht darauf zum Zeichen, daß er sie verlasse, mit ihren Kleidern fort, und überläßt sie den Richtern. Zwey davon befehlen der Missethäterinn, sie solle durch die zwey Reihen Leute hin-

durch gehen, und ihr Verbrechen den beyden andern Richtern melden. Sie muß gehorchen, und sobald sie hin kommt, so sagt sie zu ihnen, sie wäre des Ehebruchs überzeugt, und habe die Strafe verdient, womit die Gesetze dieses Verbrechen belegten; man habe sie zu ihnen gesandt, damit sie nach ihrem Gefallen, wie es das allgemeine Beste des Landes erfordere, mit ihr handeln möchten. Die Richter schicken sie sogleich mit der Antwort zurück: es wäre vernünftig, daß die Gesetze, die in der Absicht gemacht worden, die öffentliche Ehrbarkeit zu erhalten, unverletzt beobachtet würden; sie bekräftigten also das wider sie gesprochene Urtheil, und befehlen ihr künftig, dergleichen Laster nicht mehr zu begehen. Hierauf gehet sie wieder zu den ersten Richtern durch die Reihe hindurch, wo sie die Leute auszischen, und sich bemühen, durch häufige Schmähworte ihre Schande zu vermehren. Unterdessen da sie hier nackend steht, schreyt ihr das Volk schimpflich nach. Einige bewerfen sie mit Erde, andere mit Stroh, Lumpen, u. dgl. Alles dieses ist durch das Gesetz befohlen, und man siehet sie als einen Schandfleck ihres Geschlechts an. Nach allen diesen ausgestandenen Beschimpfungen wird sie von den Richtern aus dem Lande verbannt, und ihren Anverwandten mit dem Befehle übergeben, sie bey harter Strafe nicht wieder in das Land kommen zu lassen. Die Verwandten nehmen sie alsdenn zu sich, bedecken sie mit einem Mantel, und bringen sie an einen Ort, wo sie kein Einwohner des Landes mehr zu sehen bekommt. Dem Mann wird alsdenn die Erlaubniß

gegeben, sich eine andere Frau zu nehmen. In einer andern Landschaft, nähmlich in Tascaluza, werden sie noch härter bestraft. Vermöge des Gesetzes dieses Landes wird befohlen, daß wenn man zu einer bestimmten Stunde jemand in einem Hause ein- und ausgehen sieht, und man auf ihn einen Verdacht des Ehebruchs mit der Frau des Hauses hat, man nach der Religion verbunden seyn soll, den Mann von der Aufführung seiner Frau zu benachrichtigen, und mit drey oder vier Zeugen zu erweisen, daß man nichts sage als was die Wahrheit sey. So bald dieses geschehen, läßt der Mann die Zeugen zusammen kommen, und fraget einen nach dem andern unter erschecklichen Flüchen wider denjenigen, der ihm etwas Falsches hinterbringen würde, hingegen unter großen Segenswünschen für diejenigen, die ihm die Wahrheit entdecken würden. Findet er nun seine Frau hinlänglich überzeugt, daß sie die eheliche Treue gebrochen; so führet er sie außerhalb des Fleckens, bindet sie an einen Baum, oder an einen in die Erde gesteckten Pfahl, und schießet sie mit Pfeilen todt. Hierauf begibt er sich zum Richter des Orts, und meldet ihm, daß er an einen gewissen Orte außerhalb des Dorfs seine Frau ums Leben gebracht hätte, weil ihm gemeldet worden wäre, daß sie einen Ehebruch begangen hätte; er bitte also, die Ankläger vor sich fordern zu lassen, damit, wenn das ihr Schuld gegebene Verbrechen gegründet wäre, er förmlich los gesprochen, dafern es aber nicht wahr wäre, die nach den Landesgesetzen verordnete Strafe empfangen möge. In diesem

letzten Falle verordnet das Gesetz, daß die Verwandten den Mann gleichfalls mit Pfeilen todt schießen, und er den Hunden und Vögeln vorgeworfen, seine Frau aber zur Bezeugung der Unschuld ehrlich begraben werden sollte. Wenn die Zeugen aber bey ihrer Aussage verharren, und einander nicht widersprechen, kurz, wenn das Verbrechen durch tüchtige Beweisgründe bestätigt wird; so wird der Mann los gesprochen, und ihm die Freiheit gegeben, sich wieder zu verheurathen; den Verwandten der Frau aber wird bey Lebensstrafe verbothen, ihr keinen Pfeil aus dem Leibe zu ziehen, sie auch nicht zu beerdigen. Dieses Gesetz ist außerordentlich scharf gegen die Weiber; aber man hat noch nicht erfahren können, ob auch eines gegen die Männer vorhanden sey, wenn sie die eheliche Treue brechen. Vielleicht sind die Gesetze gelinder gegen sie. Wir überlassen unsern Lesern ihre eigenen Gedanken darüber zu haben. Vielleicht wird manches Frauenzimmer denken, die Männer hätten bey Errichtung dieser Gesetze bloß ihre Person in Betrachtung gezogen, und die Furcht, die sie wegen der Untreue ihrer Weiber hegten, hätte sie bewogen, mit ihnen so grausam umzugehen: wären aber die Strafen dieses Verbrechens von Personen weiblichen Geschlechts gesetzt worden, so würden sie sich ohne alle Leidenschaft, und so klug dabey aufgeführt haben, daß man auf keiner Seite Ursache würde gefunden haben, sich zu beschweren. Vielleicht aber wäre alsdenn die Härte auf die andere Seite gefallen. Doch genug hiervon.

Der zweyte Punct, den wir in diesem Abschnitte zu erörtern haben, betrifft das Kriegswesen der Apalachiten. Diese Völker lebten lange Zeit unter einander in besonders guter Eintracht; außerhalb ihren Gränzen aber hatten sie an den Einwohnern der Provinz Tagnesta, ingleichen an den Elamiten und Husiamiten beständige unversöhnliche Feinde. Letztere hatten keine bleibende Stätte, sondern schweiften von einem Orte zum andern mit unglaublicher Geschwindigkeit herum, raubten, plünderten und mordeten, so viel sie konnten. Gegen solche Nachbarn muß man beständig auf seiner Hut seyn. Die Apalachiten besetzen also Tag und Nacht alle Zugänge in ihr Land, und schicken beständig Kundschafter auf den Gränzen herum, damit sie ihr Vorhaben entdecken, und ihren Überfällen gehörig vorbeugen können.

Wenn nun die Apalachiten genöthigt werden, einen Feldzug anzufangen, so wendet sich der Paraustí, oder Priester, zuerst gegen die Sonne, ruft sie an, und beschwöret sie, seiner Nation günstig zu seyn. Darauf nimmt er Wasser in einen hölzernen Löffel, und wirft solches, nachdem er viele Flüche gegen den Feind ausgestoßen, auf eine solche Art in die Luft, daß es zum Theil auf die Kriegsleute, die bey ihm stehen, spritzet. Wenn er diese Ceremonie verrichtet hat, so sagt er dabey: Möchtet ihr doch das Blut eurer Feinde eben so verspritzen. Er nimmt darauf einen andern Löffel mit Wasser, gießt ihn auf das Feuer, das neben ihm steht, und wendet sich

darauf zu eben diesen Kriegsleuten, und sagt zu ihnen: Möchtet ihr doch eure Feinde eben so geschwind vertilgen können, als ich dieses Feuer auslösche! Ein entsetzliches Geschrey und vielbedeutende Geberden, begleiten diese beyden Handlungen. Nunmehr wird ein Wahrsager herbey gerufen, und gefragt, wie der Feldzug ablaufen werde. Dieser macht dabey solche wunderliche Stellungen und Grimassen, daß nichts närrischeres seyn kann. Er macht erstlich einen Kreis von allerhand unbekannten Figuren, leget in die Mitte desselben einen von Rohr geflochtenen Schild, kniet auf denselben nieder, beugt und renkt auf eine außerordentliche Art den Leib, Kopf und Arme, mit vielen Verdrehungen und Verzerrungen der Augen und des ganzen Gesichts. Nachdem er sich ungefähr eine Viertelstunde mit den gräßlichsten Verzuckungen aller Gliedmaßen ermüdet hat; so verläßt er diese gezwungene Stellung, in welcher ihm der Geist den Ausgang des bevorstehenden Feldzugs soll geoffenbart haben, springt auf einmahl auf, und geht zu dem Befehlshaber, um ihm dasjenige kund zu machen, was er erfahren habe. Er macht ihm die Anzahl seiner Feinde, den Ort, wo sie sich gelagert haben sollen, und den Erfolg des Gefechts bekannt. Und hierauf wird der Feldzug angetreten.

Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind von allerhand Art, Spieße, Keulen, Lanzen, Axte, und Streithämmer von Kupfer. Sie glauben, daß Bogen und Pfeile ihnen eine besondere Zierde

geben, und daher tragen sie selbige beständig, sie mögen nun im Krieg und auf der Jagd seyn, oder nicht. Da die Einwohner dieser Länder von einer sehr ansehnlichen Gestalt sind; so sind auch ihre Bogen sehr lang, und von einer verhältnißmäßigen Dicke. Gemeiniglich sind sie von Eichen- oder anderm dergleichen Holz, daher sie sich auch mit der äußersten Mühe krümmen lassen; doch haben die Indianer eine solche Fähigkeit und Stärke sie zu spannen, daß sie die Sehne derselben bis hinter die Ohren ziehen können, da sie ein anderer kaum bis an das Gesicht zu ziehen vermag. Die Sehne ist aus Hirschleder, und wird auf folgende Art zubereitet. Sie schneiden aus einer Hirschhaut einen Riemen zwey Finger breit, von dem Schwanz bis zum Kopf. Darauf schaben sie das Haar davon, machen ihn naß, drehen ihn, und befestigen das eine Ende davon an einen Ast von einem Baum, und an das andere hängen sie ein Gewicht von hundert bis hundert und zwanzig Pfund. Hier lassen sie ihn trocknen, bis er wie eine dicke Darmseite wird. Damit sie sich den linken Arm nicht beschädigen, wenn sie die Sehne beym Schiessen springen lassen; so bedienen sie sich einer Art halber Armschienen von dicken Federn, welche den Arm von dem Knöchel bis an den Elbogen bedecken, und mit einem ledernen Riemen befestigt sind, welche einigemahl um den Arm herumgeht. Sie sind so große Liebhaber vom Bogenschiessen, daß sie sich nicht nur beständig auf der Jagd damit üben, sondern solches auch zum Zeitvertreib thun. Damit sie nun sich immer eine größere Fertigkeit

erwerben möchten, so stellt der Ober-Paracusse zuweilen Scheibenschiessen an, da derjenige, der das aufgesteckte Ziel in der Mitte getroffen hat, einen gewissen Preis bekommt. Sie führen außer dem auch große länglich runde Schilder, die aus Rohr geflochten, und so künstlich zusammen gefügt sind, daß, ob sie gleich nur mit bloßem Leder überzogen sind, sie dennoch allen Pfeilen und Wurfspießen widerstehen können.

Eigentliche Festungen treffen wir weder bey den Floridanern, noch bey andern amerikanischen Völkern an; sondern alles, was man da sieht, sind nichts anders als Pfähle oder Palisaden, mit denen ein Dorf rings umher eingeschlossen ist. Wenn ein solches Dorf belagert wird, so kann die Belagerung unmöglich von langer Dauer seyn; denn jede feindliche Partie führt brennende Pfeile bey sich, durch die eine solche hölzerne Mauer leicht in Brand geschossen werden kann. Da die Europäer ins Land kamen, so waren die Indianer so verschlagen, daß sie Festungen errichteten, die gegen die Kriegsart der Europäer zu einiger Sicherheit dienen konnten. So beschreiben uns die Spanier die Festung Alibamo in Florida. Es war ein Viereck von vier Reihen Palisaden, deren jede vierhundert Schritte lang, und zwey breit war. Die erste hatte drey Thore, die aber so niedrig waren, daß kein Reiter durchkommen konnte, und diese Einrichtung hatten sie deßwegen gemacht, weil ein starker Theil der Spanischen Macht in Reiterey bestand, wofür sie sich

sehr fürchteten. Das eine Thor war in der Mitte, die beiden übrigen aber in den Winkeln. Gerade gegen diese Thore über waren drey andere in jeder Reihe Palisaden, damit man sich nach dem Verluste der vordersten in den folgenden noch vertheidigen könnte. Die Thore der letzten Palisaden gingen nach einem kleinen Flusse zu, über welche einige Brücken geschlagen waren. Aus den Thoren thaten sie Ausfälle; allein wenn sie die Belagerer nicht auf den ersten Anfall zum Weichen brachten, sondern wohl gar selbst zurück getrieben wurden, so war der größte Theil der Mannschaft verloren; denn die Thore waren so enge, daß kaum zwey Menschen neben einander aus- und eingehen konnten. Endlich lernten sie auch von den Europäern die Kunst, Gräben um ihre Umpfählungen zu machen, und sie mit Wasser anzufüllen. Doch dieß ist keine Amerikanische Erfindung, und gehört also nicht hierher.

Von Kriegserklärungen wissen die Floridaner mit den übrigen Amerikanern auch nichts; sondern auf den Entschluß folgt sogleich der Anfang der Gewaltthätigkeiten. Jedoch etwas treffen wir bey ihnen an, das den Schein einer Kriegserklärung hat, nicht so wohl um die Feinde von ihrer Gesinnung zu benachrichtigen, als vielmehr den Ihrigen Nachricht zu geben, daß der Krieg gegen dieses oder jenes Volk beschlossen sey. Auf der gangbarsten Straße des feindlichen Gebiethes wird ein Pfeil aufgerichtet, an dessen Spitze man eine Flocke Wolle fest macht;

und dieß ist daß ganze Signal zum Aufbruche. Da die Absicht ihrer Kriege nicht dahin geht, ihre Gränzen zu erweitern, sondern entweder ihre Ehre zu retten, und sich wegen angethanen Beleidigungen zu rächen, oder die Gewaltthätigkeiten ihrer Nachbarn durch Gegenwehr abzuwenden; so sehen sie sich niemahls als den angreifenden Theil, sondern jederzeit als bloße Vertheidiger ihrer Gerechtsame an, und aus diesem Grunde glauben sie keine förmliche Kriegserklärung nöthig zu haben. So wie sie sich versammelt haben, so geht der Zug an. Ob sie nun gleich nicht darauf ausgehen, öffentliche Feldschlachten zu liefern, sondern nur einander Hinterhalte zu stellen, und parteyenweise einander Abbruch zu thun: so ist es ihnen dennoch nicht erlaubt, nach eigenem Gutachten hinzulaufen, wo sie hin wollen, sondern es darf keiner ohne ausdrückliche Bewilligung seines Obersten seinen Rang und Ordnung verlassen, oder widrigenfalls würde er für ehrlos erklärt werden. Bey dem Zuge selbst beobachten sie das größte Stillschweigen, damit sie von ihren Feinden nicht möchten entdeckt werden. Auf diese Art eilen sie nach denjenigen Dörfern, wovon sie wissen, daß die bewehrte Mannschaft nicht zu Hause ist, und suchen solches in Brand zu stecken, und auszuplündern. Stoßen sie auf eine feindliche Partey, so greifen sie mit solcher Wuth und einem so erschrecklichen Geschreye an, daß dadurch das Schrecken allgemein wird; sie machen sich diese Verwirrung zu Nutze, und schlagen oft eine Partie, die weit stärker ist,

als sie. So wild sie auch sonst gegen ihre Feinde sind, so haben sie doch niemahls die Niederträchtigkeit begangen, ihre Pfeile zu vergiften: so sitzt auch in einer wilden Seele Ehrlichkeit und Großmuth. Wenn sie auf beyden Seiten Gefangene machen, so werden sie nach dem Gefechte, Kopf für Kopf, gegen einander ausgewechselt, diejenigen aber, die zurück bleiben, werde Sclaven; gegen diese haben sie zwar nicht die Grausamkeit, sie unter abscheulichen Martern zu tödten und zu fressen, wie andere Amerikaner, aber sie schneiden ihnen sogleich die Flechsen am Fuße ab, damit sie nicht während dem Treffen davon laufen können. Ist nun das Treffen völlig entschieden, und der eine Theil Meister vom Wahlplatze geblieben, so üben sie an den Leichen derer, die im Treffen geblieben sind, niemahls einige Unmenschlichkeiten aus, außer daß sie ihre Arme und Beine an ausdrücklich dazu aufgerichtete Stangen, zum Denkmahl der Ehre und des Sieges, aufhängen. Den Gefangenen lösen sie die Haarscheitel ab, und brauchen sie als Beweise ihrer Tapferkeit. Wenn auch das Treffen noch so hitzig gewesen ist, so lassen sie doch denen, die sie darum bitten, Gnade widerfahren. Insbesondere beweisen sie diese Großmuth an den Weibern und Kindern ihrer Feinde, und begnügen sich bloß damit, sie in ihre Städte und Dörfer zu führen, wo sie sie alle Freyheit genießen lassen.

Bey dieser Gelegenheit merken wir an, daß

die Floridaner ihre Weiber ordentlicher Weise nicht mit in das Treffen zu nehmen pflegen, außer zur Besorgung der Lebensmittel. Aber in diesen weiblichen Seelen wohnt ein Muth, der nicht geringer ist, als die Herzhaftigkeit ihrer Männer: allein die Gewohnheit des Landes läßt es nicht zu, solchen im Treffen zu zeigen. Allein, da die Spanier in das Land kamen, und den Einwohnern mit ihren übrigen Gütern auch ihre Freyheit nehmen wollten; so besiegte die Noth die Gewohnheit, und die Weiber zeigten einen Muth, der bis zur Verzweiflung ging. Die Spanier erfuhren es bey einer gewissen Gelegenheit zu ihrem Schaden. In einem Treffen, worin bereits eine große Menge Indianer auf dem Schlachtfelde gestreckt lag, ruften diese endlich ihre Weiber zu Hülfe, damit sie entweder den Tod so vieler Indianer rächen, oder alle großmüthig sterben möchten. Allein eben da man die Weiber zu Hülfe rufen wollte, stritten ihrer viele schon zu den Seiten ihrer Männer aus freyem Antriebe. Aber nunmehr, da der öffentliche Befehl dazu kam, liefen sie theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit Schwertern und Lanzen, die sie auf dem Schlachtfelde von der Erde aufgehoben hatten, unter die Spanier. Sie stellten sich an die Spitze, verachteten voll Zorn und Verdruß die Gefahr, und zeigten einen Muth, der weit über ihr Geschlecht ging.

Was wir vorhin von ihrem mäßigen Bezeigen gegen ihre überwundenen Feinde gesagt ha-

ben, leidet eine Ausnahme, wenn ihnen Spanier in die Hände gefallen sind. Bey verschiedenen Gelegenheiten bewiesen sie gegen diese eine Grausamkeit, die bey den Brasilianern nicht ärger angetroffen wird. Wir wollen nur eine einzige Geschichte zum Beweise anführen, die unsern Lesern vermuthlich nicht unangenehm seyn wird. Ein Floridianischer Fürst hatte einst vier Spanier gefangen bekommen. Diese ließ er wohl verwahren, um durch ihren Tod die Schönheit eines Lustfestes, welches in wenigen Tagen gefeyert werden sollte, zu verherrlichen. Wie die Zeit heran gekommen war, befahl er, die Spanier ganz nackend herbey zu führen, und sie zu zwingen, wechselsweise von einem Ende der Stadt bis an das andere zu laufen, auch von Zeit zu Zeit mit Pfeilen auf sie zu schiessen, damit sie dadurch eines langsamen Todes sterben und ihre Qual desto empfindlicher seyn möchte. Man gehorchte ihm den Augenblick, und der Fürst, der selbst mit bey dem Schauspiele gegenwärtig war, sah mit Vergnügen drey von diesen Spaniern von einem Ende zum andern laufen, und vergeblich ihrem Tode zu entgehen suchen. Der vierte, der ein Mensch von achtzehen Jahren war, und dabey gut aussah, erregte das Mitleiden der Gemahlinn und der Töchter des Fürsten. Sie bathen für ihn um Gnade, und erhielten sie auch. Allein diese Gnade diente zu nichts anderm, als dem jungen Spanier einen tausendfachen Tod anzuthun. Man zwang ihn beständig, Holz und Wasser zu tragen; er aß und schlief wenig, und mußte so viele Streiche leiden, daß, wenn ihn

die Furcht vor Gott nicht zurück gehalten hätte, er oft in die Versuchung kam, seinem unglücklichen Leben selbst ein Ende zu machen. Die Barbaren verdoppelten seine Qual bey öffentlichen Lustbarkeiten, und nöthigten ihn, ganz nackend auf einem großen Platze herum zu laufen, wo sie mit ihren Bogen bereit standen, ihn augenblicklich zu durchschiessen, wenn er nur die erste Miene machte, als wenn er stehen bleiben wollte. Er war also des Abends in einem erbärmlichen Zustande, und mehr todt als lebendig. Die Frauenzimmer bedauerten ihn; allein ihre Erbarmung feuerte nur die Grausamkeit des Caziken desto mehr an, welcher fast rasend wurde, daß dieser Mensch so viele Ermüdungen ausstehen konnte. An einem Feyertage befahl er auf dem großen Platze ein Feuer anzuzünden, und über die glühenden Kohlen einen Rost zu setzen; hierauf wurde der arme Mensch gelegt, und sollte lebendig gebraten werden. Auf das Geschrey dieses Elenden kamen die Töchter des Caziken herbey gelaufen, und beschwuren ihn, daß er doch in seiner Rache nicht weiter gehen möchte. Sie trugen ihn halb verbrant von diesem traurigen Schauplatze hinweg, und der Cazike ließ es geschehen. Sie verbanden seine Wunden, und nach Verlauf einiger Zeit wurde er geheilet. Der Barbar freuete sich, da er ihn im Stande sah, noch mehr zu leiden. Damit er nun seine Rachbegierde noch weiter sättigen möchte, so erfand er zu seiner Genugthuung, und um das ungestüme Bitten einer Töchter los zu werden, eine neue Strafe.

Er befahl ihm nähmlich, Tag und Nacht die todten Leichname, die in einem Walde in hölzernen mit Bretern bedeckten Särgen lagen, zu bewachen. Weil aber die Löwen, deren es in jenen Gegenden sehr viele gab, bisweilen kamen, und die todten Körper aus den Särgen mit sich fortschleppten; so befahl er ihm, bey Strafe lebendig verbrennt zu werden, dafür zu sorgen, und gab ihm vier Wurfspieße mit, um sich gegen diese Bestien zu vertheidigen. Einst überwältigte ihn der Schlaf, und gerade damahls kam auch ein Löwe, und hohlte ein Kind aus einem Sarge. Der arme Mensch wachte darüber auf, und weil er wußte, daß des Caziken Leute mit anbrechendem Tage kommen, und nach den Särgen sehen würden; so vermuthete er nichts anders, als daß er auf die grausamste Art würde verbrennt werden. Er lief vor Angst hin und her, und wußte selbst nicht, was er that. Endlich bekam er den Löwen zu Gesichte; die Verzweiflung gab ihm Muth, er griff ihn an, und erlegte ihn glücklich. Was noch von dem Kinde übrig war, raffte es zusammen, legte es wieder in den Sarg, die todte Bestie aber schleppte er zu dem Caziken. Jedermann bewunderte diese kühne That, und bath für ihn um Gnade. Der Barbar schien besänftigt; aber nicht lange darnach wachte seine Rachbegierde von neuem auf. Er wollte ihn ein für allemahl bey dem ersten Feste todtschiessen lassen. Und nun getrauete sich niemand weiter für ihn zu bitten. Allein die älteste Tochter verschaffte ihm Gelegenheit, sich mit der Flucht zu retten, und schickte ihn zu ei-

nem Caziken, der ihr Geliebter war, der ihn auch, der Drohungen des Barbaren ungeachtet, in seinen Schutz nahm. So unbändig ist die Rachbegierde in einem Menschen, der keine sittlichen Empfindungen kennt; aber zur Ehre der Menschheit wohnt auch oft eine Seele unter einem rohen Volke, die durch ihre Sanftmuth dem wildesten Temperamente Hohn spricht.

Ob nun gleich dieser Barbar eine Grausamkeit zeigte, die auch unter diesen Wilden eine außerordentliche Erscheinung war; so können wir doch nicht läugnen, daß die Rachbegierde ein Hauptzug in dem Charakter der Floridaner ist, wenn sie sie gleich nicht immer in solche Unmenschlichkeiten ausarten lassen, wovon wohl die damit vermischte Leichtsinnigkeit und Flatterhaftigkeit die Ursache ist. Sie geben hiervon einen Beweis durch ihr Betragen, wenn eine Schlacht gewonnen ist. Wenn sie ihre Gefangenen in Sicherheit gebracht haben, so bemächtigen sie sich des Schlachtfeldes, wo die erschlagenen Feinde liegen. Ein Priester wird gerufen, dieser stellt sich vor die Leichname, und die übrigen Kriegsleute um ihn herum. Dieser spricht die grausamsten Flüche über diese Todten aus, und die Umstehenden hören ihn mit großer Aufmerksamkeit an. Vor ihnen liegen drey Leute auf den Knien, die ein kleines Götzenbild in der Hand haben. Einer von ihnen schlägt, so zu sagen, den Tact auf einen Stein, und antwortet auf die Verwünschungen des Priesters, da unterdessen die andern bey dem Geräusche ihrer Klappern singen.

FLORIDAXERINNEN die ihre Männer im Kriege verlohren haben und ihre CACIQUEN um Beistand anflehen.

Witwen aus FLORIDA die ihre Haare auf das Grab ihrer Männer streuen.

Wenn diese Ceremonie vorbey ist, so kehren sie zu ihren eigenen Todten zurück. Die Weiber der Erschlagenen gehen zu den Caziken, und bitten ihn um ihren Beystand. Sie stellen sich mit thränenden Augen vor ihn, heulen und schreyen über den Verlust ihrer Männer, kauern sich vor ihm nieder, und beschwören ihn, bey allem, was ihm lieb ist, den Tod ihrer Männer nicht ungerochen zu lassen, sondern die Feinde deßwegen zur Strafe zu ziehen. Und dieses ist schon genug, einen neuen Krieg anzufangen. Sie begnügen sich aber nicht allein, ihre Thränen bloß vor den Caziken auszuschütten, sondern sie widmen auch ihren Männern den Zoll der Liebe noch auf ihren Gräbern. Sie schneiden sich die Haare ab, und streuen solche auf demselben umher, nebst den Pfeilen, Köchern, Bogen, Spießen, Trinkschalen, und was sonst ihre Männer in ihrem Leben lieb gehabt und hoch gehalten haben. So wie ihnen ihre Haare wieder wachsen, so nimmt auch ihre Trauer ab, und wenn sie wieder zu ihrer ersten Länge gekommen sind, das ist, wenn sie ihnen über ihre Schultern hinab hangen, so ist die Trauer völlig aus.

Wenn die Floridaner von ihren Feldzügen wieder kommen, so bringen sie viele Tage mit Tanzen, Spielen und allerhand Ergetzlichkeiten zu. Sie besingen dabey ihre Tapferkeit, und die merkwürdigsten Thaten ihrer Vorfahren.

Vierter Abschnitt.

Hauswesen der Apalachiten.

Wir machen den Anfang mit ihren Heurathen. Die Apalachiten nehmen gemeiniglich nur eine Frau, welche, wie wir im vorigen Abschnitte bemerkt haben, bey Strafe einer schimpflichen Züchtigung verbunden ist, ihrem Manne treu zu bleiben. Allein die Großen des Reichs sind nicht so strenge an dieses Gesetze gebunden, sondern sie haben die Erlaubniß, so viele Weiber zu nehmen, als sie wollen. Nichts desto weniger haben sie doch nur eine rechtmäßige Gemahlinn, und die andern sind bloß Beyschläferinnen; daher auch die Kinder, die von den letzten geboh-ren werden, nach dem Tode des Vaters, mit dessen übrigen Kindern in der Theilung seines Vermögens nicht in gleiche Theile gehen, son-dern sich nur mit etwas Wenigem, das ihnen nach den Umständen ausgeworfen wird, begnü-gen müssen. Zur Ursache von dieser ihnen er-laubten Vielweiberey führen sie an, daß, da sie verbunden wären, in Krieg zu ziehen, sie auch viele Frauen haben müßten, damit sie viele Kin-der zeugen möchten: die meisten von Adel blie-ben im Treffen, man müsse also darauf bedacht seyn, diesen Verlust wieder zu ersetzen; ferner, da das gemeine Volk an den öffentlichen Geschäften keinen Theil habe, und auch den Gefährlichkei-

ten nicht so ausgesetzt wäre, wie der Adel, so wären noch immer Leute genug vorhanden, die die Last des Königreichs tragen könnten. Wir wollen uns in die Beurtheilung dieser Maximen nicht einlassen; ihre Unrichtigkeit leuchtet zu deutlich in die Augen. Das Wohl eines Landes hangt ohne Zweifel von der Menge derjenigen Personen ab, die die Güter der Natur aus der Erde heraus hohlen, verarbeiten, und durch den Umsatz derselben Reichthum und Überfluß in das Land bringen. In den Heurathen selbst gingen die Apalachiten niemahls aus ihren Familien heraus; und wenn ja einer oder der andere dergleichen that, so zog er sich dadurch nicht nur die größte Verachtung für seine Person zu, sondern die aus einer solchen Ehe erzeugten Kindern waren auch nicht fähig, Hauptleute oder Häupter der Familien zu werden; ja man sah sie nicht viel besser, als Bastarde, an. In den Heurathes-Ceremonien machten sie nicht viele Umstände. Oftmahls geschah es, daß die Ältern und Verwandten ihre Kinder mit einander verlobten, wenn sie, so zu reden, noch in der Wiege lagen, und sie waren schon Braut und Bräutigam, ehe sie noch ihre Bestimmung kannten. Allein sie haben dabey eine solche Hochachtung gegen ihre Ältern, daß, wenn sie ihre Verlobung erfahren, sie sich im geringsten nicht dagegen setzen, sondern ihre Neigung dem Willen ihrer Ältern unterwerfen. Sie heurathen also mehr aus Pflicht, als aus Liebe, von deren sanften Empfindungen sie sich gar keine Vorstellungen machen können. In ihren Familien kön-

nen sie in allen Graden, ihre Schwestern ausgenommen, heurathen.

Wenn eine Frau schwanger ist, so hat der Mann während ihrer Schwangerschaft nicht den geringsten Umgang mit ihr; ja er ißt sogar in dieser Zeit nichts von demjenigen, was sie anrührt. Die Kinder, die sie zeugen, erziehen sie mit aller Sorgfalt. Den Knaben legen sie entweder die Nahmen derjenigen Feinde bey, die sie erlegt haben, oder derjenigen Dörfer, die sie abgebrannt haben, oder auch der Gefangenen, die in ihrem Dienste gestorben sind; die Töchter hingegen führen den Nahmen ihrer verstorbenen Mütter, oder Großmütter, denn sie sehen sorgfältig dahin, daß nicht zwey Personen, die in einer Familie zugleich leben, einerley Nahmen haben. Bis in das zehnte und zwölfte Jahr wird die Erziehung der Kinder den Müttern allein überlassen; wenn aber die Knaben dieses Alter erreicht haben, so nehmen die Väter diese Sorge über sich; sie führen sie mit sich auf die Jagd, zur Fischerey, und halten sie zu andern Arbeiten an. So bald sie geschickt sind, den Bogen und Wurfspieß zu führen, und sich mit ihren Schildern gegen die feindlichen Pfeile zu vertheidigen, so müssen sie ihren Feldzügen mit beywohnen. Sie haben außerordentlich viele Liebe zu ihren Kindern, lassen sie aber solche nicht merken; es ist auch bey ihnen nicht wie bey andern Völkern, gewöhnlich, daß die Ältern ihren Kindern Liebkosungen erweisen, sondern sie sind von Jugend auf hart und strenge gegen sie.

Dessen ungeachtet aber haben die Kinder eine große Ehrfurcht gegen ihre Ältern, und das harte Bezeigen ihrer Väter schlägt ihren Muth im geringsten nicht nieder.

Diese Völker haben jederzeit den Müßiggang als die größte Pest ihres gemeinen Wesens angesehen, und solchen aus allen Kräften verabscheuet. Sie befleißen sich der Arbeit nicht so wohl aus Pflicht, als vielmehr aus Vergnügen. Diese Arbeitsamkeit bringt ihnen die größten Vortheile, worunter dieser keiner von den geringsten ist, daß, wenn ihre Nachbarn, die an der Seeküste wohnen, oftmahls Hunger leiden müssen, weil sie entweder ihre Felder nicht zur rechten Zeit bestellt, oder ihren Vorrath bey Gastereyen unnöthig verschwendet haben, sie im Gegentheile, da sie das Feld fleißig bauen, und die Früchte des Landes mit Vernunft zu Rathe halten, allemahl hinlänglichen Vorrath haben, wovon sie auch ihren Bundsgenossen, wenn sie Mangel daran leiden, aushelfen können. Wenn die Saat- und Arndezeit vorbey ist, so gehen die Mannspersonen auf die Jagd und Fischerey; sie pflanzen Obstbäume, legen Gärten an, und machen das Erdreich durch Kunst und Fleiß geschickt dazu; sie bauen ihre Hütten, und bessern, was schadhaft daran ist; sie verfertigen ihre Kleider, Schuhe und Stiefeln; überhaupt trifft man sie selten müßig an. Auf nichts aber wenden sie mehr Fleiß, als auf die Verfertigung ihrer Bogen, Pfeile, Keulen, Schilder, und anderer Arten der Waffen, die sie theils auf der

Jagd, theils im Kriege gebrauchen; denn alle Mannspersonen, so wohl junge als alte, machen sich eine Ehre daraus, sie selbst machen zu können. Sie wenden auch einige Mühe auf die Schönheit derselben, und suchen sie immer glänzend zu erhalten. Sie thun dieses nicht so wohl, um in Friedenszeiten Staat damit zu machen, sondern damit sie, wenn sie plötzlich überfallen werden, welches nicht selten geschieht, solche sogleich in gehöriger Bereitschaft bey der Hand zu haben. Die Häute der Hirsche und wilden Ziegen wissen sie auch wohl zuzubereiten, um ihre Kleidungen, Tapeten und Bettdecken daraus zu machen. Sie machen sich auch zuweilen mit Töpferarbeit und Korbflechten einen Zeitvertreib, oder machen aus Vogelfedern allerhand Zierathen. Die Weiber verrichten die Hausarbeit, bereiten das Essen, spinnen Baumwolle, und machen allerhand Zeuge daraus.

Außer diese Handarbeit treiben sie auch einen kleinen Handel. Dieser besteht größten Theils, wie bey allen Völkern, die noch im Stande der Natur leben, in der Vertauschung der Waaren. Ob ihnen aber gleich der Gebrauch des Geldes unbekannt ist, so haben sie doch eine Art Münzen erfunden, die ihnen, wenn sie keine Waaren zu vertauschen haben, zum Einkaufe der nöthigen Bedürfnisse dienen. Es sind dieses kleine schwarze und weisse Körner, denen sie einen gewissen Werth und Verhältniß beylegen, so daß ein schwarzes Korn so viel als zwanzig weisse gilt. Die Indianer, die am Meere wohnen,

machen sich eine Art Münze aus den äußersten Theilen derjenigen Muscheln, die sie besonders hoch schätzen. Diese leichte Münze hat ihren Lauf nicht nur unter den Einwohnern selbst, sondern sie gilt auch in den Europäischen Colonien, die daselbst errichtet sind. Gleichergestalt handeln auch die Apalachiten mit Korallen und Krystallkörnern, ja selbst mit einer Art Ambra; auch nicht selten mit rothen und grünen Steinen, welche der Strohm von den Gebirgen herab treibt. Ehe die Europäer zu ihnen kamen, wußten sie nichts vom Gewichte und Ellenmaß, jetzt aber haben sie durch die Erfahrung kennen gelernt, wie nöthig und nützlich beyde Dinge so wohl zur Erleichterung des Handels, als zur Vermeidung des Betrugs sind.

So arbeitsam nun die Apalachiten sind, so sind sie doch auch vom Vergnügen keine Feinde. Sie lieben die Musik, und alle Instrumente, die eine Harmonie machen, mit einem solchen Eifer, daß man fast keinen einzigen unter ihnen antrifft, der nicht auf einer Flöte, von verschiedener Art und Größe, spielen könnte. So unvollkommen sie auch sind, so machen sie doch eine angenehme Harmonie. Dabey sind sie große Liebhaber vom Singen. Ihre Stimme ist von Natur angenehm und geläufig; daher sich auch viele unter ihnen befleißigen, den Gesang und das Zwitschern der Vögel nachzuahmen, worin sie so glücklich sind, daß sie diese unschuldigen Thiere damit aus den dicksten Wäldern locken, als welche meinen, daß sie ihres gleichen anträfen. Mit

dem Gesange versüßen sie sich auch die Arbeit, die sie oftmahls mehr zum Zeitvertreibe, als des Nutzens wegen verrichten. Nicht weniger lieben sie auch den Tanz, wobey sie hüpfen, springen, und allerhand wunderliche Stellungen machen. Sie glauben dadurch alle üblen Dünste, die sie in ihren Körpern eingesammelt haben, zu vertreiben, und ihre Gelenke geschmeidig zu machen, damit sie desto besser auf der Jagd fortkommen, und die Gebirge desto leichter besteigen können. Sie machen sich aus der Geschwindigkeit ihrer Gliedmaßen eine besondere Ehre, und lassen oft in Beyseyn ihrer Freunde ihre Geschicklichkeit hierin sehen. Nach der Ärnde stellten sie ehemahls feyerliche Tänze an; jetzt aber haben sie keine bestimmte Zeit dazu, sondern es kommt auf die Willkühr der Hauptleute und Oberhäupter der Familien an, die Zeit und Ort hierzu zu bestimmen.

Die Apalachiten unterscheiden sich auch darin von vielen Amerikanischen Völkerschaften, daß sie in Städten, Flecken und Dörfern bey einander in einer bürgerlichen Verbindung leben. Diejenigen Orte, denen sie den Nahmen der Städte geben, sind Flecken, welche mehr bevölkert, als andere, sind; sie sind anstatt der steinernen Mauern mit Umpfählungen oder Hecken eingeschlossen. Eine jede solche Stadt, wenn man sie so nennen kann, hat zwey enge Thore, die mit vorgelegten Querbalken verschlossen werden. Auf beyden Seiten sind zwey Rasenhaufen aufgehäuft, worauf man eine Wache stellen kann.

um die Zugänge zu beschützen. Jede Provinz hat höchstens nur drey bis vier solcher Städte, wovon eine jede ihren besondern Statthalter hat, die in denselben ihre Wohnung haben, und unter welchen die Hauptleute der benachbarten Flecken stehen. Jeder derselben, und seine untergeordneten Beamten, haben ihren angewiesenen Bezirk, den sie in ihrer Gerichtsbarkeit nicht überschreiten dürfen. Die Flecken und Dörfer der Apalachiten aber sind weit angenehmer. Die Wohnungen in denselben sind geräumiger und lüftiger. Ihre Häuser sind sehr einfältig. An den vier Ecken sind Pfähle, oder auch nur Stangen in die Erde gerammet; die Wände sind aus einer fetten Erde aufgeführt, die aber, wenn sie ausgetrocknet ist, so fest hält, daß auch nicht die geringste Luft durchdringen kann. Diese leichten Gebäude sind länger, als breit, und länglich rund. Die beyden Seiten sind allemahl nach Norden und Süden gerichtet, damit ihnen die stürmenden Winde, welche sich meisten Theils aus diesen Gegenden erheben, nicht schaden können. Aus eben dieser Ursache sind sie sehr niedrig gebauet, und sind bis an das Dach kaum fünf bis sechs Schuh hoch. Das Dach, welches keine andere Abneigung hat, als so viel zum Ablaufe des Regens erfordert wird, ist mehrern Theils aus Schilf geflochten, dermaßen dicht, daß es Regen und Wind lange Zeit aufhalten kann. Die Schilfe werden in Gummiwasser getaucht, und alsdenn mit Sand bestreuet; dadurch bekommen sie eine ungemeine Festigkeit.

In diesen Wohnungen ist das Pflaster der Kammern das beste; denn ob es gleich nur aus calcinirtem Muschelwerke und einem gewissen gelben und glänzenden Sande besteht, den sie aus dem Gebirge hohlen, so gibt es doch, wenn es trocken ist, einen solchen Glanz und Schimmer von sich, daß es aussieht, als wenn der Boden mit goldenen Platten belegt wäre, und mit der Zeit wird es so glatt, wie Marmor. Die Häuser sind in verschiedene kleine Kammern eingetheilt, in die man durch einen engen Gang mehr hinein kriechen muß, als gehen kann. Die Zimmer sind durch Tapeten von Baumrinden und Palmenblättern von einander abgetheilt. Die Kammern der Vornehmsten des Landes aber sind auf allen Seiten mit Hirsch- oder wilden Ziegenfellen behangen, welche durch eine angenehme Vermischung allerhand Farben ausgezieret sind. Es gibt auch Künstler unter ihnen, die aus Flammen- und andern Federn Tapeten machen können. Diese wissen sie mit solcher Erfindung und Ordnung zusammen zu fügen, daß man kaum in einem seidenen Stoffe mehrere Schönheiten anbringen kann. Ihre Betten sind mit Vorhängen umgeben. Zwey bis drey Breter, die auf vier in die Erde geschlagenen Pfählen liegen, machen die ganze Lagerstätte aus; auf diese legen sie Säcke, die mit Farrenkraut ausgestopft sind, zum Unterbette, und zum Deckbette brauchen sie eine Bärenhaut. Jenes wählen sie, weil sie glauben, daß es eine Kraft habe, die ermüdeten und verlornen Kräfte wieder herzustellen, dieses aber, weil es kein Ungeziefer zeugt.

Die Weichlinge unter ihnen stopfen ihre Bettsäcke mit Flaumenfedern aus, die an der Pflanze Hyalectoct wachsen. In der Hitze schmücken sie sich mit Gämsenhäuten und andern Fellen von wilden Thieren, und diese wissen sie wohl zuzubereiten und mit mancherley Farben zu bemahlen; sie fügen sie so sauber zusammen, daß, ungeachtet sie aus vielen Stücken bestehen, man doch ihre Zusammenfügung, wenn man sie auch noch so genau ansieht, nicht merken kann. Im Winter hingegen bedecken die Vornehmen ihre Betten mit Marder- Biber- und weissen Fuchsfellen, denen aber ihr natürlicher Geruch dermaßen benommen ist, daß man nicht das geringste davon empfindet. Ihr übriger Hausrath ist sehr geringe. Ihre Betten dienen ihnen zugleich anstatt der Stühle und Bänke, und ein Teppich von Leder, der auf dem Boden ausgebreitet wird, ist ihr Tischtuch.

So einfältig nun ihre Wohnungen sind, eben so ungekünstelt ist ihre Nahrung und Kleidung, und mit beyden sind sie vergnügt. Anstatt des Brotes essen sie großen Hirsen und Mais, und anstatt des Fleisches Hülsenfrüchte und Fische. Doch genießen sie jetzt auch manchmahl von dem Wildbret, das sie auf der Jagd bekommen; denn ehemahls diente ihnen die Jagd bloß zur Ergetzlichkeit, und das Land von wilden Thieren zu reinigen, und die Häute der Thiere zu ihrem Gebrauche zuzubereiten; das Fleisch aber genossen sie nicht. Jetzt aber essen sie es; dennoch aber finden sich heut zu Tage noch einige alte

Geschlechter, die an den Sitten ihrer Vorfahren so strenge halten, daß sie weder Fische noch Fleisch von zahmen und wilden Thieren essen. Das Fleisch essen sie wohl gekocht, die Früchte, wenn sie recht reif sind, und die Fische gebraten. Es ereignet sich selten, daß sie zweyerley Gerichte bey einer Mahlzeit auftragen. Das Essen wird, ehe es aufgetragen wird, in kleine Stücke geschnitten, damit sie sogleich zugreifen und essen können. Anstatt der Gabeln brauchen sie Löffel und eine hölzerne lange Pfrieme; damit nehmen sie ihren Bissen mit solcher Gewißheit, daß sie selten ihre Kleider damit beschmutzen. Ihr ordentliches Getränk ist Wasser; deßwegen bauen sie nicht leicht eine Wohnung anderswo, als an solchen Orten, wo sich Wasserquellen befinden. Die Weinreben wachsen häufig bey ihnen, und die Trauben werden auch reif und gut; aber sie machen keinen Wein daraus. Bey ihren Gastereyen aber haben sie einen gekochten Trank aus Mais, der gut schmeckt, aber nur bey außerordentlichen Fällen gebraucht wird. Den Gebrauch des Salzes haben sie, ihrem Vorgeben nach, seit undenklichen Jahren gehabt; da sie es aber ehemahls nicht anders, als mit vieler Mühe, und durch Vermittelung anderer Völker, die an der Seeküste wohnten, erlangen konnten; so haben sie seit einiger Zeit in ihrem Lande unten an dem Fuße eines Berges eine Salzquelle entdeckt, die ihnen einen großen Vorrath von weissem und reinem Salze liefert, ohne daß es ihnen Mühe macht.

Ehemahls wußten die Apalachiten von Klei-

dern fast gar nichts; sie gingen großen Theils nackend, und bedeckten nur diejenige Theile des Leibes, die der Wohlstand bedeckt haben will; aber jetzt tragen sie auch Kleider. Ihre Unterkleider sind von Bocks- und Hirschleder, und gehen ihnen bis auf die Hälfte des Schenkels. Darüber tragen sie eine Art eines Mantels, oder Oberkleid, das im Sommer aus baumwollenem Zeuge, im Winter aber aus Fellen bestehet, die sie so gut zu bearbeiten wissen, als der beste Kirschner in Europa. An einigen lassen sie die Haare oder Wolle, und diese dient ihnen zum Futter; an andern nehmen sie solche weg, und bemahlen sie auf beyden Seiten mit Blumen und andern Figuren, in so lebhaften Farben, daß es von weitem wie die schönste genähete Arbeit aussieht. Die verheuratheten Mannspersonen tragen Mützen von schwarzen und glänzenden Mardern; sie machen sie hoch, und lassen einen drey Daumen breiten Rand darum, der vorwärts in die Höhe geht, und die eine Seite ist mit einem Strauße von Federn geziert. Die Weiber gehen ebenfalls mit bedecktem Haupte, und tragen Mützen, die mit grauem und schwarzem Pelzwerke verbrämt sind. Die unverheuratheten Manns- und Weibspersonen hingegen haben zu keiner Zeit einen andern Hauptputz, als ihre eigenen Haare. Das gemeine Volk trägt bloß einen Überrock mit kurzen Ärmeln über ein kleines Hemd von Ziegenhaaren, das ihnen bis an die Knie reicht. Dieser Rock, der ihnen die Hüfte bedeckt, wird mit einem ledernen Gürtel um dem Leib fest gemacht, welcher an verschiedenen Orten dergestalt geziert

ist, daß es scheint, daß es genähet wäre. Von der Kleidung der Paracussen und ihrer Priester haben wir oben schon geredet. Das Frauenzimmer von Stande hat bey diesen Floridanern auch seinen besondern Schmuck. Ihre Röcke gehen stufenweise, und sind mit Stickerey nach ihrer Art, oder mit Pelzwerke nach der Jahreszeit besetzt. Anstatt der Überröcke tragen sie kurze Mäntel, die ihnen nur die Knie bedecken, und durch deren Öffnung sie an beyden Seiten die Arme hindurch stecken. Wenn sie zu einer feyerlichen Versammlung eingeladen werden; so bedienen sie sich, außer ihrem gewöhnlichen Hauptputze, noch eines Schleyers von leichtem Zeuge, der über ihre Kleider hin- und herfliegt. Ihre Backen streichen sie mit rother Farbe an. Aus einer gewissen Art schöner Muscheln, die sie durchbohren, und zu einer schicklichen Gestalt formen, machen sie Ketten, und hängen sie um, wenn sie in voller Pracht erscheinen wollen. Auch wissen sie gewissen rothen und grünen Steinen verschiedene Gestalten zu geben, die ihren Glanz erhöhen. Mit diesen, oder auch Krystallen, schmücken sie ihre Ohren. Zum Beschlusse ihres Aufputzes schmücken sie den Hals mit Bändern von Ambra und Korallen. Einige haben ihnen auch Perlen, Rubine, und Diamanten beygelegt; aber die neuesten Nachrichten versichern, daß sie diese Art von Kostbarkeiten in ihrem Lande gewiß nicht haben.

Nun ist nichts mehr von den Apalachiten zu sagen übrig, als was ihren Tod und die Ceremonien bey ihrem Begräbnisse betrifft. Sie er-

reichen meisten Theils ein hohes Alter, und bringen ihr Leben bis auf hundert und mehr Jahre. Ohne Zweifel kommt dieses von ihrer mäßigen Lebensart und Arbeitsamkeit her. Wenn sie todt sind, so balsamiren sie die Körper, und es ist zu verwundern, mit welcher Geschicklichkeit sie solches verrichten können. Wenn sie das Eingeweide heraus genommen haben, welches sie so gleich an den Ort verscharren, wo der übrige Körper nach Verfliessung der Trauerzeit hinkommt; so tunken sie ihn in einen kostbaren Balsam, den sie aus vielem anziehenden Gummi, und andern Spezereyen, welche die Kraft haben, den Körper vor der Fäulniß zu bewahren, bereiten. In diesem Balsam lassen sie ihn drey Monathe liegen, alsdenn nehmen sie ihn heraus, ohne die geringste Veränderung daran zu spüren, und ohne daß man einige Spur von einer angesetzten Fäulniß gewahr wird. Hierauf umhüllen sie ihn, wenn er völlig ausgetrocknet ist, mit schönen Fellen, und legen ihn in einen Sarg von wohl riechendem Holze. Diesen behalten sie zwölf Monathe lang in ihren Häusern bey sich, alsdenn verscharren sie ihn in dem nächsten Wald an dem Fuße eines Baumes, unter vielen Thränen und Wehklagen. Man kann sich leicht einbilden, daß nicht alle Personen bey den Apalachiten auf einerley Art begraben werden, sondern daß nach ihrer Würde und ihrem Stande, den sie in ihrem Leben bekleidet haben, auch die Feyer bey ihrem Tode verschieden gewesen sey. Wenn ein Paracusse stirbt, so balsamiren sie ihn ein, bedecken ihn mit Häuten, schmücken ihn mit

Ketten und Halsbändern, und heben ihn drey ganze Jahre lang in Kisten von wohl riechendem Holz in der Kammer, worin er gestorben ist, auf. Wenn diese Zeit vorbey ist, so tragen sie ihn in sein Erbbegräbniß, welches seine Verwandten an dem Fuße des Berges Olaimy machen lassen. Man läßt ihn da in eine Höhle hinunter, und verschließt die Öffnung mit Steinen, die oben her mit Rasen bedeckt sind. An die Zweige der nächsten Bäume hängt man seine Waffen. Die nächsten Anverwandten pflanzen eine Ceder dabey, und unterhalten sie mit aller möglichen Sorgfalt, verdirbt sie, so wird sogleich eine andere an ihre Stelle gesetzt. Stirbt ein Beamter, oder Parausti, so begraben sie ihn ebenfalls mit großer Pracht. Rund um sein Grab stecken sie Pfeile mit den Spitzen in die Erde, und setzen oben darauf die Schale, deren sich der Verstorbene zum Trinken zu bedienen pflegte. Auf diesem Grabe bringen sie drey Tage mit Weinen und Fasten zu, und seine Verwandten und Freunde kommen von fernen Orten her, ihm diese letzte Ehre zu erweisen. Sie schneiden sich die Haare entweder ganz, oder zum Theile vom Kopf, nachdem die Trauer groß oder nicht ist, und lassen sie nicht eher wieder wachsen, als bis die Trauerzeit vorbey ist. Darauf gehen alle Tage ausdrücklich hierzu bestellte Klagweiber hinaus, und beweinen den Todten sechs Monathe lang, des Morgens, des Mittags und des Abends. Man verbrennt bey seinem Tode alle seine Geräthschaften, die er in seinem Leben besessen hat. Bey dem Tode ihrer Priester ist dieses insonder-

heit anzumerken, daß man sie in ihren Häusern mit allen ihren Geräthschaften verbrennt, die Knochen zu Pulver stößt, und davon ein ganzes Jahr lang etwas unter das Getränk der Anverwandten mischt.

Bey einigen Floridanischen Völkern ist die Gewohnheit, ihre Todten in ihre Tempel zu begraben. So fanden die Spanier zu Cofaciqui einen Tempel voll großer hölzerner Kästen, die rings um die Mauern herum auf Bänken standen, die zwey Fuß über die Erde erhaben waren; die todten Leichname waren darin so wohl gehalten, daß sie nicht den geringsten übeln Geruch von sich gaben. Auch fanden sie eine große Menge große und kleine Körbe von Rohr geflochten, worin Manns- und Weibskleider waren, einige waren auch mit Perlen angefüllt. Der vornehmste unter diesen Tempeln war derjenige zu Talameco, mit dessen Beschreibung wir jetzt den Schluß machen wollen.

Dieser Tempel ist über hundert Schritte lang, und vierzig breit. Die Mauern sind nach dem Verhältnisse der Größe des Tempels hoch, und das Dach sehr erhaben, um den Mangel der Ziegel zu ersetzen, damit das Regenwasser desto besser ablaufen kann. Er ist mit ganz zartem Schilf gedeckt, welches entzwey gespalten ist, und eine Art von Tapeten ausmacht. Fünf bis sechs von solchen über einander gelegten Matten, halten den Regen vollkommen ab, daß er nicht hindurch dringen kann; auch verhindern sie, daß die Sonne nicht in den Tempel scheinen kann. Auf dem Dache des Tempels findet

man viele Muscheln von verschiedener Größe, die in die schönste Ordnung neben einander gelegt sind. Man kann nicht begreifen, woher man sie genommen hat, da diese Völker, wo dieser Tempel steht, so weit von der Seeküste entfernt wohnen; es müßte denn seyn, daß man sie in den Flüssen des Landes gefunden hat. Diese Muscheln sind so gestellt, daß man das innerste von außen zu sehen bekommt, damit sie einen desto größern Glanz von sich geben. Es ist stets eine große Schale von einer Meerschnecke zwischen zwey kleine Muschelschalen gesetzt, und ein Raum dazwischen gelassen, welcher mit vielen Schnüren Perlen von verschiedener Größe, die die Gestalt eines Blumenstraußes haben, angefüllt war. Diese Perlensträuße, die von der Spitze des Dachs an bis herunter hingen, nebst dem Glanze der Perlmutter und anderer Muschelschalen thaten eine vortreffliche Wirkung, wenn die Sonne darauf schien. Der Tempel hatte zwey Thüren, die seiner Größe gemäß waren. Bey dem Eingange standen zwölf von Holz gemachte Riesenbilder. Sie waren mit einem so wilden und drohenden Gesicht vorgestellt, daß sie die Spanier, wie sie hinkamen, lange Zeit betrachteten. Man sollte fast sagen, daß diese colossalischen Bilder dahin gestellt worden, um den Eingang des Tempels zu verwahren; denn sie standen in zwey Reihen auf beiden Seiten, und nahmen allmählig an Größe ab. Die ersten waren acht Fuß hoch, und die andern immer etwas kleiner. Diese Riesenbilder hatten Waffen, die mit ihrer Größe überein kamen. Die vordersten auf jeder Seite führ-

ten mit Kupfer beschlagene und in die Höhe gehobene Streitkolben, und schienen wüthend auf diejenigen zuschlagen zu wollen, die sich erkühnen würden, hinein zu gehen. Die folgenden hatten Streithämmer, die dritten eine Art von Ruder, die vierten Äxte von Kupfer, deren Schneide von Feuersteinen war; die fünften hielten einen gespannten Bogen, und den Pfeil zum Schuß bereit; die letzten führten lange mit Kupfer beschlagene Piken, mit einer eben so drohenden Stellung, als die übrigen; doch waren sie alle unterschieden und sehr natürlich. Die inwendigen Mauern des Tempels waren eben so ausgeziert, wie das Dach auswendig. Denn es fand sich eine Art von Kränzen daran, die von großen Meerschnecken gemacht waren, und mit Perlensträußen untermischt waren. In den Zwischenräumen der Muscheln und Perlen erblickte man in dem an dem Dache befestigten Winkel eine Menge sehr wohl gesetzter bunter Federn. Außer dieser Ordnung, die durchgängig über dem Kranz zu sehen war, hingen von allen Orten des Dachs viele Federn und Perlenschnüre herab, welche von verborgenen Fäden gehalten wurden. Unter dieser Decke und diesem Kranze waren an den vier Seiten des Tempels rund herum zwey Reihen Bildsäulen über einander, die eine von Manns- die andere von Weibspersonen in der ordentlichen Größe der Landeseinwohner. Eine jede hatte ihre Blende neben der andern, bloß zur Zierde der Wände, die sonst zu kahl würden ausgesehen haben. Die Mannspersonen hatten Waffen in den Händen, woran Rollen von vier bis

fünf Reihen Perlen mit Quasten an den Enden waren, die von sehr zarten Fäden von mancherley Farben gemacht waren. Unten an diesen Wänden waren sehr wohl gearbeitete hölzerne Bänke, auf welchen die Särge der Landesherren und ihrer Familie standen, über welchen sie Bildnisse der daselbst begrabend liegenden Personen angebracht waren. Sie waren nach dem Leben getroffen. Die Mannspersonen hatten Waffen in den Händen, die Weibspersonen aber nicht. Die leeren Zwischenräume waren mit Schildern die mit Bändern und bunten Quasten geziert waren. Mitten in dem Tempel standen drey Reihen Kisten über einander, da immer eine der andern zum Fußgestelle diente, so daß sie eine Art von Pyramiden formirten. Alle diese Kisten waren voller Perlen, so daß in den größten Kisten auch die größten Perlen waren, und so fort bis zu den kleinsten. Die Menge dieser Perlen war so groß, daß die Spanier gestanden, ob ihrer gleich bey der Einnahme über neun hundert Mann waren, und sie dreyhundert Pferde bey sich hatten, sie doch diese Perlen nicht auf einmahl hätten wegbringen können. Obgleich diese Erzählung etwas auffallend ist, so darf man sich doch eben so sehr nicht darüber verwundern, wenn man bedenkt, daß die Indianer seit vielen Jahrhunderten alle Perlen, die sie gefunden haben, in diese Kisten gebracht haben, ohne eine einzige zu behalten. Außer dieser unzähligen Menge Perlen fanden sich auch große Päcke von Gämsenfellen von verschiedener Farbe daselbst, nebst allerhand Pelzwerk. Rund um diesen Tempel

herum ging ein großes Vorrathshaus, welches in acht Säle von gleicher Größe getheilt war. Diese waren mit Waffen von allerhand Art angefüllt. In dem ersten waren lange mit sehr schönem Kupfer beschlagene Piken, um welche drey bis viermahl umschlungene Schnüre von Perlen gingen; in der zweyten Keulen von ungeheurer Größe, gleichfalls mit Ringen von Perlen und bunten Quasten umwunden; in einem andern Spieße, auf gleiche Art geziert; in den andern Ruder, Schilder, Bogen und Pfeile, auf gleiche Art. Von den Pfeilen waren einige mit Feuersteinen bewaffnet, die bald wie eine Pfrieme, bald wie ein Degen, bald wie das Eisen von einer Pike, oder die Spitze von einem Dolche zugespitzt und zweyschneidig waren. Dieses ist also die Beschreibung dieses Gebäudes, welches zu einem Tempel, zu einem Erbbegräbnisse der Fürsten des Landes, und zugleich zu einem Zeughause diente, und welches von den Spaniern als ein Wunderwerk der neuen Welt angesehen wurde. Hierin suchten die Floridanischen Fürsten ihre ganze Pracht und Hoheit vereint zu zeigen.

Ende des ersten Bandes.

Verzeichniß der Kupfer,

wohin sie gehören.

Nro.		Seite
1.	Ynca Manco Capac, Vater seines Volks.	27
2.	Opferung eines Gefangenen bey den Antiern.	63
3.	Sonnentempel.	83
4.	Rittermachen der Ynca's	124
5.	Der Ynca's Verheurathung der Prinzen vom Geblüte.	162
6.	Bezeigen der Peruaner bey einer Mondsfinsterniß.	112
7.	Religions-Tanz der Brasilianer.	265
8.	Schlange, göttlich verehrt bey den Guayacuruern.	255
9.	Opfer, welches die Floridaner der Sonne mit einem Hirsche bringen.	344
10.	Opfer, welches die Floridaner der Sonne mit ihrer Erstgeburt bringen.	342
11.	Wittwen aus Florida, die ihre Haare auf das Grab ihrer Männer streuen.	371
12.	Floridanerinnen, die ihre Männer im Kriege verloren haben, und ihren Caciken um Beistand anflehen.	371

4 vols., Collated & Perfect,
7/6.

Col. A.P.